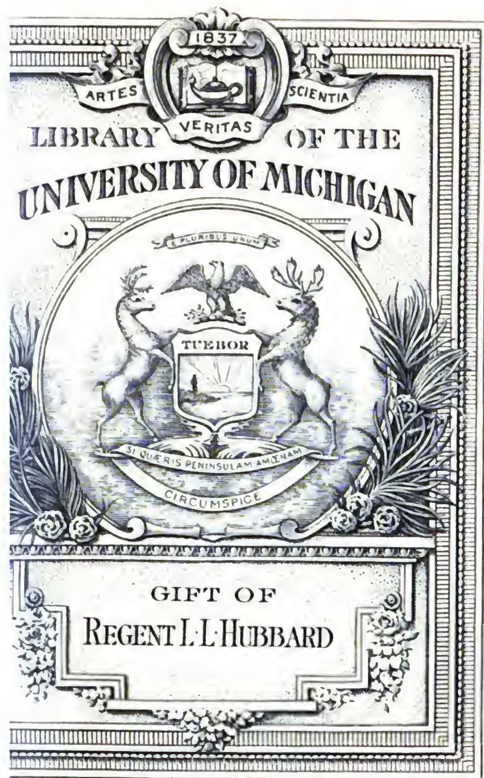
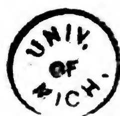



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE
GIFT OF
REGENT L. L. HUBBARD


UNIV. OF MICH.



Brahma

TASCHENBUCH

DER

REISEN,

oder

unterhaltende Darstellung

der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts,

in Rücksicht

der Länder – Menschen – und Productenkunde.

Für jede Klasse von Lesern

von

E. A. W. von ZIMMERMANN.

Zwölften Jahrgangs

Erste Abtheilung.

Mit 12 Kupfern und 1 Karte

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

1 8 1 3.

Vorrede.

Durch die Beendigung dieses zweiten Bandes über Hindostan glaube ich das wichtigste dargestellt zu haben, wodurch sich dieser merkwürdigste Theil Asiens vor Andern auszeichnet. Weder Kosten noch Mühe habe ich gespart aus mehr als vierzig der gültigsten, sowohl älteren als neuesten Reisenachrichten dasjenige auszuheben welches den Leser in Stand setzt das Land, dessen Produkte und Bewohner hinreichend kennen zu lernen. Stets blieb es nur zu bedauern, daß die bisherige Handelssperre es verbot die Werke von Buchanan so wie die Fortsetzung der Asiatic Researches und andere seit den letzten Jahren in England bekannt gemachten Schriften, über Hindostan zu benutzen. Indeß glaube ich dennoch, daß schwerlich ein Buch bei uns, ja selbst in England vorhanden sey, in welchem die Natur dieses Landes, seiner Einrichtung und Erzeugnisse, so wie der Charakter der dortigen Bewohner, in so wenig Blätter zusammengedrängt vor Augen tritt als in den beiden letzten Bänden dieses Taschenbuchs.

Zu den im vorhergehenden Bande aufgezählten Erzeugnissen beliebe man noch den Badamier, oder

wie ihn le Gout de Flaix nennt, den Amandier-Parasol hinzuzusetzen. Diesen Namen erhielt er wegen der sich durchgängig horizontal ausbreitenden Zweige, welche dabei stockwerksweise übereinanderstehend, stets nach oberwärts an Umfang abnehmen. Commerson rechnet ihn unter die Lorbeerbäume. Seine längliche Frucht enthält eine sehr schmackhafte Mandel.

Ein in so vielfachen Hinsichten außerordentliches Land, bewohnt von einem Volke dessen Sprache, Einrichtung und Religion so tief in die Geschichte der übrigen Nationen eingreift, verdient wohl, nach der großen Summe hier dargelegter Thatsachen, einen allgemeinen Rückblick auf das Ganze. Diese Arbeit, welche nicht ohne Schwierigkeiten ist, gedachte ich dem Leser zugleich mit vorzulegen; allein sie hätte diesen Band unförmlich gemacht, vorzüglich da es hiezu einer Uebersicht wenigstens von den Hauptepochen der Geschichte Hindostans und seiner gegenwärtigen politischen Einrichtungen bedurfte.

Dieser 2te Band bietet zugleich verschiedene Zusätze zu den vorhergehenden dar. So z. B. S. 128 die Aufzählung mehrerer Produkte Bengalens.

Beides bleibe daher auf den nächsten Band dieses Taschenbuchs verspart.

Zuletzt ersuche geringe Nachlässigkeiten, z. B. die Wiederholung des Tschunnams bei Madras, zu vergeben.

Auf folgende Verbesserungen ersuche ich vor dem Lesen des Buchs gefällig Rücksicht zu nehmen.

S. 5. Zeile 15 lese man statt keine Vermischung, keine allgemeine Vermischung.

S. 5. Z. 21. statt um sich durch Vermischung u. s. w. um durch u. s. w.

S. 68. Z. 15. statt ab lese man hinab.

S. 96. Z. 7. v. unten, lese man, in dieser Einrichtung bei der weitern Entwikkelung der Societät etwas u. s. w.

S. 137. Z. 4. v. unten, muß heißen $1\frac{1}{4}$ Cadze = 1 Elle.

Als Zeugniß für die Erhabenheit der Dichtkunst der Hindus hätte ebenfalls noch aus dem Paulinus ein vorzüglicher Kriegsgesang (Paul. S. 366 u. f.) verdient aufgeführt zu werden, wenn es der Raum nicht verboten hätte. Ich verweise daher jezt darauf. Auch muß ich es hier nachholen, daß die Stellen aus dem Sacontala nach der Uebersetzung unsers treflichen Ge. Forsters sind, der der kultivirten Menschheit viel zu früh entrissen ward; er benannte das hindostanische Drama mit Fug den entscheidenden Ring.

S. 168. Z. 12. von unten, lese man statt keine eine.

S. 200. Z. 9. v. unten l. m. Ryot st. Riol.

S. 210. Z. 6 u. 7. lese man ein unsichtbares, von allen Bekannten zu abstrahirendes Wesen u. s. w.

S. 213. fehlt nach der lezten (untersten) Zeile folgende Zeile: Die überging in eines schönen Eies Form: Geschafne Wesen u. s. w.

S. 222. Z. 13. v. unten, statt Shiwe Noder — Shiwen oder. Uebrigens muß ich noch hinzufügen, daß die Sitten der fremden, in Hindostan angesiedelten, also in sofern dem Lande nicht angehörenden Nationen, z. B. die der Mongolen und Euro-

päer, nicht weitläuftig angezeigt sind, dennoch die folgende kurze Geschichte der wichtigsten Ereignisse und Veränderungen in Hindostan, noch mehreres Dahineinschlagendes enthalten werde, so wie nicht minder die Hauptsachen über die heutige politische Lage des großen Landes.

Sehr wider meinen Willen sehe ich mich dießmal genöthigt diese Vorrede noch für einen Theil der Leser zu verlängern.

Die Aufmerksamkeit und Billigkeit mit welcher dieses Taschenbuch, welches man jedesmal zu einer festgesetzten Zeit von mir erwartet, bishero aufgenommen worden ist, machten es zur Pflicht, solche Recensionen welche mehreres daran auszusetzen fanden, wenn ihr Tadel gegründet war, zu benutzen, oder den ungegründeten mit bescheidenem Stillschweigen zu übergehen. Dieß war seit langer Zeit mein Benehmen auch in Rücksicht meiner übrigen Arbeiten, denn nichts scheint mir der Würde eines Schriftstellers, welchem Verbreitung der Wahrheit und nützlicher Kenntnisse am Herzen liegt, so sehr zuwider als litterarisches Hetzen und Balgen.

Auch jetzt würde ich daher zu einer Recension des vorhergehenden Bandes dieses Taschenbuchs schweigen, welche sich im Novemberstücke der Weimarschen geographischen Ephemeriden 1812 findet. S. 329 — 334, hätte der Verf. mir nicht geradezu alle Besinnungskraft abgesprochen, und zugleich dem Publikum angedeutet, das Taschenbuch sänke zu dem Heere seichter Pamphlets her-

ab welches jezt unser Lesepublikum überschwemmt.

Das schicklichste scheint mir hiebei, die hauptsächlichsten Fehler, welche der Hr. Recensent mir vorwirft, hier genau den Worten des Taschenbuchs gegenüber zu stellen, und den Leser selbst urtheilen zu lassen.

Einer der härtesten Vorwürfe ist unstreitig der, woraus nicht mehr und nicht minder hervorgeht, als daß ich ein völlig sinnloser Schriftsteller sey, es ist folgender: In vielen Stellen (heißt es S. 333) nennt Hr. v. Z. Hindostan ein großes Dreieck, das aber eigentlich ein großes Viereck sei. Rec. gesteht daß er sich bei dieser mathematischen Merkwürdigkeit nichts denken könne. —

In diesem Beiworte, mathematische Merkwürdigkeit kann wohl kein anderer Sinn liegen, als ich wisse ein Dreieck nicht mehr von einem Viereck zu unterscheiden!

Hier sind dagegen meine eigene Worte.

S. 16 des T. B. Zeile 8 von unten heißt es — etwas über (sollte heißen unter) dem 8ten Breiten-Grad des großen Dreiecks, des vormaligen Dekans u. s. w.

Ferner Ebendas. Z. 4. von unten — „Faßt man dieser (dort angezeigten) Gränzbestimmung zufolge ganz Hindostan ins Auge, dann zeigt sich nicht etwa ein Dreieck, sondern ein rautenförmiges, jedoch nicht gleichseitiges, großes Viereck."

Jede, selbst die schlechteste Karte bietet Hindostan dem ersten Anblick nach, als ein großes Drei-

eck dar, wovon die Verlängerungen der Küste von Coromandel und von Malabar die beiden längsten Seiten bilden, während daß der Nerbudda der vom Cambayischen Meerbusen das Land fast queer durchschneidet und dem nur als Basis eine kleine Strecke Landes bis zum Bengalischen Meere hinzuzusetzen ist.

So definirte man ja selbst nach Rennels eignen Worten vormals Hindostan.

The Nerbudda River, (sagt er Mem. p. XX. is indeed the reputed southern boundary of Hindostan as far as it goes, and the southern frontiers of Bengal and Bahar compose the remainder of it. The countries on the south of this line, according to the Indian Geographers, go under the general name of Decan etc.

Er sagt dann ferner ebenfalls daß man ganz Hindostan, oder das Reich des Moguls hierunter, wegen der weiter nordlich gelegenen Theile nicht begreifen dürfe. Hatte ich also nicht Ursach ausdrücklich zu sagen, man solle nicht dieser Abtheilung folgen und ganz Hindostan für ein Dreieck, sondern für ein Viereck annehmen? wo ist hier die mathematische Merkwürdigkeit, d. h. der Unsinn des Verfassers?

Auf eben der Seite der Recension heißt es ferner „S. 13. des Taschenbuchs wird erzählt, daß unser Hahn und Henne im Stande der Natur leben" Rec. frägt hierauf „thun sie das bei uns nicht auch?" Dieß ist denn freilich eine merkwürdige Entdeckung welche die Naturforscher dem Hr. Rec. zu verdanken haben; er muß nämlich wissen, daß Europa so wie Hindostan unser Huhn

im wilden Zustande ernährt, bis jetzt suchte man vergeblich dergleichen, und dieß läßt uns hoffen, daß der Hr. Rec. auch noch wohl den Puter, den Esel, das Pferd und selbst unsere Cerealien in Europa im wilden (natürlichen) Zustande entdecken werde. Sonnerats Bemühungen, zu beweisen daß unser Huhn im wilden Zustande sich in Hindostan vorfinde, welche ich S. 216 u. f. mit Recht umständlich angezeigt habe, scheint er, wahrscheinlich weil er an der bloßen Einleitung meiner ihm zufolge seichten und planlosen Arbeit, wie er sie nachmals mehrmal betitelt, schon genug hatte, zu lesen nicht der Mühe werth gefunden zu haben: hätte er dieß gethan, dann zog doch diese Unterlassung eben so sehr den Schein vorsätzlicher Verleumdung nach sich wie die obige mathematische Merkwürdigkeit.

Im Taschenbuche heißt es S. 39 — „diese unsteten Bergvölker sind in sofern nicht gänzlich ohne Kultur, daß sie doch Pfeffer bauen, und ihn auf die Märkte bringen.

Der Rec. sagt dagegen: solche Völker lassen sich überall finden. Man könnte mit eben dem Rechte sagen, die Hottentotten sind nicht ohne Kultur weil sie das Wild zu erlegen verstehen. — Also ist ein Ackerbauendes Volk, das sogar mit seinen Früchten Handel treibt dem Jägervolke gleich; also kein Unterschied unter dem Neuholländer der das Kanguro jägt und dem Feldbauer! die niedrigste Stufe des Menschenvereins und die höhere sind dem Rec. gleich.

S. 5. des T. B. heißt es; nachdem ich von den vorzüglichen Kenntnissen der Braminen überhaupt geredet: „Wiederum zeigt sich die Tiefe und Fülle des Geistes in den alten Schriften, die nur diesen Braminen verständlich sind, in Rücksicht der Lehre von Gott und der Geschichte der Schöpfung. Hierauf sagt der Hr. Rec. „Wie kann man denn diese Tiefe und Fülle kennen wenn man nicht etwa selbst ein heimlicher Bramine ist? Also konnten diese Braminen (die gelehrten, die Pandits) in der alten Sprache, im Samscrit, die allerdings den übrigen Hindus unverständlich ist, gar Niemanden Unterricht geben? Haben sie dieß nicht mehreren Europäern gethan und thun sie dieß nicht noch? Wo hätte sonst Anquetil, Jones und viele andere Engländer ihre Kunde dieser Sprache her? waren diese deßhalb heimliche Braminen?? Auf wessen Seite ist nun das Lächerliche?

Um zu zeigen wie schlecht meine Schreibart sey, und zugleich was für unrichtige Thatsachen ich beibringe, führt der Rec. folgende Stelle der Einleitung des T. B. S. 9. an. „Seit undenklicher Zeit bot ein reicher Boden, hier weder von starken Erdbeben, noch großen Meeres-Einbrüchen gestört, seinen durch das treflichste Klima zur höchsten Vollkommenheit ausgebildeten Reichthum der Pflanzen- und Thierwelt, dem Menschen dar. Und wann letzterer, mit dem Ganzen im Einklang, in eben so ruhiger Thätigkeit, die ihm vor Augen gelegten Schätze zu benutzen verstand, dann begreift man noch bestimmter wie bereits im grauesten Alterthum

hier der Sitz der Kultur und der Humanität zu Hause gehören mußten."

Man muß fragen, sagt der Rec. woher der Verf. weiß, was seit undenklichen Zeiten geschah? In den Zeiten von denen wir Kunde haben sind allerdings Erdbeben in Hindostan bemerkt worden, und Hr. von Z. schreibt selbst die Trennung der Insel Zeilan vom festen Lande den Einbrüchen des Meeres zu. Auch ist es nicht wahr, daß Indien keine deutliche Spuren von Vulkanen aufzuweisen hat. In Caschemire ist der Vermoden ein noch rauchender Vulkan, und in den ostlichen Gegenden giebt es mehrere ausgebrannte Vulkane. Was hat aber der Mangel an Vulkanen mit der ruhigen Thätigkeit oder gar mit der Kultur gemein? Und wie kann man begreifen, daß hier der älteste Sitz der Kultur sein müsse, wenn die Leute sich darauf verstanden den Boden zu benutzen?

Hierauf erwiedere ich Folgendes. Ausdrücklich habe ich nur behauptet, seit vielen Jahrhunderten sey Hindostan durch keine starke Erdbeben erschüttert worden. Dieß behauptet ebenfalls le Gout de Flaix: l'on n'y appercevoit ni aucuns indices qui decelent des bouleversemens, indices qu' offrent partout les contrées situées dans le voisinage des Volcans etc. und diese Behauptung bestärkt er noch durch folgendes: die fruchtbare Gartenerde sey hier 10 bis 12 Fuß dick.

Auch Pennant, (View of Hindostan) stimmt überein. I have been told that earthquakes have been rarely felt in Hindostan, which shewes that the volcanic fury has been long exhausted;

dennoch lernt man eben aus ihm, daß dem Berichte des Hrn. Goddard zufolge, in der Gegend von Calpi unweit des Jumna, Schlackenähnliche Materien, dort Concan genannt, häufig vorkommen. Dieß ist bekanntlich auch der Fall bei uns am Rheine, wo, die Basalte abgerechnet, mehrere Arten von Lava und Glasflüsse in derselben, wie sie noch jetzt die lebenden Volkane erzeugen, vorkommen, obgleich die Wirksamkeit dieser vormaligen Volkane, so wie in Hindostan, durchaus in die unbestimmte Vorzeit des grauesten Alterthums gehört, wohin denn ebenfalls die Losreißung Ceilans zu setzen ist. Daß wie fast in jedem Lande, selbst noch jetzt in unserm Deutschlande und angränzenden Reichen, zu Zeiten unbedeutende Erderschütterungen in Hindostan gefühlt werden, welches auch L. Valentia bezeugt, dieß hindert offenbar nicht daß der Einwohner ruhig und ohne Zerstöhrung durch verwüstende Erdbeben, seiner Städte, Dörfer und sonstiger Einrichtungen, mehrere tausend Jahre den Boden bauen, und in allen fortgehen kann was zur weitern Kultur gehört; und dieß hängt also mit der ruhigen Thätigkeit zusammen, was freilich der Hr. Rec. nicht begreifen zu wollen scheint. Daß es an den nordöstlichen Gränzen des Reichs, sagt der Rec., nach Hr. Sicters Zeugniß, Beweise von Volkanen gebe, welches ich nicht ableugne, obgleich in jenem Citate gar keine Authenticität noch auch eine Zeit bestimmt ist, daß aber der Vermoden noch jetzt in Caschemire rauche, mag der Hr. Rec. aus mir unbekannten Quellen oder durch Correspondenz wissen; und wenn es

wahr ist, so danke ich für diese Belehrung, obgleich Caschemire nur an das große Gränzgebirge Tibets reicht, und gerade am wenigsten mit Hindostan übereinkommt, da selbst die englischen Nachrichten ausdrücklich sagen, dieß Land leide häufig durch die Erdbeben, und ist also dem Pennant und le Gout zufolge, darin von dem übrigen eigentlichen Hindostan gänzlich verschieden.

Daß dem Rec. zufolge (S. 332 der Rec.) aber eine Landschaft nicht durch einen See verschönert wird, dieß hängt nun freilich von seinem besondern Geschmack ab, da sonst für jeden Landschaftsmahler und jeden Besitzer eines Landguts ein Gewässer als belebende Abwechselung der Naturscenen (a fine piece of Water) von hohem Werth ist; und so fanden es auch die Beherrscher Hindostans bei Caschemire und nannten es, unstreitig wegen dieses Reichthums der Scenen, den Garten der Gärten.

Uebrigens kann die heutige Gestalt dieses herrlichen Thals und dessen Umgebungen allerdings Anlaß geben, es so wie die Astruni und den Lago d' Agnano für einen sehr großen antiken Crater anzusehen.

Doch schon zu viel Zeitverlust, da es einem Rec. der oft nicht einmal auf das Innere eines Buchs Rücksicht nimmt, sondern größtentheils bei der Einleitung stehen bleibt, sehr viel bequemer ist, dem Verfasser Beschuldigungen aufzubürden, als diese genau zu widerlegen; nur noch etwas über den Vorwurf meiner völligen Nachlässigkeit und Planlosigkeit.

In mehreren Vorreden zu diesem T. B. und noch zuletzt in der 2ten Abtheilung für das Jahr 1809, habe ich bestimmt den eigentlichen Zweck dieser Arbeit angezeigt. Hiernach war von nichts weniger die Rede als von einer wirklichen Geographie. Wenn gleich die Verbreitung geographischer Kenntnisse von jedem Theile der Erde, seinen Erzeugnissen, und Bewohnern nach den gültigsten und neuesten Reisenden, zur Hauptgrundlage dieser Arbeit dienet, so waren dennoch hiebei das weitere Entwickeln der Civilisation selbst unter rohern Nationen, das stets bessere Benutzen des Bodens und seiner Erzeugnisse, das hohe Verdienst des Handels und der ruhigen Gewerbsamkeit um die gesamte Menschheit, und daher der große Werth ächter, nur allein auf Volksglück und Moralität abzweckender Monarchie keine Gegenstände von geringerer Wichtigkeit bei dieser Arbeit. Sie führten ebenfalls die bequemste Gelegenheit herbei, die weisen Einrichtungen der Schöpfung, wie auch vieles die Geschichte unserer Erde erläuterndes vorzulegen. Begreiflich mußte daher, bei dem Wunsche, vielartige Leser zu befriedigen, für bedeutende Abwechselung der Materien gesorgt werden, und in sofern das Ganze oftmals fragmentarisch erscheinen.

Sonach fiele dann der so oft von Hr. Rec. wiederholte Vorwurf der Planlosigkeit von selbst hinweg. Die ersten Bände dieses T. Buchs haben sogar noch eine größere Abwechslung der Gegenstände, ich habe es nachmals versucht die Ordnung der Materien weniger zu unterbrechen, doch wür-

de eine strengere Befolgung dieses Ganges sicher wenigere Leser finden, und da die Summe der vorzutragenden Gegenstände hiedurch nicht verliert, so werde ich weiter hierin nicht viel abändern.

Zugleich hatte ich von jeher darauf aufmerksam gemacht, wie genau ich an die Zeit der Beendigung eines jeden Bandes gebunden sey, und auch schon deßhalb nicht bloß Nachsicht erwarten sondern fordern dürfe.

Sollte übrigens der Hr. Rec. Pamphlets liefern die eben so allgemeine und reichhaltige Uebersichten großer Länder und ihrer Bewohner enthalten als jeder gerechte Beurtheiler diesem, wenn gleich sicher in verschiedenen Hinsichten mangelhaften T. B. der Reisen zugestanden hat, so werde ich der eifrigste seiner Leser seyn.

Hiemit genug dieser ekeln Selbstvertheidigung und unnützen Arbeit, ich war sie den Lesern dieses T. B. schuldig, werde übrigens zu jeder weitern Fehde auch deßhalb schweigen; weil mein Hr. Rec. so gänzlich mir entgegen denkt, daß er sogar den Kriegs und = Verheerungszug Alexanders, gegen schuldlose Völker deren Länder und Namen ihm zuvor gänzlich unbekannt waren, vertheidigt; da mir hingegen weder Talente noch auch der Königsmantel, die von jenem unschuldigen Volksblute triefende Mörderfaust verschleiern.

Zuletzt danke ich noch einem Unbekannten für die Gefälligkeit seiner schriftlichen Bemerkungen über das Aeußere des Taschenbuchs. Der größere Druck schien dem würdigen Hrn. Verleger wegen

der häufigen Klagen über die zu geringe Größe der Schrift, nothwendig, und die Verschiedenheit der Güte der Kupfer hängt offenbar zum Theil von deren Originalen selbst ab, indeß wird man suchen diesen Unterschied in der Folge so viel möglich weniger bemerklich zu machen.

Braunschweig, den 7. April 1813.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1 — 13
Der Bewohner von Hindostan . . .	10 — 352
A. Der Original Bewohner.	
B. Der Fremde.	
A. Der Hindus. das Aeußere . .	10 — 14
der Charakter	15 — 19
Seine Ernährungsarten und Wohnungen	19
Dörfer, Städte — Agrah	21 — 28
Dehli	29 — 31
Lucknow	32
Sonderbares Fuhrwerk mit Elephanten	34
Die Imam Barra, ein religiöses Gebäude nebst dortigem Feste	35
Lahor und dessen bewundernswürdiger Pallast	37 — 39
Guzurate und Amadabat	40 — 44
Kleidung der Hindus und Schmuck .	44 — 50
Zubereitung der Speisen	51 — 53
Der Landbau und die verschiedenen Getreide.	54 — 55
Die Baumwollenreinigung und der Mohnbau	56 u. f.

	Seite
Die Oelpresse	58
Einrichtung eines Dorfes bei Benarez	60 — 66
Gewerbe und Handel. .	67 — 138
Die verschiedenen Casten	67 — 98
Die Braminen und ihre Abtheilungen	68 — 80
Die Tschetries, (Radjas) und ihre Abtheilungen	81 — 82
Die Waschis	82 — 84
Die Soudras oder Schouders . . .	84
Abtheilung unter dieser Handwerkscaste	85 — 89
Einfachheit ihrer Werkzeuge	86 — 88
Die Parias und Puliah, gänzlich von den übrigen ausgeschlossen . .	90 — 95
Schädlichkeit der Casten unsrer Zeiten	96 — 97
Die wichtigsten Baumwollenzeuge, über 124 Arten	100 u. f.
Die Guineas, Percale, Salampouris und Schnupftücher	101 u. f.
Ihre Bearbeitung zum Färben durch Stealit und Myrobalanen für die Chaye Wurzel (Adenlandia umbellata)	103
Einige der vielen übrigen Zeuge . .	105
Die seidenen Zeuge, ohne und mit Gold oder Silber	106 u. f.
Surate, als wichtige Handelsstadt .	107
Ihre vielartige Bevölkerung	108
Dortiges Thierhospital	110
Schifbau und Totalwerth ihres Handels	111 u. f.
Bombay	114 u. f.
Noch andere bedeutende Handelsplätze von Malabar	116 u. f.

Einige

	Seite
Einige der entgegenstehenden Küste Coromandel z. B. Madras . .	119 u. f.
Handel verschiedener europ. Nationen	123 u. f.
Handel Bengalens	124
Reichthum des Ganges an Fischen	128
Die wichtigsten Handelsprodukte Bengalens	129 u. f.
Sehr altes Handelsgesetz der Hindus	131
Roms erstaunlicher Geldverlust durch Ostindien	132
Anzahl der (1791) dort activen Ostind. Schiffe	133
Sonderbare Art den Handel dort zu betreiben	133
Die dort gewöhnlichsten Geldsorten .	134 u. f.
Dortige Maaße	136 u. f.
Sprache, Wissenschaften und Künste	138 — 208
Der Samskrit, Quelle vieler europäischen Sprachen	139
Seine Aehnlichkeit mit dem Lateinischen, Griechischen und Deutschen . .	144 — 148
Seine Vorzüglichkeit	148 u. f.
Die heutigen Sprachen Hindostans .	149 — 150
Die ältesten Schriften Hindostans die Vedams und ihre Eintheilung .	151 — 153
Die Fabeln des Vishnuserman, die Quelle des Aesop	154 u. f.
Einige der schönsten Stellen aus dem Sacontala oder dem entscheidenden Ring, einem Drama	156 — 162

Strophen aus dem Heldengedicht Maharabat . . . . 163—165
aus dem Gesetzbuch des Menu, merkwürdig wegen der Schöpfungsgeschichte . . . . 166 u. f.
Dortige Musik, und Tonleiter . . 168 u. f.
Instrumente . . . . 170 u. f.
Tanzkunst, die Devedaschis . . . 171—176
Die übrigen schönen Künste . . . 177 u. f.
Die tiefern Wissenschaften.
Die Rechenkunst hier erfunden und dortige Schulen 178
Astronomie der Hindus, die poetische, die der Pauranicas 179
die wahre, die der Jiatisbias . . 180
Ihre Fertigkeit die Finsternisse zu berechnen 181
Man kannte dort das große Jahr . 182
und das Sonnen-Jahr genauer als Hipparch und Ptolomäus . . . 183
Das Observatorium zu Benares nach Barker und le Gout . . . . . 184—187
Sonstige astronomische Monumente . 188
Die Arzneikunde 189
Merkwürdiges Recept zur Empfehlung des Arseniks 190
Geschichte und Chronologie . . . 193 u. f.
Staatseinrichtungen 197
Gesetze 200
Ordalien und Strafen . . . . . . 202—205
Moral . . . . 206 u. f.

Seite

Religion und Kultus . . 208—271

Erhabene Idee von Gott. . . . . 210—211
Jones herrliche Hymne nach den Ideen der Hindus . . . . 212 u. f.
Dortige Lehre der Emanation 215
Erschaffung der Natur, der Dreieinigkeit (Trimurti) und der übrigen Geister 215
Die Lehre von dem Falle der Engel 216
Die Seelenwanderung 217
Hollwell findet die christliche Religion in der der Hindus 219
Zusammenhang der Dogmen der Hindus 220 u. f.
Brahma 222
Wischnu und seine Verwandlungen . 223—225
Shiwa und die daher entstandne Sectentheilung . . . . 226 u. f.
Vorzüglichste Untergottheiten, Budha, 228
Kamadova, (Cupido) Ganewadi, Derma; Ruderu u. a. . . . . . . 232 u. f.
Die Genien, ihrer sind über 300 Millionen 234
Penaten und sonstige Gegenstände der Verehrung . . . . 235 u. f.
Die Tempel oder Pagoden, ihre Eintheilung, Bauart und Pracht . 236—241
Die Bewundernswürdige Pagode von Jagrenat, ihr hohes Alter . . 242
Die in Felsen gehauenen Pagoden . 245 u. f.
Illura und Kalpuri (Felsenstadt) . . 246 u. f.

Gottesdienst, Opfer und Feste.

Das widrige Fest Quedil . . . . . 253 u. f.

Seite
Das Fliegenfest 254
Schrecklicher Bigottismus beim Feste Tirounal . . . . 255 u. f.
Das Neujahrfest 258
Fest der glühenden Kohlen, das Wassenfest u. andere . . . . . . 259—262
Reinigungen und wahnsinnige Büssungen . . . . 264—265
Der Zauberblick (Toqueillade) und seine Wirkung . . . . 266 u. f.
Die Bahzighurs und Nuts, Aehnlichkeit mit den Zigeunern . . . . . . 267—269
Heirathen der Hindus . . . . . . 270—276
Die Zenana (Serail) 277
Anhänglichkeit des Weibes an den Mann 279
Aufopferung der Witwe durch Feuer 279 u. f.
durch Erstickung . . . . 283 u. f.
Polyandrie bey den Nayren 285
Leichenceremonien der Hindus . . . 286 u. f.
Einige sonderbare Gebräuche . . 290—294
Sklaverei . . . . 290 u. f.
Das Dherna 291
Tödten der Töchter 293
Das schreckliche Joar 294
Kriegswesen . . . . 295—297
Feuerpfeile (Art von Raketen) Fugeitos und Leuchtkugeln 295
Gewöhnliche Waffen, Vertheidigung überhaupt 296
Spione (Hirkar) 297

Seite

Vergnügungen. . . . . . . 298—302
Die Jagd 298
Das Schachspiel und dessen Erfindung 299
Merkwürdige Veranlassung dazu . . 300
Der Name Exchequer (engl. Schatzkammer) wird davon abgeleitet . . 302
Das Spiel der 4 Könige . . . . . . ebendaselbst
Verschiedene Arten des Palankins und der Hauda 303
Das Tschoultri und die Reisenden . . 304
Die Gesammt Bewohner Hindostans 305 u. f.
a) Besondere Völkerstämme der Hindus
Die Mahratten 300
Ihr Gebiet, Macht, Regierung u. s. w. 308—310
Die Rasbutten 312
Die Seiks . . . . 313 u. f.
Die Ceilaner, Singalesen . . . . .
Die Dschaten 318
Uncivilisirtere Völker Hindostans . . 318
Versuche die ganze Population Hindostans zu schätzen . . . . 319 u. f.
Die Gesammtzahl der Einwohner Hindostans steigt auf 111 Millionen 320
Die des brittischen Indiens auf 50 Millionen . . . . ebendaselbst
Vergleich der dortigen Volksdichtigkeit mit der unsrigen 321
B. Die fremden dort angesiedelten Nationen . . . . 322 u. f.
Die Mogolen oder Mongolen . . . 324 u. f.
Gestalt, Charakter, Sitten 325

	Seite
Armeen von Fakiren (zelotische Mönche)	326
Dortige Regierung der Mongolen .	328 u. f.
Der Großmogol, seine Macht, Einkommen und Pracht	332
Ungeheure Schätze	333 u. f.
Palläste	336 u. f.
Ihre Jagden (Löwenjagd) und anderer Zeitvertreib	339
Die Afghanen und Rohillas	340. 341
Die Perser	342
Die dortigen weissen und schwarzen Juden und ihr hohes Alter in Hindostan	342. 343
Afrikaner]	343. 344
Europäer, die Thomaschristen . . .	344
Tabellarische Uebersicht der Arealgröße von Hindostans Provinzen. . .	347 — 49

Herabgesetzter Preis von acht Thalern auf drei Thaler, des Taschenbuchs:

Minerva

1ter bis 4ter Jahrgang

oder:

der Jahre 1809—1812.

Mit vielen Kupfern zu Schillers dramatischen Werken.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.

Es bedarf ein Taschenbuch nicht erst empfohlen zu werden, das schon so gültig empfohlen ist, das seit 5 Jahren sich in so vielen lieben Händen befindet, das den Scharfsinn mit dem Witz, den Ernst mit dem Scherz paart und so vielen eine liebliche Unterhaltung gewährt hat. Unsere beliebtesten Schriftsteller und Schriftstellerinnen haben dazu ihre ausgesuchtesten Beiträge geliefert (Bredow, Boettiger, Buri, Fr. Kind, Langbein, Caroline Pichler, Seume, Starke, Streckfuß, Etatsrath v. Zimmermann und andere mehr).

Aber einen eigenen und seltenen Werth erhält dieses Werk für alle Freunde unsers (hochgepriesenen verewigten) Schillers, durch die Menge der von unserm allbeliebten Ramberg meisterhaft componirten Kupfern, zu Don Carlos, Jungfrau von Orleans, Wallenstein und den Ge=

dichten, mit der geistvollen Erklärung von Hrn. Hofrath Boettiger. Es ist und soll in den folgenden Jahrgängen auch ferner seyn, eine fortlaufende schöne Bildergallerie zu Schillers dramatischen Werken, lieb und werth jedem, der den großen Dichter verehrt, um hier seine Kraft und Kunst in Anschauung zu lieben und zu bewundern. Gemäß den Wünschen vieler Leser und Leserinnen hat der Verleger den Preis der vier ersten Jahrgänge auf drei Thaler, und also um die Hälfte herabgesetzt, so wie auch einzelne Theile in gleichmäßigerm Verhältniß abgelassen werden.

Der 5te Jahrgang für 1813 enthält die Kupfer zur Maria Stuart, und kostet 2 Thlr.

Einleitung.

In einem Lande wie wir nun Hindostan kennen lernten *), woselbst Himmel und Erde mit einander um Vorzüglichkeit wetteifern, wo die Natur das Reich der Pflanzen und der Thiere, ja, sogar das unorganische, todte Mineral in höchster Fülle und Schönheit darbietet, in einem solchen Lande vernachlässigte sie sicher nicht die Krone der Schöpfung, den Menschen. Sowohl an reicher Bevölkerung als an Vorzügen der Race mußte er hier andere Nationen überwiegen.

Besteht die wahre Bestimmung, die ächte Würde des Menschen nur in der Entwickelung seiner körperlichen und geistigen Kräfte zur Ausbildung einer Societät, in welcher, bei ungekränktem Genuß der Gaben der Erde und bei sicherm Benutzen des Wohlerworbenen stets das Wohl der Gesellschaft in jeder Richtung vorwärts schreiten soll, dann darf man in Hindostan, in diesem Centralverein aller Schätze der Natur, einen Bewohner erwarten der, heiter wie sein

*) M. s. den vorhergehenden Theil des X. B. der Reisen.

Himmel, durch ruhige Vernunft über seine Nachbarn in alle dem hinausragt was die häusliche und allgemeine Glückseligkeit ruhig befördert.

Und als einen solchen wird sich uns auch der Hindus zeigen.

Allein mußte nicht eben diese aus der Natur des Menschen hervorgehende Friedlichkeit, zu jenen Vorzügen des Landes hinzugedacht, den von Natur minder begünstigten, rauhern Völkern, denen Gebirgsbewohnern, welchen Hindostan im Gesichtskreise lag, und es gleichsam umkränzten, zum steten Reiz, zur Lockspeise für ihre Genußgierde dienen?

Wie in unserm Welttheil zu Anfange der Republik Roms, der rohe Gallier und nachmals der ihm ähnliche Gothe stets mit Raublust auf das üppige Italien hinblickten und es für gemächlicher achteten sich durch Würgen oder Verjagen der Eigenthümer des schönen Landes zu bemeistern, als ihr eigenes schlechteres durch dauernde Anstrengung und Kultur in ein besseres, ergiebigeres umzuschaffen; auf ähnliche Weise stürzte der wilde Tatar, und der intolerante Mongole von seinem Erdbuckel auf Hindostan herab, und selbst der Perser, wenn gleich der Bewohner eines bessern Landes als jene, fühlte sich aufgeregt unsere friedliche Indier zu berauben und zu unterjochen.

Hindostan mußte mithin seit langer Zeit ein Schauplatz aller Greuel des Krieges werden. Und da der Originalbewohner, gefesselt an sein

Vaterland, sowohl durch dessen Treflichkeit, als durch die Sitte und Religion seiner Väter, das Erdulden der härtesten Tyrannei jener Wütriche dem Auswandern vorzog, so reihete sich dort eine Blutscene fast ununterbrochen an die andere.

Zwar hatten die Hindus seit grauer Zeit bei ihrem Volksverein einem eigenen Stamme, oder eigener Caste, den Xetris, (Tschetteries) als einem gebornen, erblichen Militair, die äußere Sicherheit des Staats anvertrauet *). Diese Caste nimmt als solche die ganze Last der Vertheidigung auf sich, und opfert ihr Blut für den Staat, während alle übrige Bürger-Klassen ruhig ihren Geschäften und Gewerben nachgehen, sie erhält deshalb die gerechte Ehre des zweiten Ranges unter den Volksklassen; die Fürsten und Könige werden nur aus ihnen gewählt. Allein auch selbst diese, wenn gleich kriegerische Caste ist aus dem Blute der Hindus. Klima, Sitte, Religion und Beispiel der Nebenbürger der übrigen Casten milderte auch in ihr das traurige Geschäfte des Würgens, und die zum Wüten gegen Mitmenschen nothwendige Hemmung der menschlichen Gefühle. Zum höchsten bewirkte sie pausenweise das gänzliche Vernichten und Verjagen ihres gesammten Volkes.

Aber gesetzt, jene Barbaren hätten es endlich vermogt den edlen Menschenstamm der Hindus gänzlich auszurotten oder doch zu vertreiben, würden wohl dadurch die Kriege auf dieser herr-

*) M. s. hievon weiter unten.

lichen Erde ihre gänzliche Endschaft erreicht haben? Keineswegs; denn jene Großräuber fielen sich sodann untereinander selbst an, und zerfleischten sich wie Raubthiere um den wohlgenährten Leichnam.

Und was Wunder? Da Hindostan bereits in den frühesten Zeiten nicht bloß durch seine Landesschönheit glänzte, sondern durch so erstaunliche Massen der edelsten Metalle, daß es noch jetzt unbegreiflich bleibt wo diese ihren Ursprung genommen haben, da in unsern, mit Indien weit besser bekannten Zeiten, sich dort weder Gold- noch Silberminen zeigen. Dennoch scheinen sie damals vorhanden gewesen zu seyn: denn im Jahre 769 schleppte einer der Kalifen bei seinem Raubzuge gegen Cabul große Götzenbilder von massivem Golde mit sich fort; Sultan Mahmud raubte dort um das Jahr Ein Tausend, da er auf ähnlich schändliche Weise die harmlosen Hindus überfiel, aus einem einzigen ihrer Tempel 700000 goldne Münzen außer 28000 Pfund Gold und Silber in Gefäßen, nebst 1600 Pfund Gold und 28000 Pf. Silber in Barren, ohne der zuvor *) angeführten ungeheuren Summe Juwelen zugedenken. Und dieß alles war doch nur ein geringer Theil von den Schätzen welche die ihnen nachfolgenden mächtigen Ungeheuer, z. B. Timur, Baber, und späterhin Nadir Shah,

*) M. s. den vorhergehenden Theil des X. B. der Reisen. S. 102.

unter unerhörten Greueln und Metzeleien von dem Reiche erpresseten.

Weit weniger müssen uns aber diese in der Natur jener wilden Krieger und der der friedlichen Hindus gegründete Ereignisse in Verwunderung setzen als folgendes hiebei bemerkbare Phänomen.

Hindostan ward *) gleichsam wie ein Spielball von einer Hand dieser gefühllosen Menschen in die andere geworfen. Einige derselben weilten selbst lange in dem schönen Lande, und viele aus ihrer Bande siedelten sich dort an.

Alles Unterjochens, Eindringens und Ansiedelns ungeachtet jener mächtigen fremden Horden ging dennoch daraus keine Vermischung der Originalbewohner mit jenen, nie eine neue Menschenvarietät, eine Mestizenart, hervor. Der reine Stamm der Hindus, die oberen Casten, so schwer sie unter diesen Tyrannen seufzeten, sahen selbst in ihren Leiden mit zu tiefer Verachtung auf diese Räuberbrut herab, um sich je durch Vermischung mit ihr das edle Blut zu entehren.

Als die unglücklichen Bewohner der neuen Welt, das Opfer der Cortez, der Pizarren, Almagros und anderer Wüteriche wurden die sich Christen nannten, so überließ sich theils gezwungen, theils aber durchaus freiwillig das

*) M. s. weiterhin über die dortigen Revolutionen.

andere Geschlecht in Amerika, bald den Mördern der Ihrigen, und es entstanden in kurzem mehrere Abstufungen neuer Varietäten oder Mittelschlachten, Mestizen, gelbe Castizen, rothe Castizen, Kabuglen und andere.

Welch ein verehrungswerther Contrast dagegen in Hindostan!

Gleich jenen Frauen der alten Deutschen die sich, nach der Niederlage des Deutschen Heeres durch die Römer, selbst das Leben nahmen, um sich nur nicht den fremden Siegern Preis gegeben zu sehen; auf gleiche Weise zeigten sich die tugendhaften Weiber der Hindus.

Höchst verehrungswerth bleibt diese Auszeichnung Hindostans. Die Nation steht in solcher Rücksicht eben so isolirt unter allen übrigen Asiaten da, als das Land selbst; denn dieses hat ja die Natur ebenfalls von den benachbarten Ländern gleichsam mit Sorgfalt getrennt; es ist in allen südlichen Richtungen durch den Ocean umschlossen, in allen nördlichen aber durch hohes Kettengebirge oder große Sandwüsten.

So also auch der Hindus selbst. Weder der Mogol oder Mohr oder der Europäer, ob gleich seit Jahrhunderten in seiner Nähe, ja mitten unter ihm, darf sich rühmen durch genauere Verbindung in wirkliche Berührung mit ihm gekommen zu seyn, denn daß die niedrigste, von ihm selbst tief verabscheuete Kaste der Parias, und endlich in unsern Zeiten das Gold der Britten selbst bei der dritten Volksklasse mehrere

Ausnahmen zu Wege bringt, dieß schriebe man durchaus mit Unrecht der ganzen Nation zu.

Und warlich waren die Sitten jener Weltstürmer nicht geeignet den Hindus an sich zu ziehen und eine nähere Verwandtschaft mit ihnen zu wünschen.

Dieser ruhige, vernunftvolle Indier mußte den Hang zur Völlerei, zu wilder Ausschweifung und noch mehr den Hang zum ungerechten Krieg, Unterjochen und Blutvergießen gerade für das nehmen was er wirklich ist, für die Geburt eines kranken Gehirns, für den furchtbarsten Giftschwamm, den scheußlichsten Auswuchs an dem ehrwürdigen Stamm-Baum der Menschheit. Der Vertheidigungskrieg hatte für ihn aber nur den Werth der nothwendig harten Wundarznei.

Bei der großen Mäßigkeit und geringen Genußgier des Hindus, setzt er den ganzen Werth seines Daseyns in häusliche Zufriedenheit. Der Mensch ist, seinen Gefühlen zufolge, nur zur Societät und deren Aufrechthaltung geboren, nie zum Unglück seiner Mitmenschen *).

Hiernach begreift man es, wie er nicht anders als mit Abscheu und Schaudern auf die Mongolen oder Mohren und Tataren hinsehen kann; wie die bessern Casten der Hindus weder dem Koran noch der Bibel huldigten, wie sie nie unter den

---

*) M. s. weiter unten über die Sittenlehre der Hindus.

Fremden Proselyten zu machen suchten; ja ihnen nie in ihre Casten und ihre Religion einzutreten erlaubten, und endlich wie dort niemals eine so zahlreiche Abwechselung von Mulatten, Mestizen, Quarteronen und ähnlicher Blendlinge hervorgingen als in den übrigen Aussenländern Europens und seinen Colonien. Denn warlich erschienen dort die Europäer den Hindus in nicht viel besserm Lichte als jene Asiaten. Freilich traten unsere ersten Seefahrer in der friedlichen Gestalt des Kaufmanns bei ihnen auf. Aber wie bald sank bei ihnen diese trügerische Maske! Unersättliche Habsucht, unterstützt durch die furchtbare Uebermacht unserer Waffen, brachten ebenfalls blutige Fehden und vielfaches Unglück über das Land, und Trunkenheit, Ausschweifung aller Art begleitet von hoher Intoleranz machten den Europäer fast noch verächtlicher als selbst jene rohen Mongolen.

So gebot dann der auf Vernunft gegründete Vergleich ihrer selbst mit diesen wilden Siegern einen unauslöschlichen in Haß ausartenden Abscheu gegen alle Fremden. Und wenn gleich dieser schwerlich mit der allgemeinen Menschenliebe zu vereinigen seyn mögte, stets erwuchs daraus dennoch eine verehrungswürdige Selbstständigkeit der eigenen Nation.

Diese heilige Anhänglichkeit an den Sitten und der Religion der Vorfahren macht uns die Hindus aller daraus entspringenden Nebenübel ungeachtet sehr verehrungswürdig, zugleich giebt sie aber auch dem Forscher der Geschichte der

Menschheit eine bedeutende Weisung, dieses Volk, als eine der unverändertesten, unverfälschten Nationen der Erde, wo möglich genauer als die übrigen zu studiren und vielleicht bei ihr, wenn irgendwo, die früheſten Keime der Kultur aufzusuchen.

Für uns muß es freilich hinreichen nur hierauf aufmerksam zu machen, da unser Zweck sich auf die Darstellung der Bewohner von Hindostan beschränkt, wie die gültigsten Nachrichten sie schildern, nach ihrem Aeußern, nach ihrem Charakter, ihren Sitten, bürgerlichem Leben, ihrer Sprache, Kultur und Religion. Da aber dieses Land wegen seiner Produkte anjetzt so innigst mit Europa verbunden ist, da es von solcher Wichtigkeit ist, daß einige unserer ersten Mächte um einzelne der dortigen Besitzungen lange, und blutige Kriege geführt haben, da ferner, wie zuvor bemerkt ist, die Geschichte Hindostans so tief in die Geschichte der Menschheit und der Kultur eingreift, so darf man hier wenigstens einige Angaben der Hauptepochen der Revolution dieses merkwürdigsten Theils der alten Welt mit Grund erwarten.

Der Mensch, der Bewohner Hindostans.

So viel ergab sich bereits aus dem eben Gesagten, daß Hindostan anjetzt von einer bedeutenden Zahl unter sich gänzlich verschiedener Nationen bewohnt wird. Die erste, wichtigste Abtheilung unter ihnen ist ohnstreitig die: in (A) Originalbewohner, Hindus; (B) und in Fremde. Letztere zerfallen wiederum in mehrere Nationen, die man nicht bloß nach einzelnen Ländern, sondern sogar nach mehreren Welttheilen klassificiren kann; nämlich, Asiaten; Afrikaner; Europäer.

Bei jeder derselben finden sodann Unterabtheilungen statt, je nach den verschiedenen Theilen dieser drei Welttheile aus welchem sie herstammen. Einzeln verdienen sie angezeigt zu werden, jedoch gebührt dem Originalbewohner mit Recht der Vorrang, und zugleich eine umständlichere Auseinandersetzung.

A. Der Hindus.

Schon das Aeußere dieses indischen Stammes ist von den übrigen Asiaten hinreichend ausge-

zeichnet, und wie bereits zuvor erwähnt ist, so war es seit mehr als Tausend Jahren *).

Der Hindus ist von ansehnlicher, jedoch nicht außerordentlicher Größe. Seine ganze Form ist wohlgestaltet, ja schön, aber vielmehr zierlich, schlank und geschmeidig als stark und muskulös. Unter den höhern Casten finden sich vorzüglich ansehnliche, schöngebauete Männer. Die Nairen sind vorzugsweise als schöne Menschen bekannt. Es sind, sagt Pyrard, der den größten Theil Asiens gesehen hatte, die schönsten Menschen welche mir jemals vorkamen. Bei den Männern sind die Hände von solcher Zartheit daß man sie nur mit den schönsten Händen unsers Frauenzimmers vergleichen würde. Die Griffe der Schwerdter oder das Degengefäß ist daher für unsere Krieger zu klein.

Von ganz vorzüglicher Schönheit bildete die Natur hier das andere Geschlecht. „Sie hat, sagt Orme, einer der genauesten Beobachter dieser Nation, mehr Reize an ihnen verschwendet als in den meisten übrigen Ländern, und ein Bildhauer würde vieleher die Form zu einer mediceischen Venus antreffen als unter den Männern zu einem farnesischen Herkules.

Ausnahmen hievon mag es indeß auch hier geben. So wirft der Lord Valentia den Bewohnern Bengalens schlecht geformte Knie und

*) M. s. den vorhergehenden Band der Reisen. S. 7.

dünne Waden vor, giebt aber davon das Niederhucken seit früher Jugend als die Ursache an.

Das Frauenzimmer zeichnet sich besonders aus durch den schöngebildeten Busen, auch wendet man alles an um ihm diese reizende Form zu erhalten *).

Form und Ausdruck des Gesichts sind bei den Hindus ebenfalls vorzüglich. Ein schönes Oval zeichnet ihr Gesicht, wie Orme bezeugt, von den benachbarten Mongolen und diesen ähnlichen Völkern aus; die Nase ist erhaben und fein, sie nähert sich der Adlernase und ist nie geflächt wie bei jenen Völkern. Eben so wenig findet man bei ihnen dicke, widrig aufgeworfene Lippen, wenn sie gleich voller sind als beim Europäer. Der Schnitt der Augen ist schön, und die Augenbraunen bogenförmig. Das dunkle Auge selbst, ist mehr schmachtend und matt als feurig. Das lange Haupthaar ist fein, und glänzend schwarz.

Die Farbe ist bräunlich gelb, spielt aber oftmals ins olivenfarbne; dabei ist die Haut von einer unübertrefbaren Sanftheit und von seltenem Glanz.

So schön und so ausgezeichnet nun auch der Hindus wirklich ist, so finden sich dennoch diese Vorzüge hauptsächlich auf die höhern Volksklassen oder Casten beschränkt. Wie sollten auch die der heißen Sonne stets ausgesetzten Geringern, bei minderer Bedeckung, bei härterer Arbeit und

*) M. s. weiter unten die Kleidung.

Anstrengung und bei schlechterer Kost, nicht die Einwirkung dieser überall die Menschengestalt und Farbe verändernden Ursachen fühlen?

Indeß giebt es dennoch auch unter den beiden ersten Casten, unter der der Brahminen und Tschetries, oder Krieger und Fürsten, welche sonst gewöhnlich die am hellesten gefärbten und schönsten Menschen enthalten, mehrere Familien welche sich durch ein dunkleres Colorit auszeichnen; ist dieß doch eben der Fall in Europa, ohne daß solche Familien weniger ihrer Nation angehören. Auch sollen einige Stämme der höheren Casten sich nicht durchaus rein erhalten haben, dahingegen die unvermischten Brahminen und Nairen *) hellgelber sind als die übrigen westlichen Asiaten; und, wie Pyrard von den Nairen sagt, eben so schön als gewandt und muthvoll.

Die unterste Volksabtheilung oder Caste, die der Parias oder Pulias, zeichnet sich aber so auffallend von allen übrigen Hindus aus, daß man sie fast für eine eigene fremde Menschenrace halten sollte.

Pyrard bezeichnet sie als beinahe schwarz von Farbe, der Form des Gesichts und des Körpers dem Neger oder auch den Mongolen und Tibetanern ähnlich. Sie sind kleiner, häßlicher und von höchster Unreinlichkeit und großem Schmutz. Es ist aber dieser niedrigste Stamm entweder durch große Verbrechen seiner

*) M. s. weiter unten.

Vorväter so sehr verachtet und dadurch herabgesunken, daß er sich mit andern Menschenvarietäten nicht zu vermischen Bedenken trägt, auch fast der einzige ist der oftmals die Religion seiner Väter verläßt *).

Uebrigens sieht man bei der ganzen Nation nur selten misgestaltete Menschen.

Von Charakter ist der Hindus ernst; zurückhaltend; nicht übereilt; genau überlegend bevor er handelt, oder selbst ein gegebnes Versprechen erfüllet, überhaupt ist gewöhnlich die ruhige Vernunft bei ihm Herr der Leidenschaften. Dabei ist diese Nation selbst gegen das Thier mitleidig, und wie sehr sie sich ihrer Mitbürger im Ganzen annimt beweiset die Vorsorge für die Reisenden, die überall erbaueten Tschoultries oder öffentliche Herbergen *) und die bei der dort heißen Sonne angelegten, schattengebenden Alleen. Nirgend wird ein armer Reisender so gutmüthig fortgeholfen als in Hindostan. Der oberste oder Schulze, der Kottwal, jedes Dorfes ist verbunden ihm Reiß und Feurung darzureichen, und ihm nach einem guten Nachtlager im Tschoultrie einen Wegweiser zu geben der seine Sachen trägt und ihn bis zum nächsten Dorfe führt. Auf die Weise kann ein Pilger mehrere hundert Meilen hindurch, überall ernährt, seinen Weg ruhig fortsetzen. Orme, Hafner und

---

*) Ueber die Eintheilung in Casten weiter unten.
**) M. s. weiter unten, Religion.

Jouy rühmen die Milde und Höflichkeit der Hindus, und wenn sie gleich überhaupt die Fremden nicht lieben, und wegen des bisherigen Betragens derselben weder achten noch lieben können, woher man denn ihre Ungeselligkeit geschlossen hat, so hört doch dieser nicht ungegründete Haß gegen jeden einzelnen Fremden auf, sobald sie ihn als einen redlichen Mann kennen lernen. Der Hindus, sagt Jouy, ist höflich weil er Andre ehrt, der Europäer nur weil er sich selbst ehrt.

Diese Gutherzigkeit und Milde artet oftmals in wirkliche Schwachheit aus. Er sucht überhaupt Ruhe, zieht daher sitzende Arbeiten allen übrigen vor, und sein Abscheu gegen Krieg und Blut macht ihn weichlich.

Diesen Eigenschaften des Charakters darf man ebenfalls ihre hohe Toleranz gegen jede andere Religion zuschreiben. Ihre Geistlichkeit geht nicht darauf aus Proselyten zu machen; jede Art von Sekte darf ruhig ihren Kultus beibehalten und sicher bei den Hindus wohnen ja auch lehren.

Man wirft ihnen Geiz und Rachgier vor; allein wer würde es nicht werden bei dem ungeheuren Druck und der tausendjährigen Tyrannei fremder Sieger?

Daneben bezeugen dennoch die Reisenden, daß wenn gleich die Banianen, die Caste woraus die Kaufleute und Bankier bestehen, sehr gewandt sind und oftmals nach dortiger Gewohnheit hohe Interessen nehmen, sie dennoch im

Ganzen redliche Leute sind auf welche man sich durchaus verlassen dürfe, gens au reste fins et subtils mais non trompeurs, ni aisez à tromper. Je ne vis jamais des esprits si beaux et si polis que sont ces Indiens, ne tenant rien de barbare et du sauvage comme nous les pensons. (Pyrard).

Wenn aber mehrere Nachrichten von dem hohen Geize und Erpressungen der Großen unter den Hindus reden, so darf man dieß eben so wenig für einen Fehler des Nationalcharakters achten, als es ungerecht wäre die Europäer im Ganzen des Geizes und der Härte zu beschuldigen, weil einige europäische Herrscher sich durch diese Laster entehrt haben. Nie darf man überhaupt eine ganze Nation nach dem Betragen und der Lebensweise der durch Reichthum und Macht so leicht Verleiteten beurtheilen.

Ein anderer Fehler, den man den Hindus vorwirft ist, die Feigheit. Begreiflich ist es freilich, daß ein mildes Volk welches das Blut wenigstens scheuet, ebenfalls den Krieg hasset. Indeß sahen wir bereits zuvor daß Pyrard die Nairen als sehr tapfere Leute schildert (les meilleurs Soldats du monde, hardis et courageux) sondern wir werden nachmals eigene große sehr zahlreiche Volksstämme, z. B. die Rasbutten, die Seiks und die Mahratten kennen lernen welche, wie die Tschetris, obgleich der Religion und mehreren Sitten nach wirkliche Hindus, dennoch den Krieg wie ein Hauptwerk ihres Daseyns ansehen. Und diese haben sich von den ältesten Zeiten stets durch

durch ihre Tapferkeit hervorgethan und sind noch jetzt gefürchtet: ja die Mahratten haben mehrmals bewiesen, daß sie, der Ueberlegenheit unserer Feuerwaffen und Taktik ungeachtet, dennoch die Europäer nicht fürchten, ja sie mehrmal besiegt haben. Auch zeigen sich die von den Engländern zum Kriegsdienst angezogene Hindus, welche uns unter dem Namen der Seapoys bekannt sind *), seit ihrem Entstehen als Soldaten von bewährter Anstrengung und Ausdauer, hohem Muth und Todesverachtung. Vom letztern nur folgendes Beispiel.

Im Jahre 1764 hatten sich die Seapoys wegen rückstehender Löhnung gegen die Engländer empört und viele waren zu dem Feinde übergegangen. Der Obriste Munro ließ ein Bataillon der Desertirten von europäischen Truppen einholen und sprach das Urtheil daß mehrere von ihnen, andern zum Beispiel, durch Kanonen sollten erschossen werden. Vier Rädelsführer waren bereits erschossen und man band, zu ähnlicher Bestrafung vier andere vor die Mündung der Stücke, als 4 der übrigen schuldigen Seapoys hervortraten, und behaupteten ihnen gebühre der Vorrang, sie müßten zuerst erschossen werden, da jene nur gemeine Soldaten, sie hingegen Grenadiere seyen. Dieß ward bewilliget und sie gingen freudig dem Tode entgegen. Der Aufruhr ward übrigens sofort gestillt und der Obrist Munro erfocht bald

*) M. s. weiter hin.

darauf mit 1000 europäischen Truppen und drei Tausend dieser Seapoys bei Burar einen herrlichen Sieg über das sehr große Heer des Nabobs Souia Doula.

Höchst sonderbar war eine fast an Wahnsinn gränzende Verachtung des Todes von fünf Rasbuten. Als diese sich in einem Bauerhause von langen Märschen ausruheten, gerieth das Haus in Feuer. Vergebens drang man in die Soldaten das Haus zu verlassen; nie, antworteten sie, „haben wir das Feuer gescheuet, es ist vielmehr stets vor uns geflohen". In dieser Stimmung ließen sich vier dieser Rasbuten verbrennen und der einzige, der sich gerettet hatte, blieb lange nachmals untröstlich über seine Feigheit.

Ebenfalls giebt es einzelne Stämme der Hügel- und Bergbewohner, welche sich durch ihre wilde Tapferkeit auszeichnen, so z. B. der Hügelbewohner aus Jungleterry, dem Gebirgslande an der Gränze zwischen Bengalen und Bahar.

Das häusliche Leben der Hindus zeigt übrigens wie sehr sie sich durch Milde und Gutmüthigkeit von den übrigen Asiaten auszeichnen. Mit wenigen genügsam ist fast jeder monogam, nur die Rajahs oder Fürsten und Großen begnügen sich nicht mit einer Frau. Die Anhänglichkeit der Eheleute untereinander ist unglaublich groß *), und die Weiber sind sanft und zeigen sich als redliche fleißige Hausfrauen. Die Kinder werden

*) M. s. weiter unten.

auf das sanfteste erzogen, und selbst die untern Casten geben ihren Kindern Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen.

Kein Reisender spricht ihnen Talente ab. Wir werden bald genauer ihre technische Fähigkeiten kennen lernen, aber auch im bürgerlichen Leben zeigen sie sich gescheidt und äußerst gewandt. Die Brahminen sind die feinsten Hofleute und Diplomatiker, ihre Wechsler höchst rafinirt *), und der Umgang der höhern Casten unter sich, und mit den Fremden beweiset unleugbar eine feine, lang ausgebildete Nation. Auch dienen ihre Vergnügungen hievon zu Belegen, denn das von ihnen erfundene Schachspiel ist noch jetzt häufig ein diesem ernsten Volke angemessener Zeitvertreib.

Ernährungsart.

Höchstwahrscheinlich trägt die Ernährungsart des Hindus zur Richtung und Bildung des Charakters sehr viel bei. Diese an den Gränzen der Schwäche stehende Sanftheit hätte er wohl nicht, nährte er sich wie die Mongolen und mehrere seiner Nachbaren von dem Fleische der Jagdthiere oder der Heerden; oder wann er wie jene den berauschenden Geist der Pferdemilch oder den Rum seines Zuckers genöße.

*) M. s. zuvor Pyrards Zeugniß.

Der Hindus lebt hauptsächlich von Reiß, und von dem Reichthum der dortigen Früchte.

Je angesehener und ehrwürdiger die Caste der Hindus ist, desto mäßiger und beschränkter ist ihre Nahrung. Die Brahminen dürfen eigentlich durchaus nichts genießen was Leben hatte; also nicht bloß Fleisch, sondern selbst Fische sind ihnen verboten. Der Reiß wird theils nur gekocht, theils mit Butter und Milch, oder auch mit einigen Kräutern und Gewürzen bereitet genossen. Indeß kann die große Verschiedenheit der trefflichsten Früchte Indiens den Hindus bedeutend für diese Beschränkung schadlos halten, und das Klima selbst deutet ja auf vegetabilische Nahrung.

Auch die Banianen, welche zu der dritten Caste gehören, leben fast gänzlich nur von Vegetabilien. Dagegen haben die Tschetries, oder die Caste der Krieger, zu welchen die Fürsten gehören, die Erlaubniß Fleisch und Fische zu genießen, Rindfleisch ausgenommen. Begreiflich mußte sie ihre Lebensart selbst hiezu nöthigen, da sie einmal mehrere Kräfte und Muth bedurften als die übrigen, und sich zugleich im Kriege oftmals in der Lage befinden konnten, wo ihnen nur animalische Nahrung zu Gebote stand.

Die unterste, verachtetste Caste, wenn man sie überhaupt noch für eine Caste der Hindus will gelten lassen, die Parias oder Pulias, genießen alles was ihnen nur einigermaaßen eßbar scheint und geboten wird; selbst um das Fleisch gefallener Thiere streiten sie mit den Jackhalen und Geiern.

Das Getränk der Hindus ist nur Wasser oder Milch; indeß finden hier oftmals dieselben Ausnahmen statt als wie bei den Speisen. Die Vornehmen genießen Reißwasser, ja selbst Arrak aus Reiß und andere geistige Getränke. Es herrscht allgemein die Sitte, ja es ist Gebot, daß beim Trinken die Lefzen nie das Gefäß berühren dürfen; man gießt auf eine sehr geschickte Weise das Flüssige in den Mund. Die Parias sind auch deßhalb verachtet, weil sie wie die Fremden, vorzüglich die Europäer, alles nur Eßbare genießen. In Ansehung des Trinkens ist dieß derselbe Fall; der Parias nimmt nicht nur, gleich den Europäern, jede Art gegorner und hitziger Getränke zu sich, sondern er berührt auch gegen die Sitte der wirklichen Hindus, wie wir, das Trinkgefäß mit den Lefzen.

Die Wohnungen der Hindus muß man zwar, wie überall, nicht nach einerlei Art beurtheilen, sondern in mehrere Klassen abtheilen; allein auch selbst die des geringern Mannes sind, Rücksicht auf das Klima genommen, nicht durchaus schlecht, obgleich sehr einfach.

In den Dörfern bestehen die Häuser nur aus Pfahlwerk mit Lehmen und Stroh verbunden, gewöhnlich mit Palmblättern bedeckt. Die Häuser selbst stehen ziemlich weitläuftig, haben aber größtentheils eine hölzerne Einfassung oder Umzäunung.

Die Bürgerhäuser der Städte sind größtentheils aus getrockneten Backsteinen erbauet, die aber häufig die Härte gehauener Steine annehmen.

Sie haben flache Dächer, sind zwar niedrig und finster, viele haben indeß kleine Fenster. Zu Berniers Zeiten wohnten aber selbst in den angesehensten Städten, z. B. in Dehli, eine sehr große Anzahl Bürger in Häusern aus Stroh, Lehm und Holz errichtet. Daher denn damals bei einer Feuersbrunst auf 60000 solcher brennbarer Hütten in kurzem ein Raub der Flammen wurden.

Die bessern Häuser haben indeß zwei und mehr Geschoß, ja in Benares fand L. Valentia steinerne Häuser oft von sechs Stockwerk. Sie sind dort dicht nebeneinander gebauet, haben aber eine seltsame Bauart und sind phantastisch bemahlt. Reihen von Schnitzwerk laufen rund um jedes Stockwerk herum, das gar nicht schlecht aufgeführt ist, und die großen Steinmassen, welche zu den Mauern angewandt sind, beweisen daß die Maurer ihr Handwerk verstehen. Die Fenster sind außerordentlich klein, wahrscheinlich um dem doppelten Zwecke zu entsprechen, nämlich das Hineinsehen der Nachbarn zu hindern und die Häuser, bei den heißen Winden, kühler zu erhalten.

Bei guten Häusern von einem einzigen Stockwerk hat man oftmals große Fenster angebracht, allein dann ist es nothwendig sie durch Tattys, d. ist, eigene Schirme die aus den Wurzeln wohlriechender Gräser verfertigt sind, und stets zur Erfrischung mit Wasser benetzt werden, vor dem Eindringen der Hitze zu schützen. Die Straßen selbst sind oftmals so enge, daß man die Häuser

vermittelst einer Gallerie verbinden kann. (L. Valentia).

So wie das Klima hier die kleinen Fenster und übrigen so eben beschriebenen Einrichtungen der Häuser nothwendig machte, so führte es gleichfalls die ofnen Säulengänge um die Häuser ein, welche sich, unter dem Namen der Veranda, fast bei jedem Gebäude von einigem Ansehen befinden; Sonnerat nennet diese Gallerie mit Säulen Verangue.

Hiedurch werden kühle, von jedem Luftzug erfrischte, vor Regen geschützte Vorplätze gebildet, worunter die Gesellschaft ihre Unterhaltungen und ihre Vergnügen genießt.

Die Häuser nehmen aber in Hindostan hauptsächlich deßhalb einen großen Platz ein, weil gewöhnlich jedes mit einem Garten umgeben ist.

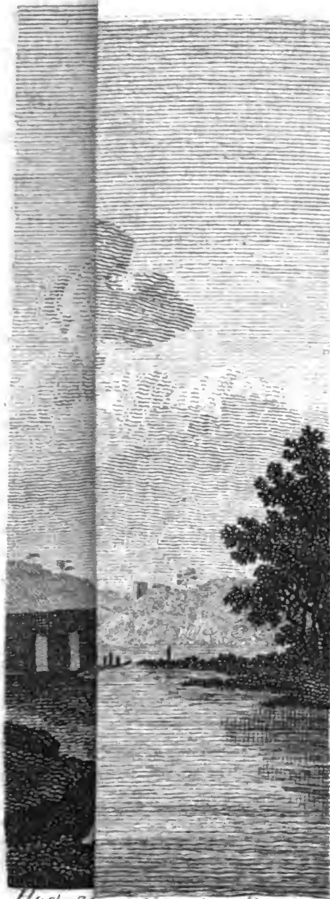
Uebrigens sind die heutigen Städte Hindostans größtentheils von den Mongolen oder Mohren, den Eroberern dieses Landes erbauet, oder doch so sehr durch sie verändert, daß man sie kaum mehr für original indische Städte ansehen darf. Da wir nachmals Gelegenheit haben werden, von den Alterthümern des Reichs zu reden, so mögen die Ruinen vormaliger Prachtgebäude bis dahin aufgespart bleiben, so wie die Pagoden ebenfalls nur erst bei dem Abschnitt von der Religion ihren Platz finden können.

Wir erwähnen hier lediglich ein Paar der vorzüglichsten Städte wie sie uns die neueren Reisenden als noch vorhanden schildern.

Agra, unter 78° 17′ öst. L. v. Gr. und 27° $12\frac{1}{2}$′ n. Br., am südlichen Ufer des Dschumna 315 Meilen (lieues) von Calcutta gelegen, war seit den ältesten Zeiten der Sitz Indostanscher Fürsten. Der edle Kaiser Akbar machte, wegen der vorzüglichen Lage des Orts, daraus die Hauptstadt von ganz Hindostan, obgleich die Gegend umher flach ist, und gab ihr (1516) den Namen Akbar-abad. Nach mehreren Schicksalen fiel sie in die Hände des Mahratten-Fürsten Scindiah; aber auch dieser mußte sie zuletzt, 1803 den Engländern überlassen.

Diese schöne Stadt, sagt Hodges, geht gleichsam aus dem Wasser hervor und dehnt sich in einen vasten Halbkreis aus; der auf drei Meilen (lieues) einfaßt, aber nur gegen 500 Toisen breit ist. Tiefenthaler giebt ihr noch eine weit größere Ausdehnung als le Gout de Flaix, nämlich 7 Meilen in die Länge und 3 Meilen in die Breite, vom Ufer angerechnet.

Sie wuchs zur Zeit des Kaisers Akbar zu einer solchen Größe an, daß man weit über eine Million Einwohner dort zählte, und noch zu Taverniers Zeiten gab es 800 öffentliche Bäder und 80 Karavanserais. Man darf aber vermuthen, daß die Anzahl von 800 Tausend, welche le Gout ihr noch in unsern Zeiten zuschreibt, zu groß ist, da bekanntlich diese vormals prächtige Stadt jetzt grossentheils in Ruinen liegt. Indeß sind auch selbst nur die Wohnungen von der Zeit Akbars des Großen, höchst merkwürdig und zum Theil noch jetzt gut erhalten.





Der Pallast des Kaisers, welcher in der Festung begriffen ist *), hat einen erstaunlichen Umfang. Er ist aus dem schönsten rothen Granit erbauet, und das Mauerwerk 42 Fuß hoch; dieses harte Gestein so genau geschnitten, daß dies erstaunliche Monument wie aus einer einzigen Masse gegossen erscheint. Die Oefnungen der Fenster, und die Balkons sind nach der reinsten Symmetrie. Sie haben den besondern Vorzug, daß sie den jenseits des Flusses gelegenen Theil der Stadt gleichfalls übersehen lassen. Da sich wie gesagt, beide Theile längst der Dschemna halbmondförmig ausdehnen, so bildet sich an dem flachen Ufer der Hafen, woselbst Tausende, theils Fracht- theils Lustfahrzeuge anlegen.

Das Innere des Schlosses hält prächtige Paläste und Gärten. Der Kaiser bewohnte die Zimmer der östlichen Façade. Diese sind von weissem Marmor mit vergoldeten Kupferblechen verziert, an welchen Hodges noch jezt den Glanz bewunderte, dabei sind die Wände in Mosaik mit Blumengefäßen und andern Figuren, von rothen gelben und schwarzen Steinen gearbeitet. In einem geringen Abstande ist eine Moschee von gleich kostbaren Materialien erbauet und eben so prächtig verziert.

Der ansehnliche Schloßplatz, einer der schönsten der Erde, ist elliptisch; der große Durchmesser

*) M. s. hier die Abbildung des Schlosses nach Hodges.

hält 1320 Fuß. Er hat eine trefliche Börse (Tschack, oder Tschaik), den Umfang der Seiten bildet eine Reihe von Arkaden, hinterwärts befindet sich aber eine 56 Fuß hohe Gallerie nebst Magazinen. Sechs Triumpfbögen dienen als Thore zu eben so vielen Straßen, und scheiden die Boutiquen. Mitten auf dem Platz steht die Statue eines Elephanten, der aus dem Rüssel Wasser speiet, ein Monument das le Gout der Erwähnung besonders werth fand.

Der Divan des Kaisers war, diesem Schriftsteller zufolge, von außerordentlicher Pracht. Dieser Saal, ein großes Viereck von 120 Fuß jede Seite, hatte zur Einfassung eine doppelte Kolonade von Säulen von grünem Granit; die Wände selbst von weissem Marmor bis zu dem Frieß waren mit Basreliefs von Vasen, Blumen und Vögeln, die einzigen Bilder welche dem Mahometaner erlaubt sind, geziert.

Am südlichen Ende des Pallasts steht eine kleine Moschee, ein wahres Kleinod vermöge seiner Eleganz und schönen Verhältnisse. Das Ganze ist von Glimmer, selbst Dächer und der Fußboden, man wird es für eine aus kostbaren Steinen geschnittene Dose ansehen. Den Vorplatz zieret eine Kolonnade von 36 Säulen aus weißem Marmor.

Die schöne Straße Sander, durchschneidet die Stadt nach ihrer ganzen Länge von einem Hauptthor zum andern. Diese Thore sind ebenfalls von rothem Granit in einem reinen Styl, und dabei von solcher Höhe daß ein Elephant mit

seinem Embari oder Parade Baldachin ohne Anstoß durchgehen kann.

Auch mehrere Privatgebäude zeigen hier noch schöne Ueberreste vormaliger Größe. In einzelnen Bädern der Großen sind die Wände reich von Mosaik vieler Figuren und Blumen des schönsten Lazur und von andern feinen Steinarten, auf das natürlichste dargestellt.

Westlich von Agra zeigt sich die herrliche Moschee ebenfalls von Akbar erbauet. Sie übertrift selbst die berühmte Solimanns-Moschee in Constantinopel. Die hohen Mauern von rothem Granit mit Goldblech (vergoldetes Kupfer) bieten durch die hohe Politur des Granits einen imposanten Anblick dar.

Drey Kosse (etwas über 6 Meilen) ebenfalls westlich von Agra, steht das prächtige Mausoleum des Kaisers Akbar. Dieß bewundernswürdige Gebäude erhebt sich fünf Stockwerk hoch aus der Mitte eines Gartens von 20 Morgen Landes regelmäßig mit Frucht und Blumen tragenden Bäumen bepflanzet, und ist von einer Mauer umschlossen.

Das Gebäude ist vierseitig, ebenfalls durchaus von rothem Granit, hie und da mit weissem Marmor ausgelegt, und die Stockwerke, welche sich der Höhe nach stets verkleinern, sind auf jeder Ecke mit einem Thurme (Minaret) besetzt. Der Dom oder die Wölbung dieser Thürme, ist von weissem Marmor; das fünfte Stockwerk besteht gänzlich aus diesem Gestein, aber die innern Wände desselben sind mit Sprüchen des Korans

in schwarzem Marmor ausgelegt. Durch Donnerwetter und Erdbeben hat dieses oberste Stockwerk gelitten.

Im Innern des Mausoleums, dessen Wände von weissem Marmor sind, ist ein sehr großer Saal mit einem Dom, wodurch einige Fenster ein schwaches, trauriges Licht einfallen lassen. Hier steht ein Sarcophag, ohne alle Bedeckung, von gleichem Marmor, und hierauf in schwarzem Marmor die einfache, dieses wahrhaft großen Monarchen würdige Inschrift: AKBAR: *)

Und nun alle diese Schönheiten, diese riesenmäßige Prachtwerke! Hodges staunte sie jetzt mit Wehmuth, mit den traurigsten Gefühlen über die Vergänglichkeit menschlicher Größe an, denn fast in jeder Stunde sinken sie tiefer von ihrer vormaligen Höhe herab, und der Augenblick nahet sich mit schnellen Schritten, wo man über ihre kaum bemerkbare Ruinen hinweggehen wird.

Ein gleiches Schicksal erwartet die noch selbst heute bedeutende Stadt Dehli. Sie ist ebenfalls an dem Dschumna gelegen, und zwar am westlichen Ufer gegen dessen Quelle hin, nach Boudiers Angabe unter 28° 37′ n. Br. und 77° 40′ öst. v. Greenwich, in einer großen fruchtbaren Ebene. Tiefenthaler giebt ihr von dem Arabischen Thore an, der Länge nach, 8 Meilen, und an einigen Orten 4 Meilen in

---

*) Wir werden ihn weiter hin kennen lernen.

die Breite. Le Gout de Flaix macht sie 5 Meilen (lieues) lang, aber nur 2 breit. Sie ist indeß anjetzt sehr geschmälert, und ihre erstaunliche Volksmenge, welche mehrere Millionen betrug, ist ebenfalls herabgesunken, indeß spricht Tiefenthaler dennoch von 2 Millionen, und le Gout giebt ihr 1, 700000 Einwohner. Sie ist, ihm zufolge, aus der Vereinigung von 7 Dörfern entstanden; und in zwei Städte getheilt, wovon die eine die Indische, die andere die Mogolische benannt wird. Die letztere, also die der Mahometaner, welche hier sehr lange herrschten, ist regelmäßiger gebauet und hält prächtige Moscheen, Caravanserais und viele Palläste der Großen.

Unter den Moscheen zeichnen sich besonders zweie aus, die von Secandara und von Houmayoum, sowohl durch Schönheit des Gesteins, (Granit) und Menge der Minarets (Thürme) als durch die Eleganz der Kuppel.

Drei ungeheure Straßen laufen in Dehli von Norden nach Süden, von einem Ende zum andern. Die Breiteste von ihnen, die Straße Baber-Sha, wird von einem Kanal des Dschumna der Länge nach durchschnitten und die an dem Kanal liegenden Magazine und Buden der Juwelen-Händler gewähren, vorzüglich in der Nacht bei dem Scheine der Laternen und Lichter, ein reiches, schönes und mannigfaltiges Schauspiel. Von den vielen Bazars oder Märkten, von welchen die unermeßliche Stadt mit allen Lebensmitteln und allen Bedürfnissen versehen wird,

sind besonders drei wegen ihrer Grösse und Regelmässigkeit merkwürdig.

Das Schloß oder die kaiserliche Residenz war, wie das soeben in Agra beschriebene, aus rothem Granit erbauet, übertraf es indeß an Regelmässigkeit. Der Bau soll 10½ Million Rupien (Gulden) gekostet haben. Die trefliche Colonnade des Divans bestand aus 30 rothen Granit Säulen, und einige andere noch schönere Säulenhallen dienten zu geheimen Staatsgeschäften. (Tiefenthaler.)

In diesem Pallast findet sich aber eine Einrichtung welche einer besondern Anzeige werth scheint, dieß ist die von le Gout erwähnte Eisfabrik, zum Gebrauch des Harems und des ganzen kaiserlichen Hauses. In einem so heißen Klima, wo Erfrischungen vorzüglich wohlthätig sind, und Frost und Eis nur selten einzelnen entlegenen gebirgigen Provinzen des Landes zu Theil wird, hat man zur Abkühlung der Getränke und zum Gefrieren der Säfte der Früchte folgende Methode erfunden.

Gegen das Ende des Novembers jedes Jahrs, gräbt man in einem sehr salpetrigen, also kalten Boden, eine Grube 6 bis 7 Fuß tief. Die ausgegrabene Erde wird an den vier Seiten der Grube aufgeschichtet um die Grube zu erhöhen, und sie gegen die wärmern Winde zu schützen. Ist sie vollkommen ausgetrocknet, so füllt man sie 4 bis 5 Fuß hoch mit wohlgetrocknetem, horizontal gelegten Hirsestroh. Auf dasselbe stellt man eine Anzahl drei bis 4 Zoll hoher Schüsseln

von gebranntem Thon; sie müssen neu seyn weil sie dann poröser sind und daher die Ausdünstung des überflüssigen Wärmestoffs schneller befördern. Mit Einbruch der Nacht werden sie mit Wasser gefüllt; dieß wird durch die Kühle der Nacht und des Abendthaues in ein Paar Stunden zum gefrieren gebracht. In einer Nacht wiederholt man dieß Verfahren drei bis viermal, und hiedurch werden von 8 Uhr Abends bis zum folgenden Aufgang der Sonne 3 bis 4000 Pfund Eis gewonnen. Während ein Theil der Aufwärter die Schüsseln mit dem gefrornen Wasser hinwegnimmt, stellen Andere wiederum neue hin. Mehrere Arbeiter zerschlagen dann die Schüsseln, nehmen das Eis heraus, zerstoßen und benetzen es mit lauerem Wasser, bilden daraus größere und kleinere Massen, und bringen diese in die Eisgruben.

Noch rühmt le Gout de Flaix das Zeughaus, die prächtigen Brücken und Fleischschränke und das von dem Raja Tschetsing, einem Nachkommen des Porus, erbauete Observatorium; wir werden bei Gelegenheit der Astronomie der Hindus genauere Auskunft über die weit berühmtere Sternwarte von Benares geben. Auch verdiente das prächtige Mausoleum von dem Vater des Kaisers Akbar einer Erwähnung, so wie viele andere ähnliche Gebäude, sie werden indeß alle von dem zuvorbeschriebenen bei Agra übertroffen.

Ein dritter Ort macht ebenfalls als Hauptstadt Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit, dieß ist

Lucknow oder Lacknau die Hauptstadt des Nabobs von Oude nach Rennels Karte 26° 45′ Br. und 81° 20′ öst. L. v. Gr. an dem kleinen Flusse Gummati oder Gummti, der sich in den Ganges ergießt, gelegen. Es ist eine sehr alte Stadt, jedoch nur von einem mäßigen Umfang. Die Straßen sind ebenfalls enge und schmutzig. Durch die vielen Elephanten sowohl des Nabobs als seiner Großen, da sie bald nach Hofe und den Pallästen, bald nach dem Fluß gehen, werden sie für Fußgänger und vorzüglich für Kinder sehr gefahrvoll und richten oftmals die kleinern Kaufboutiquen zu Grunde; beides, sagt Hodges, scheint den Großen, die überhaupt für Menschenwerth selten Sinn haben, sehr unbedeutend.

Das merkwürdigste der Stadt ist der sogenannte fünffache Pallast, auf einer Anhöhe an dem südlichen Ufer des Flusses. Das Aeußere erscheint ganz in dem Style eines Schlosses unsrer alten Barone des 12ten Jahrhunderts; allein innerhalb der Mauern findet man sehr große Höfe und einen prächtigen Durbar oder Audienzsaal, worinn der Nabob öffentlich jeden, der ihm vorgestellt wird, empfängt.

Der Durbar besteht aus dreifachen, einander parallel laufenden, Arkaden die auf Säulen ruhen. Der Plafond ist reich vergoldet, und mit Blumen und andern Zierrathen geschmückt.

Man steigt zu dem Pallast auf Stufen hinauf, welche sich aus einem großen Parterre erheben, das in mehrere Vierecke getheilt ist, alle mit so stark=

starkriechenden Blumen bepflanzt daß das ungewohnte Organ eines Europäers dadurch leidet.

Unweit des Pallasts hat der Nabob einen Garten anlegen lassen. Er ist mit einer Mauer umgeben, die an jeder Seite einen großen Pavillon mit Stuck oder Tschunam reich überzogen hat, welches in der Ferne eine trefliche Wirkung hervorbringt.

Der Tschunam oder Chunam wird überhaupt bei jedem Gebäude in Hindostan stark gebraucht, und giebt ihnen ein trefliches Ansehen. Er besteht aus $\frac{9}{10}$ gesiebten Kalch, $\frac{1}{10}$ fein und gut gewaschenen Sand. Sind diese mit einander auf Granitplatten, unter Benetzung mit Wasser, klein gerieben, und in einen Teig verwandelt, so mischt man geronnene Milch, rohen Zucker, Eiweis und Butter dazu; dieß giebt ein fast unzerstörbares Cement, daß der höchsten Politur fähig ist.

Lucknow fällt aber noch ferner besonders auf, durch mehrere prächtige Landsitze und Gärten seiner Beherrscher, und wenn sie gleich eigentlich nicht indischen sondern maurischen Ursprungs sind, so dürfen wir sie hier dennoch anzeigen, um nicht nochmals bei Erwähnung der Lebensart der Mahometaner in Hindostan wieder, von ihrer Hauptstadt getrennt, darauf zurückzukommen.

Lord Valentia schildert davon zwei mit sehr gefälligen Farben.

Das Landhaus des Nabobs, etwa drei (engl.) Meilen von der Hauptstadt, Baraun genannt,

ist von einer besondern Bauart. Diese ist zwar griechisch, entspricht aber diesem Ausdruck nur mangelhaft. Allein ein sehr schöner Säulengang, der sich bis zur ganzen Höhe des Hauses erhebt, giebt der Vorderseite einen Anschein von Größe. Es ist ein großes Gebäude, das aber nur aus drei Zimmern besteht. Die Mobilien waren europäisch, auch waren die Wände mit den Gemählden seiner europäischen Freunde geziert. Auf dem Dache hatte man eine Reihe kleiner Zimmer angebracht, welche zur Zenana (dem Harem) dienten und auch deßhalb durch eine Brustwehr geschützt wurden.

Der Lord sahe hier zwei sonderbare Fuhrwerke; beide auf sehr hohen Rädern, von Gestalt wie eine Hauda (hoher verdeckter Sitz auf den Elephanten) wurden von Elephanten gezogen; man hat also diese größten Quadrupeden hier zum Vorspannen und Ziehen gewöhnt.

Der zweite merkwürdige Platz unweit Lucknow welchen uns der Engländer (1803) beschreibt, gehört eigentlich zu einer religiösen Ceremonie der Mahometaner; sie nennen ihn Imam-Barra, der bei dieser Stadt gehört, dem Lord zufolge, zu den schönsten Gebäuden Indiens.

Er ward von dem vorigen Nabob zugleich zu seinem Begräbnißort aufgeführt, da er sonst nur zu einem mit zahllosen Lampen gezierten Platz dient welchen der Nabob bei dem zehntägigen türkischen Feste Moharrem, das zur Ehre des Todes des Hassan und Hossein gefeiert wird, einnimt.

Man nähert sich diesem Gebäude durch einen sehr großen viereckigen Garten, der auf einer Anhöhe gelegen ist. Auf der einen Seite findet sich eine Moschee, auf der andern der Bollipallast. Der Iman-Bara selbst, ist auf einer erhöheten Terrasse erbauet, wodurch dann die Erleuchtung bei dem Feste außerordentlich gewinnt.

Das Gebäude selbst besteht nur aus drei sehr großen, wohlproportionirten Zimmern, die unter sich parallel laufen. Das mittlere, unten auf der Erde, enthielt das Grab des vorigen Nabobs. Der Mittelpunkt ist Erde mit wenigem Grase bedeckt und mit einer breiten Einfassung von weissem Marmor, worauf Sprüche aus dem Koran, schwarz ausgelegt sind. An dem einen Ende lag das Schwerdt, der Turban und der übrige Anzug an seinem Sterbetage, darüber ein reicher Himmel, gestützt von 4 Säulen mit Goldtuch bedeckt.

Dieß Gebäude erscheint in außerordentlichem Glanze durch die Erleuchtung bei dem Feste Moharrem. Es waren darauf unzählige Lichter angebracht, und diese wurden noch übertroffen von dem Glanze der 1000 mit Wachskerzen besetzten, aus vielfarbigem Glase bestehenden Girandolen welche von der Decke herabhingen. Den Boden fand man ebenfalls mit gläsernen Armleuchtern so dichte besetzt, daß nur gerade Platz blieb um dazwischen hindurch zu gehen.

Das dritte Gemach war von einem Ende bis zum andern mit einer Reihe von silbernen (kleinen) Tempeln und Kenotaphien angefüllt die

sich etwa drei Fuß vom Boden erhoben. Hierinn waren die künftigen Gräber für die beiden Brüder angebracht. Sie waren herrlich erleuchtet, sowohl durch die Decke, als auch durch die rund umher gestellten Armleuchter. Ich glaube, fährt der Lord fort, es waren ihrer wenigstens zwanzig, und jeder von 50000 Rupien (Gulden) bis zu einem Lack (100000 R.) werth! In verschiedenen Theilen des Gebäudes wurden Gebete gesprochen, und jeden Abend alle Ungläubige verflucht.

Von dem Feste selbst, welches zu diesem ungeheuren Aufwand Anlaß gab, haben wir bereits den Grund angezeigt. Da es eine Todtenfeier des Hassan und Hossain ist, so nahm die ganze Stadt Lucknow (in sofern sie nämlich von Mahometanern bewohnt, oder wenigstens ihnen unterthan ist), ein trauriges Aeußere an. Die Mauren oder Mohren (denn dieß ist ihre dortgewöhnliche Benennung) vertauschen bei dieser Gelegenheit ihre bunte Turbane und Schärpen gegen schwarze, wenn sie nicht, als zur Familie Mahomeds gehörend, berechtigt sind grüne Turbane zu tragen.

Der Aufwand ist bei dem Moharrem oftmals so groß, daß er unter dem vorhergehenden Nabob 100000 Rupien überstieg.

Lord Valentia gedenkt ebenfalls der schönen Hummans, oder warmen Bäder des Nabobs in Lucknow. Eines derselben bestand aus verschiedenen Gartenzimmern, die von außen mit dem zuvorgedachten Tschumnam oder Stucco überzogen, im Innern aber mit rothem Porphyr

bekleidet sind. Wir versparen aber die genauere Beschreibung dieser Bäder und des darinn gewöhnlichen Behandeln der Badenden bis zu ihrem Ursitz, der asiatischen Türkei.

Einer andern Stadt müssen wir erwähnen, theils weil sie noch jetzt zum Hauptsitz einer bedeutenden indischen Nation dient, theils weil sie in den ältern Zeiten bei den Revolutionen Indostans eine wichtige Rolle gespielt hat, dieß ist das bereits zur Zeit Alexanders bekannte Lahor. Sie war die Königsstadt der frühesten Mahometanischen Eroberer Hindostans und ist unter 31° 50′ n. Br. und 73° 50′ öst. L. v. Gr. am Flusse Rawi, dem Hydraotes der Alten, gelegen. Der Vater des großen Akbars, der hier lange seinen Sitz hatte, that sehr viel zur Verschönerung dieser Hauptstadt, und von hier beginnt die schöne Allee welche den Reisenden auf 100 deutsche Meilen bis nach Agra gegen die glühende Sonne Indiens Schatten gewährte. Bis Dehli zeigt sie noch jetzt die Jeffersche Karte. Das Land selbst ist nicht nur fruchtbar, und hat bedeutende Steinsalzminen, sondern der schiffbare Fluß, dessen einzelne Zweige Gold lieferten, führte der Stadt die schätzbarsten Lebensbedürfnisse zu, selbst Eis aus den nördlichen Gebirgen, so daß diese Erfrischung dort Jahraus Jahrein feil ist.

Eine ähnliche Straße führt durch die Gebirge nach Cashmere.

Diese große Stadt, der einige Nachrichten 7 Meilen im Umfange geben, hat 12 Thore und sehr lange gerade Gassen. Die Häuser tragen

auf den platten Dächern Blumenbeete; dieß bringt eine schöne Wirkung hervor.

Das merkwürdigste ist aber der Pallast, welchen der Kaiser Ferokschir hat erbauen lassen. Le Gout de Flaix sagt, er bestehe aus rothem Granit, und obgleich von persischer Bauart, gewähre er, von der Flußseite gesehen, einen herrlichen Anblick. Das terrassenartige Dach ist mit den schönsten Blumenfeldern besetzt, man denkt sich die Gärten der Semiramis. Das Innere ist reich an Granit und grünlichem Marmor, und die Treppe, ebenfalls von diesem Gestein, würde, sagt er, selbst dem Architekten des Louvre's Ehre machen. Die Gallerie, wozu man durch sie gelangt, übertrift an reicher Dekoration jede Erwartung. Die Wände und die Decke sind mit Spiegeln und Bergcristall so genau belegt, daß man glaubt, alles bestehe aus einem einzigen Guß. Darüber laufen aus sechs massiv goldenen Weinstöcken, filigram Arbeiten, (wahrscheinlich als Weinranken), hin, an denen die Trauben aus den treflichsten Steinen, Smaragden, Rubinen, Saphiren, Amethysten und Agaten hängen, und noch durch daran saugende Insekten mehrerer Art, von eben so kostbaren Steinen erhöhet werden. Le Gout schätzt das Ganze auf 1500 Millionen Franken! So sind, sagt er, hier fast alle die Reichthümer verwirklichet, welche uns Tausend und eine Nacht vorspiegelt.

Der überreiche Thron welcher sich vormals in diesem Schlosse fand, war nach Dehli geführt,

und dort von dem Großräuber Nadir Shah fortgeschleppt; allein eine in ihrer Art wohl eben so einzige Badewanne war noch im Pallaste zurück. Diese riesenmäßige Wanne besteht aus großen Stücken verschiedener Art orientalischen Agat, durch Goldplatten mit einander verbunden. Sie faßt etwa 8 Muid, oder 64 mal 36 Pinten *); da nun 27 Pinten 7 Stübchen (Hamb.) betragen, so hielt die Wanne über 671 Stübgen. Dennoch ward sie zum Baden ganz mit Rosenwasser gefüllt, denn der reichere Indier nimmt nur dieses wohlriechende Wasser zu seinen Hausbädern. Der Form nach war dieß kostbare Gefäß wie ein Lustschiff des Ganges gebauet, das man dort Bazara nennt, und einen sehr hohen Hintertheil hat.

Begreiflich entsprachen die Säle und der Harem der zuvor beschriebenen Gallerie, ihre Wände glänzen von Gold und Lapis Lazuli, den Thronsaal aber zieren Säulen von Porphyr und weissem silberähnlichen Glimmer, dessen Glanz noch, durch rosen- und citronfarbene Adern marmorirt erhöhet ist.

Der diesen Pallast umgebende Garten, wenn gleich nicht vom größten Umfange, ist reich an den herrlichsten Blumen und Frucht tragenden Bäumen Indiens. In seiner Mitte sieht man ein großes zwölfeckiges Wasserbecken, von dem schönsten Granit, umgeben mit einer vierfachen

*) 1 Sept. = 36 Pinten; ein Muid aber = 8 Septiers.

Allee von Karkeme Bäumen die den herrlichsten Geruch verbreiten, und da sie zugleich von den hiesigen phosphorescirenden Fliegen (?) vorzugsweise geliebt und besucht werden, so bieten sie die fünf Monate ihrer Blüthezeit hindurch eins der herrlichsten Schauspiele dar. Zur Nachtzeit scheinen diese pyramidalischen Bäume von der Spitze an Flammenkegel zu bilden.

Auch für die größere, belebte Natur hatte der Urheber dieser Schönheiten gesorgt. In dem Pallaste waren zwei schöne Taubenhäuser mit den schönsten Taubenarten, besonders mit der hier sogenannten Tanz- oder Streittaube (?) besetzt. Diese hatte man eigends zu Kämpfen abgerichtet, nicht etwa bloß einzeln gingen sie gegen einander an, sondern sie fochten sogar in Reih und Glieder wie geübte Soldaten (le Gout de Flaix.)

In einiger Entfernung von dem Pallaste steht die kleine Moschee oder Hofcapelle des Kaisers. Sie ist ein zirkelrundes Gebäude von 68 Fuß im Durchmesser, ruht auf Arkaden die unter einander verbunden sind, der Dom hat etwas imposantes, nur ist er zusehr mit Zierrathen überladen.

Endlich mag hier noch der Stadt Guzurate gedacht werden, da die Handelsstädte und die Hauptsitze der Europäer verspart bleiben bis uns der Handel und die Ansiedelung der Ausländer in Indostan dazu den passenden Ort anweisen.

Guzurate jetzt mehr bekannt unter dem persischen Namen Amedabat oder genauer Hamed

Ewad, d. ist, Stadt des Königs Hamed, die Hauptstadt eines vormals bedeutenden Königreichs, liegt mitten in dessen östlichem Theile, an dem kleinen Flusse Mehinderi, Rennel nennt ihn Sabermatty, unter 23° 10′ n. Br. und 72° 37′ östlich von Greenwich. Sie ist zwar noch selbst jetzt eine ansehnliche Stadt, von welcher man Cambaya als den Hafen ansehen darf, allein gegen die vormaligen Zeiten ist sie dennoch sehr tief herabgesunken, jedoch noch berühmt wegen ihrer Befestigungswerke.

Im Jahre 1780 ward sie zwar von dem englischen General Goddard genommen, allein drei Jahre darauf übergab man sie von neuem den Mahratten, denen sie auch noch jetzt eigen ist.

Die Stadt hat 12 Thore nebst vier Nebenthoren, und war in mehrere hundert Stadtviertel getheilt. Der große Königsplatz oder Meidan Chan zeichnete sich besonders aus. Er hielt 600 Schritt in die Länge, 400 in die Breite und ward durch Alleen von Fruchtbäumen, besonders von vielen Orangen- und Citronen-Bäumen, beschattet. Hierinn stand ein schönes Caravanserai. In den ältesten Zeiten hatten die Hindus hier viele Pagoden, sie sind aber nachmals durch die Mogolen großentheils zerstört oder in Moscheen verwandelt. Eine dieser Pagoden, welche von einem reichen Kaufmann erbauet war, übertraf die übrigen durch ihre treflichen Marmorarten. Sie ist jetzt die schönste Moschee. Indeß hat auch die Anzahl der Mo-

scheen selbst nun sehr abgenommen, vormals gab man hier die Zahl derselben auf 1000 an.

Merkwürdig sind noch die Thier-Hospitäler. Die Lehre der Seelenwanderung flößt den Hindus ein hohes Mitgefühl für jede Art von Thieren ein. Sie nehmen sich daher selbst der kranken Thiere an, und errichten eigene Hospitäler, für Ochsen, Hunde, Kameele und Pferde. Vernimmt ein gläubiger Hindus, daß ein solches Thier, z. B. ein Ochse, krank geworden sey, und Gefahr laufe getödtet zu werden, so erbittet er sich ihn, ja er erkauft ihn sogar theuer, und führt ihn in eins dieser Hospitäler um seiner dort zu pflegen oder ihn zu heilen. Amadabad hatte, dem Thevenot und Mandelslo zu folge, drei dergleichen Hospitäler, ja Ovington bezeugt, daß es zu seiner Zeit (1690) in Surate eigene Hospitäler, man hätte sie noch eher Ernährungsanstalten nennen sollen, für Läuse, Wanzen und Flöhe gegeben habe. Die reichern Hindus mietheten hiezu eigene Menschen, Arme die sich dann für Geld auf einzelne Tage und Nächte der ungeheuern Menge des dort aufbewahrten Ungeziefers Preis gaben. Sie werden, um von diesen ganz ungestört gestochen und ausgesogen zu werden, zuvor fest gebunden bis die verdungene Zeit verflossen ist.

Amadabat war vormals ebenfalls als eine bedeutende Handelsstadt bekannt; hiezu trug besonders die Lage von Cambaya viel bei, da man von diesem wichtigen Handelshafen aus vom Meere alles auf dem kleinen schiffbaren Flusse

hinauf führen kann. Auch hat sie noch bedeutende Fabriken besonders von Sammet, Gold- und Silberstoffen und Mousselinen; ferner sind hier fast alle übrigen Waaren Indiens in Umlauf. Auch ist der Wechselhandel der Banianen beträchtlich.

Die sehr ansehnliche Volksmenge besteht, außer den Hindus und Mohren (Mahometanern) aus Armeniern, Arabern, Persern und Christen.

Unter den Umgebungen dieser großen Stadt findet man als besonders merkwürdig das Grab eines Königs von Guzurate, das vormals, selbst noch zu Mandelslo's Zeit, über vierhundert marmorne Säulen zählte, wahrscheinlich liegt jetzt das meiste in Schutt; auch fand Thevenot einen sehr prachtvollen Brunnen oder Wasserbehälter mit sieben großen Schwibbögen, wovon jeder von 16 Säulen aus gehauenen Steinen unterstützt war; das Ganze sollte, damaligen Nachrichten zufolge, auf 30 Millionen zu erbauen gekostet haben. Endlich zeichnete sich unter den vielen Gärten und Landhäusern der sogenannte Königsgarten, wegen seiner herrlichen Alleen und übrigen großen Anlagen aus.

Die meisten dieser Zeugnisse der vormaligen Größe der Mongolischen Eroberer sind jetzt, wo nicht verschwunden, doch beträchtlich vermindert oder verändert, besonders seitdem England ihre Macht zertrümmert hat.

Einfach, wie die Nahrung und Wohnung, ist auch der Hausrath der Hindus. Sie ruhen an dem Fußboden auf Decken oder Matten; verrichten hier alle ihre Geschäfte wozu der Europäer

des Stuhls und des Tisches bedarf, sogar ihre Lehrstunden werden so gehalten, daß die Schüler an der Erde auf Matten mit untergeschlagenen Beinen liegen, der Lehrer aber entweder stehend oder neben ihnen sitzend lehrt. Diese Matten dienen dann ebenfalls statt der Unterbetten und der Decken. Hölzerne und irdene Gefäße, einiges Kupfer- oder Messinggeräth, Töpfe und Schalen zum Reißkochen und eine hölzerne Reißstampfe, endlich Körbe und hölzerne Kisten zum Bewahren des Geldes und der Kleinodien, dieß zusammen macht das ganze Mobiliar, selbst der nicht ganz unvermögenden Familien. Bei angesehenen Hindus sieht man leichte Bettstellen von Rohr.

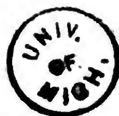
Seit dem nähern Umgang mit Europäern findet man in verschiedenen Häusern einzelne Zimmer besonders mit englischen Meublen, allein sie dienen höchstens zur Aufnahme europäischer Fremden.

Daß die hiesigen Mohren oder Muhamedaner einen ungleich reichern Hausrath führen als die Hindus fließt bereits aus ihrer weit luxuriösern Lebensart, wir werden nachmals Gelegenheit haben davon beiläufig zu reden.

Jetzt die Kleidung der Hindus. Die zwei Hauptstoffe zu der dortigen, ebenfalls sehr einfachen Kleidung, bietet das Land selbst: Baumwolle und Seide. Nachmals wird es sich zeigen unter was für kaum aufzuzählenden Formen und Geweben, besonders die erste, durch den bewundernswürdigen Kunstfleiß des Hindus, sich darbietet. Allein der gemeine Hindus, ja selbst



ern


UNIV. OF MICH.

oftmals höhere Volksklassen, begnügen sich mit sehr weniger und sehr ungekünstelter Kleidung; das Klima erfordert ja nur wenig.

Gewöhnlich reicht ein Stück Mousselin hin zu einem breiten Gürtel um Bedeckung der Hüften, von wo dann das übrige längere Theil zwischen den Beinen durchgeschlagen, bis über die Knie herabhängt.

Der ärmere Hindus begnügt sich, vorzüglich in der trocknen Jahrszeit, lediglich hiemit, dahingegen von Anderen ein zweites, 7 bis 8 Ellen langes Stück von ähnlichem Zeuge nachlässig und ohne eigentlich bestimmte Form, um den übrigen obern Körper geschlagen wird.

Das andere Geschlecht trägt doch wie die Mahometaner gewöhnlich als Bedeckung des Oberleibes eine kurze Weste mit Ermeln, die auf den halben Oberarm hinabreichen; und da die Hindus auf einen schönen Busen sehr hohen Werth setzen, so haben die Vornehmen, wie auch die Tänzerinnen, hiezu daran ein eigenes Futteral befestiget, und die langen Beinkleider sind sehr häufig von Seide oder gar von Silber und Goldstoffen.

Auf der Küste von Orixa geht von jener kurzen Weste, ein Tuch oder Shawl unter dem Busen, um ihn zu heben hin, und schlägt sich sodann über die Schulter. Der Theil des Körpers von der Brust bis gegen die Hüften bleibt unbedeckt.

Um den Kopf wird ein feineres Tuch gewickelt, zum Schutz gegen die Sonne.

In einigen Theilen Hindostans wird bei den langen Schifferhosen oftmals ein Mannsrock getragen, der an den obern Theilen des Körpers anliegt, unten aber in weiten Falten locker herabfällt. Diese Tracht unterscheidet sich dann nicht sehr von der der sogenannten Mohren oder Mahomedaner, nur zeichnen sich letztere durch den eigentlichen Turban statt jenes losen Kopftuchs aus. Das Bein und der Fuß bleibt ohne Strümpfe, und in so fern nackt, außer bei einigen durch die langen Hosen einigermaaßen bedeckt. Statt der Schuhe werden in einigen Provinzen von den Mannspersonen Sandalien getragen: sie bestehen nur aus zwei schmalen Brettern mit Absätzen, welche vermittelst eines knopfförmigen Holzes, zwischen den beiden ersten Zehen festgehalten werden. Andere befestigen sie indeß mit einem schwarzen ledernen Riemen, queer über den Fuß. Bei den Mohren, so wie bei den angesehenern Hindus sind sie von rothem oder gelbem Leder. Die Holzschuhe treten vorne bei den Zehen oft gekrümt in die Höhe.

Aber ungeachtet dieser Einfachheit der Kleidung zeigt sich dennoch selbst bei dem männlichen Geschlecht ein entschiedener Hang zum Putz.

Schon Arrian bezeugt, daß sich die Hindus mit Armringen von Elfenbein schmückten. Dieser Putz ist noch jetzt, besonders bei den Mindervermögenden stark Mode, allein sie tragen auch oftmals zugleich messingene Ringe. Der Engländer Moore sahe, im Innern von Decan, Frauen welche, obgleich Kinder auf dem Rücken, dennoch

mit 8 bis 10 Pfund solcher Ringe an den Armen und Beinen belastet waren. Mehrmals steigen solche Ringe von der Hand an bis gegen die Schultern an den Armen hinauf, mit stets zunehmendem Durchmesser, so daß der größte Elfenbein Ring selbst anderthalb Fuß im Durchmesser hält.

Einiges Frauenzimmer trägt silberne Ringe sogar mit Glöckgen an den Beinen.

Am sonderbarsten fällt aber dem Europäer der Ring auf, welchen Einige, z. B. die Tänzerinnen an der Nasenspitze oder durch den Nasenknorpel gezogen tragen, dennoch sagen die Reisenachrichten, findet man diesen Nasenschmuck, Nutt genannt, in kurzer Zeit nicht mehr unangenehm, im Fall er nicht höher hinauf durch die Nasenscheidewand gehet.

Bei den Vornehmen, wie auch nicht minder bei den Tänzerinnen *) ist aber der Putz oftmals äußerst kostbar. Vorzüglich zeigt sich dieß wenn erstere den Fremden öffentlich Audienz geben. So sahe z. B. der Lord Valentia in Mursadabad an dem Nabob nicht nur ein sehr kostbares Halsband von Smaragden, sondern in seinem Serpaisch oder Kopfschmuck von Juwelen befand sich einer dieser Steine der alle Smaragden, welche er je gesehen hatte, an Größe übertraf; er hielt 1½ Zoll in der Länge, und war dabei einen Zoll hoch; eine persische Inschrift

*) M. s. weiter unten.

war darauf eingegraben; er war in flache Diamanten von ziemlicher Größe gefaßt. Die Perlenschnur, welche den Serpaisch befestigte, war ebenfalls sehr kostbar, und an seinen Fingern trug er einen einzigen Ring den man auf 10000 Pf. Sterling (60000 Rthlr.) schätzte.

Weiterhin findet sich Gelegenheit den Anzug der Großen bei solchen Feierlichkeiten bestimmter anzugeben, jetzt hier noch von dem Schmuck des andern Geschlechts im Allgemeinen.

Dahin gehört dann besonders der Haarputz so wie das Färben und Tatowiren oder Beizen einzelner Theile des Körpers.

Das lange rabenschwarze Haar wird, um seinen Glanz zu erhöhen, mit feinem wohlriechenden Oel gesalbet. Nicht nur die Tänzerinnen sondern auch oftmals viele Frauenzimmer der Zenana oder des Harems, und selbst Prinzessinnen lassen es in ein oder mehreren Zöpfen längst dem Halse hinabfließen, durchflechten es auch wohl mit Goldplättchen oder mit Perlen und Juwelen.

Bei Geringern wird aber das Haar nur aufgeschlagen, und in einen Knoten zusammengewickelt auf dem Scheitel befestigt; das Stirnhaar wird zu beiden Seiten gescheitelt, und nebenher laufen nicht nur oftmals goldene Ketten, sondern schöne und wohlriechende Blumen durchschlingen das Haar.

Schon zuvor ward der kleinen äußerst dünnen Goldplättchen erwähnt, welche die Mädchen in verschiedenen Theilen Hindostans vorn an der

Stirne

Stirne befestigen *); allein ein Hauptschmuck besteht in den Ohrgehängen. Sowohl von den Ohrläppchen, sie haben zu Zeiten sehr große Oeffnungen, als selbst von dem Rande der Ohren hangen goldene und mit ächten Steinen gezierte Ringe, oftmals von sehr hohem Werthe herab. Auch tragen die Reichen und die öffentlichen Tänzerinnen mehrere goldene Ketten und anderes theure Geschmeide als Halsschmuck.

In einigen Provinzen findet man auch das Tatowiren oder Einbeizen verschiedener Figuren, oder einzelner runder Flecke in Gewohnheit, und bei den Tänzerinnen sieht man die bei uns ziemlich vergessene Mode der Schönpflästerchen.

Hauptsächlich ist aber das Färben der Hände, und das Umziehen der Augen mit einer schwarzen Linie. Beides ist indeß nicht bloß in Hindostan, sondern ebenfalls in der Barbarei, Aegypten, Arabien und andern Theilen des heißen Asiens gewöhnlich.

Das Rothfärben der innern Hände und Füße, besonders aber der Nägel, geschieht vermittelst der Henna, (Lawsonia inermis Linné, Octandr. monogyn.)

Die zu Pulver geriebenen Blätter dieser Pflanze, werden mit Wasser in einen Teig verwandelt, den man sodann auf die Theile des Körpers legt, welche rothgelb zu färben sind. Hier läßt man sie eine Nacht hindurch liegen, da dann diese

*) M. s. den vorhergehenden Theil.

Farbe, orangeroth, sich so fest eingesogen hat, daß sie selbst nach vielen Tagen, ja Wochen, selbst bei dem häufigen Waschen der Morgenländer nicht verlöschen kann. Hiebei ist es merkwürdig daß diese Farbe vorzüglich tiefer in die Substanz der Nägel eindringt, so daß man sie hier kaum zu erneuern nöthig hat.

Will man dieser Farbe eine tiefere Tinte geben, so wird nachmals der Theil des Körpers mit Oel gerieben.

In einigen Ländern des Orients, färbt man auch die Haare mit der Henna, ja sogar die Mähnen der Pferde, die Füße und den Schweif selbst. Indeß erhebt sich diese Farbe zu einem bedeutenden Handelszweig. Wegen ihrer Dauerhaftigkeit färbt man nämlich damit sowohl Peltereien als selbst das Leder. Daher gehen mit den zerriebenen Blättern der Henna mehrere Schiffe, von Alexandrien aus nach Smyrna, Constantinopel und Salonich. Nach einigen nennt man diese Pflanze auch Mindi. Gleditsch fand daß die Wurzel roth färbt.

Das Material, womit das Frauenzimmer eine schwarze Linie oder Kreis um die Augen zieht, besteht aus Spiesglas. Wird es an der innern Seite der Augenlieder angebracht, soll es, wie Moore behauptet, dem Auge etwas schmachtendes geben.

Aber seltsamer und für uns widriger ist die Mode die Zähne ebenfalls mit Spiesglas schwarz zu färben. In Indien behauptet man, es diene die Zähne gesund zu erhalten. Und jener Eng-

länder bemerkt, daß man allerdings selbst bey alten Frauen die Zähne gesund finde, dahingegen bei den Männern durch den steten Gebrauch des Betelkauens binnen kurzem die Zähne zerfressen erschienen.

Der milde Charakter der Hindus, wie nicht minder ihre Religion, fordern beide zu solchen Beschäftigungen auf, welche den Menschen ruhig ernähren, und ihm alle Bequemlichkeiten des Lebens durch gescheidte Arbeitsamkeit ohne Blutvergießen oder Härte irgend einer Art gewähren.

Ackerbau, Viehzucht und die darauf gegründeten thierischen Produkte darf man mithin hier mit Recht erwarten. Und wenn die Fortschritte darin nicht genau mit dem hohen Alter der Nation übereinstimmen, so hat höchstwahrscheinlich das Klima hiebei eben so großen Antheil, als die Mäßigkeit und Begnügsamkeit dieses Volks.

Begreiflich ist auch hier, wie überall im warmen Orient der Reiß das Hauptnahrungsmittel, und der Reißbau die Hauptgrundlage der ganzen hiesigen Agrikultur.

Schon hinreichend ist der Reißbau bekannt *), und hier genüge es auf den genauesten Beschreiber dieser wichtigen Handthierung, le Gout de Flaix, zu verweisen. Er giebt für Hindostan sechs ver-

---

*) M. s. die vorhergehenden Jahrgänge.

schiedene Sorten an, behauptet aber, daß es irrig sey, den Reiß in zwei Hauptsorten, in die in trocknen und in feuchten oder nassen Boden zu erzielende, abzutheilen, jede der 6 Sorten vertrage sowohl trocknes als nasses Land. Die beste Sorte Reiß nennt er Bonasuleh; sie ist nicht nur vom hellesten, klarem Weiß, hat einen treflichen Geschmack, sondern duftet auch einen Ambra Geruch.

Der Hindus backt von dem Reißmehle eine Art Brod, Ape genannt. Zum Gähren des Mehls sezt er, statt unsers Sauerteigs, etwas Palmwein und gestoßenen Reiß hinzu, durch Weglassung des lezteren erhält man kein gutes Brod, da im entgegengesetzten Fall das Ape angenehm und selbst leichter zu verdauen ist, als Weizenbrod.

Auch geröstet giebt der Reiß eine schätzbare Speise; man giebt sie den Kindern, und sie hat besonders bei ruhrartigen Zufällen großen Nutzen, wie diß auch der Fall ist mit dem Reißwasser, Carge, wodurch die Hindus sich sowohl genährt als erquickt fühlen.

Dieses Wassers von gekochtem Reiße bedienen sich aber die Hindus ebenfalls beim Verfertigen ihres Schießpulvers. Es wird dadurch lebendiger und stärker, fängt auch schneller Feuer. Kohlenstaub mit diesem Reißwasser benezt ist, nach völliger Austrocknung, unauslöschlich. (le Gout de Flaix).

Eben dieser Beobachter empfiehlt unter mehreren Arten dort zubereiteten Reißes vorzüglich den

Avele. Man läßt hiezu den Reiß in der Hülse mit wenigem Wasser kochen, und drückt ihn, bevor die Körner kalt geworden, platt zu einer Art Teig. Hierauf läßt man ihn schwingen, wodurch er trocken wird, und die Hülsen davon abgehen. So erhält man ein angenehmes Essen, das sich sehr lange hält. Es soll so nahrhaft seyn, daß $\frac{1}{10}$ Unze davon einem Manne nach seiner Tagesarbeit die Kräfte wieder ersetzt (!!) Auch bereitet man eine sehr stärkende Brühe daraus. Jener Franzose empfiehlt den Avele besonders als Proviant in Festungen und für die Schiffe.

Tennant gedenkt einer dürren Getreideart unter dem Namen, Badgerrow, und Perrin einer andern Kornart, womit sich die westlichen Hindus ernähren. Er nennt sie Keverou, und beschreibt sie als ein kleines rundes Korn, das dem Saamen der Zwiebeln ähnlich ist. Man mahlt es vermittelst zweier Mühlsteine, und giebt dem Mehle mit Wasser vermengt die Form eines holländischen Käses. So unter die Gäste vertheilt, macht jeder mit der Hand eine Vertiefung in der Mitte dieses Brodes, und füllt die Höhlung mit Piment (Pfeffer) Wasser. Jetzt zerbricht er mit den Nägeln die Circonferenz, taucht jedes abgelösete Stück in diese Sauce und genießt es; das Verdauen erfordert indeß einen kraftvollen Magen. Dabei ist es fast ganz geschmacklos, wie Holzspäne, allein äußerst nahrhaft; die starken Arbeiter ziehen den Keverou in dieser Rücksicht selbst dem besten Reiß vor, denn man bedarf binnen 24 Stunden keiner weitern Nahrung.

Zuvor ward bemerkt *) daß selbst von unsern Getreidearten der Weizen und die Gerste dort gebauet werden. Letztere bekommt ganz vorzüglich gut im Alladabad unweit Benares, da diese Gegend ansehnlich kalt ist. Jedes Gerstenfeld enthält zugleich Erbsen, und sechs bis 10 Fuß davon steht dann gewöhnlich ein schöner, blühender Strauch von einer Färbepflanze. Die Erndte wird aber dadurch sehr erschwert, daß jede Kornart besonders eingeerndtet werden muß. Nach dem März erscheinen die Felder völlig von den heissen Winden verbrannt, so daß man sie kaum eines neuen Anbaues sollte fähig halten. Indeß ziehen die Hindus doch mehrere Küchen- und Gartengewächse, z. B. Rettige, Rüben, Vitsbohnen, Melanzanen (Solanum Melangena L.) und den gemüsartigen Amaranth (Amarant. oleraceus L.), jedes in viereckige Gartenbeete oder Felder gepflanzt. Auf den Bazars oder Märkten wird dieß alles in niedlichen Körben feil geboten. Im Ganzen ist also der Hindus nichts weniger als ein schlechter Anbauer, allein in der Gärtnerei ist er zurück; er versteht z. B. das Pfropfen der Bäume gar nicht.

Zur Bewässerung der Felder und Gärten wählt man eine sehr einfache Methode, und sehr einfache Maschinen.

Das Wasser wird vermittelst eines auch bei uns nicht unbekannten einfachen Brunnenschwengels

*) M. s. den vor. Band des X. Buchs, S. 117.

aus den Brunnen gezogen, nämlich mittelst eines langen Hebels an dessen längerer Seite ein Eimer (hier von Leder) an einer langen Stange, an der andern, kürzern, ein dicker Holzkloß befestigt ist, jedoch findet sich hier in Hindostan bei letztern ein Gitterwerk oder Stufen von Bambou, auf welche ein Mann hinaufsteigt, um durch Auftreten auf den Kloß den vollen Eimer aus dem Brunnen zu heben. Zum wirklichen Begießen der Felder selbst bedient man sich dann nur wasserdicht geflochtener Körbe.

Ein zweiter höchst wichtiger Anbau Hindostans ist der der Baumwolle. Er war es ebenfalls bereits zur Zeit Alexanders des Macedoniers, und schon damals brachten die Hindus eben so vielartige, bewundernswürdige Produkte daraus zu Stande als jetzt. Wenn wir gleich den Anbau der Baumwolle selbst hier als bekannt übergehen dürfen *), so verdient zu dem dort gesagten hinzugesetzt zu werden, daß die Baumwolle Weber in Bengalen, sieben Hauptvarietäten oder Sorten der Baumwolle annehmen. Einige derselben schicken sich besser zu dieser, andere zu jener Art von Zeuge, und es erfordert schon eine frühe und vieljährige Kenntniß, um diesen Unterschied nicht zu verfehlen. In sofern, sagt le Gout de Flaix, hat jene uns sonderbar scheinende Einrichtung ihren Nutzen, vermöge

*) M. s. den vorhergehenden Theil S. 123 und den 2ten Jahrgang dieses Taschenbuchs.

welcher die Kinder gehalten sind, stets das Handwerk oder die Kunst ihrer Väter fortzutreiben, denn ohne diese unabänderliche Vererbung der Geschäfte von Vater auf Sohn, würde es, glaubt er, bei den Webern kaum möglich seyn für jede Art Mousseline und ähnliche Zeuge genau die dazu passendste Baumwolle auszusuchen, und gehörig zu verarbeiten.

Bei dem Anbau der Baumwolle beobachten die Hindus noch die besondere Gewohnheit, den Saamen, die Körner, vor dem Pflanzen ein oder mehr Stunden in einer starken Salzlake weichen zu lassen. Dieß dehnen sie auch auf das Getreide aus, und behaupten, daß hiedurch nicht nur der Saame gegen die Angriffe der Insekten geschützt werde, sondern daß er auch früher keime.

Auch die Maschine, womit sie die Baumwolle krämpeln oder reinigen, ist höchst einfach. Sie besteht aus einem Holze 6 bis 7 Fuß lang, an beiden Enden in eine Art breiter Schaufeln auslaufend, woran eine starke Darmsaite befestigt ist, die beim Berühren einen Ton von sich giebt, daher ihr Name die Geige oder Violine. Sie ist vermittelst eines Stricks an einen an der Zimmerdecke befestigten Bogen aufgehangen. Mit der einen Hand hält der Arbeiter das Holz der Krämpel, mit der andern aber einen hölzernen etwas gebogenen, knopfartigen Griffel. Hiemit faßt er die Darmsaite, spannt sie, und läßt sie innerhalb der Baumwolle wechselsweise stets

wieder losschnellen, wodurch diese dann in die Höhe fliegend, gereinigt wird.

Der übrige Anbau der Hindus ist bereits zuvor angezeigt *), nur des Oels müssen wir noch gedenken. Außer dem der Kokospalme bauet man hiezu noch mehrere Pflanzen, vorzüglich die sogenannte Gengeli. Sonnerat und Sonnini setzen keine weitere Erklärung hinzu; ersterer nennt sie nur noch grain à l'huile, also doch nur ein Korn; vielleicht eine der in China auf Oel gebaueten Pflanzen, z. B. der chinesische Rettig, oder der morgenländische Kohl, oder die Connelie, oder der ostindische Citisus **).

Der Mohnbau ist ebenfalls wichtig, wie auch nicht weniger der Bau des Wunderbaums (Ricinus communis L. Palma Christi). Man sieht von letzteren sowohl in Canara als auch östlich in Tanar bei Patna und Monghir ganze Felder. Dieses Gewächs wird dort viel größer als in Europa und dauert mehrere Jahre. Aus dem Saamen der Frucht, die größer als eine Haselnuß ist, der bei uns unter dem Namen Semen Cajaputiae majoris vorkommt, pressen die Hindus das Oleum Ricini das die Engländer Castor Oil, und wir Cajaput Oel nennen. Es ist durchtreibend, wird aber in Indien auch als Brennöl gebraucht, jedoch zugleich als Medicin viel zu uns gebracht.

---

*) M. s. den vorhergehenden Theil, S. 117 u. f.

**) M. s. den 9ten Jahrgang China, S. 163 u. f.

Die Maschine oder Presse für die Oele, deren sich die Hindus bedienen, giebt einen neuen Beweis der Simplicität ihrer Gewerbe überhaupt. Sie ist eine Art von Roßmühle, jedoch ohne alles Räderwerk, und statt der Pferde dienen hier Ochsen. An einem mörserförmigen, großen Holzgefäß, daß sehr fest in die Erde gerammelt, oder auch an den Stamm eines starken Baums selbst befestigt ist, läuft horizontal ein breites, starkes Bret in einer Hohlkehle an jenem Gefäße so eingefügt, daß es sich umdrehen läßt, da an dem andern schmälern Ende zwei Ochsen angespannt werden. In der Mitte dieses flachen beweglichen Balkens oder Brettes ist ein krummer Queerbalken eingesetzt, der schief gegen und über jenes Gefäß in die Höhe steigt, und an einen starken Stößel oder Stampfe, die fast lothrecht in den Mörsel hinabgeht, befestigt ist. Jener hölzerne Mörser selbst wird nun mit dem zu zerquetschenden Saamen angefüllt und von einem Manne, der auf dem flachen Balken zunächst dem Mörser steht, stets unter die Stampfe geschoben, während ein zweiter Mann gegen das Ende dieses Balkens sitzt, die davor gespannten Ochsen umtreibt, und selbst mit herum bewegt wird.

Bevor wir zu den Handwerken kommen, müssen wir noch einiges über die dortige Viehzucht bemerken. Zwar war der Hindus nicht Nomade, allein da für ihn das Hornvieh einen dreifachen Werth hat, indem es ihm sowohl durch seine Produkte wie auch zugleich als Zugvieh statt des Pferdes dient, und endlich sogar ein wichtiger

Gegenstand der Religion ist, so ist die Viehzucht für ihn von höchster Wichtigkeit. Auch bemerkten wir schon zuvor *) daß der Viehstand sehr zahlreich sey, da man zu Zeiten 80000 Zugochsen nebeneinander sieht. Indeß hat Indostan größtentheils reiche Weiden, so daß der Unterhalt der Heerden leicht fällt, und in einem so warmen Lande wo die Natur selbst im Winter stets thätig fortarbeitet, bedarf es dann wohl keiner sehr genau beschränkten Heuschläge. Die Weiden sind Gemeinweiden, sie haben daher keine Befriedigungen; jeder sucht so viel Rindvieh, Schafe und Ziegen darauf zu treiben, als seine Lage ihm erlaubt. Daher ist dann freilich das Vieh nur mager, denn an künstliche Wiesen und fremde Grasarten denkt man hier nicht. Die Hirten, nämlich die Hüter, sind gewöhnlich aus den untersten Volksklassen.

Die Besorgung der Milch ist nicht überall dem weiblichen Geschlecht vorbehalten. An einzelnen Theilen der Ostküste, z. B. im Carnatic bei Madras, melken die Männer die Kühe vor den Häusern der Europäer. Dagegen ist dieß Geschäft in Bengalen wie bei uns den Weibern überlassen. Die Art des Buttermachens weicht besonders darin von der unsrigen ab, daß man dort die Milch zuvor halb gerinnen läßt, sie so-

*) Die Ochsenarten selbst sind bereits zuvor angeführt. M. s. des vorhergehenden Theils des I. Buchs der Reisen S. 208.

dann mit einem Quirl von Bambusrohr in einem irdenen Gefäß vermittelst eines Zugriemens umquirlt. Da aber die Milch zuvor gewöhnlich auch gekocht wird, so bekommt die Butter einen räucherigen Geschmack.

Die dortigen Europäer bereiten indeß eben so gute Butter als die in England.

Tennants an Ort und Stelle entworfene Beschreibung eines Dorfs unweit Benares, und seine Bemerkungen über die dortige Landwirthschaft überhaupt, mögen diesen Artikel beschließen. Jährlich sind zwei bestimmte Zeiten zum Pflügen; die eine wenn im Junius der Regen anfängt zu fallen, die zweite, wenn er im November aufhört. Die Erndtezeit fällt in den obern Provinzen Hindostans im März und April, vorzüglich in Rücksicht des Weizens und der Gerste. Hier bauet man, da das zu hoch gelegene Land nicht vom Ganges durch Ueberschwemmung bewässert wird, keinen Reiß. Auf ein und dasselbe Feld werden verschiedene Früchte gesäet, z. B. der Flachs und der Senf, welche man beide zum Oel benutzt, diese reifen zuerst.

Das Ausdreschen oder Austreten geschieht sofort auf dem Felde, auf ebenen Stellen die zu einer Tenne geglättet sind.

Die Erndte selbst gewährt ein sonderbares Schauspiel. Mehrere hundert Menschen laufen unordentlich durcheinander, fast völlig nackt, mit schmutzigen Tüchern den Kopf umwunden, am Leibe in der Morgenkälte zitternd, schneiden hier einige mit einer kurzen Sichel Flachs oder Korn,

andere sammeln Senf ein, während wiederum andere die Bündel zu der Dreschtenne tragen.

Die Hindus fahren nämlich das Getreide nicht ein, sondern tragen es selbst zu Hause, denn von dem schon ausgedroschenen Stroh nehmen sie nie mehr auf einmal als geschnitten ist, und dieß ist jedesmal nur wenig. Das Korn selbst ist aber von weit geringerer Schwere als in England, dagegen ist der Maiz und die Badjera (Holcus Spicatus L.) wie auch der Saame des Ricinus weit schwerer, und das Gewächs selbst viel größer als bei uns.

Auch das Zuckerrohr wächst hier zu einer außerordentlichen Höhe. Der Anbau davon ist sehr beträchtlich und die Felder werden dazu gedüngt, so wie auch die für den Toback. Von den Blüthen der gelben Farbe (?) dauert die Erndte sehr lange, weil die Stengel nur von Zeit zu Zeit, je nachdem die Blüthen erscheinen, abgeschnitten werden; da nun die Gerste zugleich mit gesäet wird, so wird dabei viel Gerste zertreten.

Die Einwohner eines Dorfes unweit Benares, etwa 1000 an der Zahl, hielten 400 Stück Zugvieh. Auf den Zemindar oder Grundeigenthümer folgt, der Wichtigkeit nach, der Putwari oder Faktor. Dieser führt die Rechnungen zwischen den Pächtern und dem Zemindar; er mißt die Aecker aus, und nimmt die Pachtgelder in Münze oder in Getreide ein, auch entscheidet er in Abwesenheit des Zemindars kleine Streitigkeiten.

Der Pachter, (denn von diesem erhält er seinen Lohn) giebt ihm von jedem Hundert, daß er seinem Zemindar jährlich zahlt, anderthalb Sihr *). Zuckerrohr Baumwolle und andere Artikel, die nicht auf dem Gute verbraucht (also verkauft?) werden, zahlen eine gewisse Summe an den Zemindar, und für jede Rupie (Gulden) welche dieser erhält, bekommt der Pachter einen halben Ana **) also etwa $\frac{1}{32}$.

Nach dem Putwari folgt der Getreidereiniger, der Byah; dieser erhält von jedem Mahn (etwa 75 Pf.) 12 Sihr.

Auch in dem kleinsten Dorfe machen die Schmiede und Zimmerleute zwei verschiedene Werke aus. Ein Lochar oder Handwerksmeister erhält für jeden Pflug 1 Mahn Getreide. Jedes Dorf hat ebenfalls eine Anzahl Wäscher, ein eigenes Handwerk. Der Wäscher erhält jährlich von jedem Pfluge 20 Sihr Getreide, und bei den drei Erndten (nämlich zwei Reißerndten und eine im Frühjahr von Weizen, Gersten und Bohnen) drei Garben. Scheint diese Summe auch gering, (sie beträgt jährlich nicht über 4 Pence (etwa 2 gr.)) so bedenke man daß eine Hindu Familie auf dem Lande nicht den 4ten Theil der Kleidungs-

---

*) Ein Sihr, ein Gewicht von 1 Pf. 13 Unzen und 13 Drachmen. Dalrymple nimmt dafür 24 Unzen an. Or. Repert.

**) Ana ist eine Kupfermünze die $\frac{1}{16}$ einer Rupie beträgt.

stücke eines Europäers bedarf, daß die Kinder bis zum 12ten Jahre fast nackt gehen, und daß der Hindus äußerst mäßig ist.

Ferner trift man in jedem Dorfe einen Balbier, einen Töpfer und einen Lederarbeiter oder Chumar. Letzterer gehört zu der niedrigsten Volksklasse, und erhält für jedes Paar Schuh 10 Sihr Getreide. Fällt ein Stück Vieh so gehört dem Chumar die Haut.

Die schlechte Policei auf dem Lande macht ferner eine eigene Menschenklasse dort nothwendig nämlich einige Policeidiener, Chockidars genannt. Sie geben der Obrigkeit Nachricht von den Unruhen, und verhaften die Verbrecher. Als Besoldung erhalten sie von jedem Pfluge drei Garben und 10 Bighani ($\frac{1}{3}$ eines Morgens) Landes. Diese Policeidiener sind besonders da nöthiger woselbst sich Europäer aufhalten. Durch letztere kommt nämlich mehr Geld und Geldeswerth in Umlauf, und der Reiz zum Stehlen ist daher größer. Die hiesigen Diebe besitzen aber eine so außerordentliche Gewandtheit, daß sie oftmals dem Schlafenden sogar das Kissen unter dem Kopfe wegstehlen. In den englischen Cantonirungsquartiren vertrauet der Officier sich selbst nicht einmal der Schildwache an; er hält daher 3 bis 4 Chockidars.

Die zahlreichste Klasse von Arbeitern des Dorfs machen dann die Ackersleute aus; in dem Dorfe welches Tennant beschreibt, belief sie sich fast auf hundert; und der Tagelohn eines jeden be-

trägt fünf Sihr Getreide, und jede Pflugzeit eine Rupie.

Der Pflug selbst ist sehr einfach, jedoch an einigen Orten mit Eisen versehen; gewöhnlich hat jeder 2 bis 3 Paar Ochsen; indeß wird das Land nicht tief umgeackert; um tiefere Furchen zu ziehen gehen zuweilen mehrere Pflüge hinter einander.

Sehr nothwendig ist auf einer Hindupachtung der Kuhhirt, hier Achir oder Burdiah genannt. Er erhält jeden Monat zwei Mahn Getreide (150 Pf.) und für jede 10 Kühe die Milch von einer; hat er aber Büffel zu hüten, welches weit mühsamer ist, so erhält er schon von jeder fünften Büffelkuh die Milch.

In diesem Dorfe waren fünf Schäferfamilien, sie hielten 1500 Schafe und machen eine eigene Klasse aus, die die Schafe scheeren und die Wolle verarbeiten. Auch wird das Schaf- und Ziegenfleisch bei gewissen Gelegenheiten von allen Casten gegessen. Die Europäer haben den Preis der Schafe bestimmt, 3 gelten eine Rupie; bei dieser Wohlfeilheit verkaufen daher die Hindus ihre Schafe ungern an Europäer.

Zulezt finden sich hier noch zu folgenden Geschäften eigene Leute. Nämlich ein Barhi oder ein Mann der aus Laub Schüsseln für die Speisen verfertigt.

In dem heisseren Bengalen, woselbst der Pisang so allgemein ist, bedarf es hiezu nur eines einzigen solchen Blattes, mithin keines eigenen Handwerkers, allein in den kältern Theilen

Hindostans

Hindostans sieht man sich genöthigt mehrere Blätter zu einer Schüssel oder Teller mit einander zusammenzusetzen. Der Barhi nimmt hiezu Blätter von 5 bis 6 Pflanzenarten, und erhält für jedes 100 solcher Teller nur zwei Anas, also etwa 3 gute Groschen, wovon der Zemindar (Gutsbesitzer) die Hälfte zahlt. Da die Hindus, wie wir nachmals sehen werden, solche Gefäße nur einmal brauchen, so begreift man den großen Aufwand derselben, und die nothwendige Wohlfeilheit.

Bei religiösen Feierlichkeiten übernimmt der Barhi das Amt eines Fackelträgers, eines Mussalgen.

Ferner hat ein Dorf oftmals einen eigenen Dorfpoeten, einen Bhaut. Er besingt die Thaten der einzelnen Parthien der Gemeine; er dichtet Hochzeit- und Geburts-Carmina, und da sind denn gewöhnlich zwei solcher Poeten, oder Bhauts, der eine erhebt den Reichthum und das Ansehen der Familie der Braut, der andere besingt dagegen die Familie des Bräutigams. Nach der Hochzeit oder nach der Geburt eines Kindes erhält der Bhaut einen Ochsen oder ein Stück Zeug.

Die dritte nothwendig geglaubte Person ist der Dorf-Bramine, also der Dorfgeistliche. Ist die Erndte beendigt, so läßt der Bauer oder Ryut, den Dorf-Braminen kommen, um durch Ceremonien und Gebete für die Erndte öffentlich zu danken. Der Geistliche verbrennt hiebei gereinigte Butter von Büffelmilch, Ghih genannt,

und sagt über die aufgerichteten Haufen Getreide Gebete her, worin die dabei Anwesenden einstimmen. Der Bramine erhält dafür ein Maas Getreide. Da alle Pachter dieses Geistlichen hiezu bedürfen, so hat er bei jeder Erndte keine unbedeutende Einnahme. Hiezu kommen noch andere Einkünfte, z. B. bei der Heirath 5 procent von dem Vermögen (Aussteuer) der Braut; können die Eltern keine Aussteuer geben, so zahlt der Bräutigam nach seinem Vermögen; selbst der Arme muß ihm sodann 5 Rupien zahlen.

Wenn man jetzt mit Achtsamkeit auf die ganze Einrichtung der Dorfschaften und der Landwirthschaften zurück sieht, so fühlt man leicht wie viele Achtung diese weisen Maasregeln verdienen. Sie zeigen uns die Hindus als eine Nation die da den hohen Werth der ächten Grundlage des Staats, den Werth des Landbaus und der damit sich befassenden geringeren Volksklasse richtig ins Auge gefaßt hat.

Der Ackerbau wurde nicht nur vielartig betrieben, nämlich sowohl der von den ernährenden Pflanzen als auch derjenigen, welche Kleidung und andere Bequemlichkeiten des Lebens darbieten; er ward durch eine eigene Policei geschützt, und der Landbauer fand sogar unter sich selbst oder in seiner Nähe alle ihm nothwendige Handwerker, ja auch alles, was zu seiner Beruhigung, Ermunterung und zu seinem Vergnügen beitragen konnte. Schon diese einzige Einrichtung der Societät deutet dem ruhigen Beobachter auf ein

Volk von hohem Alter, welches bereits in den graueſten Zeiten das wahre Weſen einer gutein= gerichteten Staatsmaſchine dadurch anerkannt hatte, daß es den Stand des Landbauers, der im Grunde alles ernährt, ſo klug und vorſichtig ſicher und vortheilhaft geſtellt hatte.

Wir gehen jetzt zu dem auf den Landbauer zunächſt folgenden Handwerker, zu dem Gewerbe und dem Handel. In alle dieſe Geſchäfte greift aber die merkwürdige Eintheilung der Hindus in Volksklaſſen, Caſten bei uns genannt, ſo tief und beſtimmt ein, daß es nothwendig wird, dieſe den Gewerben voran gehen zu laſſen.

Caſte iſt ein portugieſiſches Wort, bei den Hindus ſelbſt wird eine ſolche Volksabtheilung Giadi (Dſhadi) oder auch Varna genannt. Dieſes Zerſpalten und Trennen der Menſchen bei einer und derſelben Nation, und von ein und derſelben Religion und Sitte, und zwar ein ſo beſtimmtes Zerſpalten daß der einen Abtheilung nicht nur die angewieſenen Geſchäfte erblich gehören, ſondern daß ſie ſich zugleich entehrt halten müßte, wenn eine andere ſich derſelben anmaaßte, iſt indeß den Hindus nicht ausſchließlich eigen geweſen. Sie fand ebenfalls bei den Egyptern ſtatt und wenn gleich in dem neuern kultivirten Europa die Gränzlinien zwiſchen den verſchiedenen Volksklaſſen nicht ſo hart und ſcharf gezogen ſind, ſo dürfen wir es doch nicht ableugnen, daß ſelbſt noch jetzt die Furchen zwiſchen den

Volksklassen oftmals sehr tief eingeschnitten vor uns liegen. Hier zeigt sich nicht etwa bloß die Scheidungslinie zwischen dem Adel und dem Bürgerlichen; dringt man nur etwas tiefer in die Natur unserer heutigen Societät ein, so stößt man fast auf eben so vielfache Unterabtheilungen, oder Casten, als in Indien. Der Banquier und Großhändler oder Fabrikant sieht die Verbindung mit der Tochter eines Krämers für eine Mißheirath an, und der Stolz des Gelehrten oder Geschäftsmannes wähnt sich oftmals entehrt in der Gesellschaft selbst vernünftiger Gewerbsleute; ja ein angesehener reicher Modeschneider sieht nur zu häufig auf den dürftigern seines eignen oder eines andern Handwerks ab.

Und so werden sich stets in jeder bürgerlichen Gesellschaft Abtheilungen und Abstufungen des Ranges und der Ordnung bilden, die dann gar leicht durch Uebertreibung ausarten, und oftmals schädlich werden können.

Freilich reicht dieß alles nicht gegen die Castenabtheilung Hindostans, und dieß wäre auch empörend, da in Europa die Aufklärung mit der Zeit selbst fortgeschritten ist, wenn gleich Frankreich in früheren Zeiten ein Beispiel von erblichen Staatsämtern darbot *).

---

*) Durch die Paulette wurden unter Heinrich IV. die Magistraturen gleichsam erblich gemacht. Freilich war dieß in der höchsten Finanznoth geschehen, denn man mußte von einem solchen erkauften und

Hindostans Casten waren bereits vor Jahrtausenden eben so tief in der dortigen Verfassung gegründet als jetzt; denn Arrian führt dieß unter die damalige Auszeichnung dieses alten Volks an.

Aber es bleibt dabei eben so merkwürdig als ehrenvoll, daß die Hindus den höhern Verstandskräften hiebei den ersten Platz einräumen, abermals eine bedeutende Aehnlichkeit mit den Egyptern.

Brama, den man genau von Brahm, dem Weltenschöpfer, unterscheiden muß, da er selbst von Brahm sein Dasein erhielt, ließ, um unsere Erde zu erhalten, aus seinem Munde die Braminen hervorgehen; aus seinen Schultern die Kshatriya oder Tschetri; aus seinem Leibe und Schenkeln die Vaisya, oder Waischis, und endlich aus seinen Füßen die Soudra oder Schuder.

Der edelste Theil des Brahma, gab mithin der weisesten Caste den Ursprung; der körperlich stärkste erzeugte die Krieger, die Vertheidiger; die Hauptstütze der menschlichen Gesellschaft, die Landbauer und der Handelsstand, ging aus den Stützen der Leibes und dessen Ernährungssitze hervor, und endlich die vierte, geringste, die der Handwerker und Diener der übrigen aus den Füßen.

---

erblich gemachten Amte den sechzigsten Pfennig erlegen. M. s. Fortbonnais Recherches sur les Finances, T. 1. p. 22.

In dieser Darstellung der Entstehung der vier Hauptcasten zeigt der Hindus eine merkwürdige, gutüberdachte Allegorie, und sie wird auch in denen Gesetzen des Menu, einem Sohne des Brama, sehr passend erläutert. Hier heißt es: den Brahminen ward aufgegeben den Vedam (nämlich die älteste der heiligen Schriften und Gesetzbücher) *) zu studieren und sie, so wie überhaupt die Religion zu lehren und zum Opfern zu ermuntern, Allmosen zu geben wenn sie reich wären und Allmosen zu nehmen wenn sie arm wären.

Die Krieger Kschatriya, sollten die übrigen Casten oder Stände beschützen; den Vedam lesen; die sinnlichen Vergnügen meiden, Allmosen geben und opfern.

Die Vaisya sollten die Heerden hüten, das Land bauen, den Handel treiben; auf Zinsen leihen; opfern, die Schrift lesen.

Die Soudra sollten hauptsächlich die übrigen Casten bedienen, jedoch ohne sich selbst herabzusetzen. Ihnen gehören alle Handwerker und außer den der vorigen Klasse zugetheilten Beschäftigungen jede andere Handarbeit.

Dieß sind nun die vier Hauptabtheilungen der Casten selbst. Bevor wir zu den Unterabtheilungen kommen, mögen folgende Bemerkungen vorangehen.

---

*) M. s. den Abschnitt Religion.

Die Religion der Hindus gebietet nicht bloß Enthaltung von Blutvergießen, sondern daneben zum Theil sogar Enthaltung des Fleischessens, vorzüglich des Kuhfleisches, da diese Thierart besonders heilig gehalten wird *). Indeß giebt es gewisse Volksstämme denen es erlaubt ist Fleisch zu essen, während andere sich durchaus dessen enthalten müssen.

Hieraus entsteht eine wichtige Abtheilung unter den Casten selbst, nämlich in

A. solche die kein Fleisch genießen, man zählt nur 18.

B. solche die da Fleisch essen; ihrer sind 70.

Diese Abtheilung ist aber desto sonderbarer, weil sie selbst durch alle Hauptcasten durchgeht, die erste oder vornehmste, die der Braminen nicht ausgenommen. (Dalrymple Or. Rep.)

In den ältesten Zeiten, wo die Braminen den Namen der Brachmanen führten, sollen sieben Casten statt gefunden haben, indeß sagt dennoch das Gesetzbuch des Menou hievon nichts.

Dagegen sind die darin erwähnten heutigen vier Casten, dem Paulino zufolge in 88 Unterklassen getheilt, da denn jede derselben mit nicht viel geringern Dünkel auf die auf sie folgende Caste herabsieht als dieß bei den vier Hauptcasten der Fall ist.

*) M. s. den Abschnitt Religion.

Es wäre zu umständlich von jeder einzelnen Untercaste hier den Namen und ihre Gesetze beibringen zu wollen, da sie größtentheils mehrsylbige indische Namen führen. Einige Hauptabtheilungen werden genügen. So verdient es bemerkt zu werden, daß von den 70 Casten, welche nach Dalrymple Erlaubniß haben Fleisch zu genießen, abermals ein sonderbarer Unterschied oder eigentlich eine neue Abtheilung angegeben wird, welche darin besteht, daß die Wittwen von 35 Casten sich oftmals wieder verheirathen dürfen, eine Sitte, die wie wir nachmals sehen werden, nicht die gewöhnliche ist.

Auch findet sich unter den Casten die sich des Fleisches enthalten müssen, noch ein zweiter besonderer Unterschied oder, wenn man will, eine eigene Abtheilung von 5 Casten, der darin besteht, daß nur diese ihre Todten nicht verbrennen *), wie dieß sonst der Fall bei den übrigen Hindus ist. Diese 5 Abtheilungen werden die 5 Stränge genannt, unter dem Namen Silamuntulu. Dieser Strang von 5 Casten besteht aus Handwerkern, nämlich aus Gold- Eisen- und Kupferschmieden, Steinhauern und Zimmerleuten; er gehört mithin unter die vierte Haupt-Caste. Indeß giebt es daneben ebenfalls einen solchen Fünf-Strang von eben denselben Handwerkern unter den Casten welche Fleisch genießen; diese führen dann jenen indischen Namen nicht.

*) M. s. weiter hin.

Man sieht hieraus noch bestimmter, wie sonderbar und zum Theil für uns wenigstens verwickelt die ganze Lehre der Casten bis jetzt für uns ist.

Allen Casten überhaupt sind indeß folgende Gesetze zu beobachten gemeinschaftlich auferlegt.

Sie müssen mit einander Gott, als ein allerhöchstes Wesen anerkennen; ihn unter dem dreifachen Symbol, der Sonne, des Feuers und des Wassers verehren; sie müssen eine Belohnung der Tugend hoffen, und eine Rache für das Laster fürchten.

Ferner dürfen diejenigen, welche zu einer Caste gehören, nicht in eine andere einheirathen oder überhaupt zu einer andern Caste übergehen, sondern unerläßlich allein der ihrigen anhangen.
(Paullinus).

Außer diesen allgemeinen Gesetzen hat aber jede Caste und selbst die Unterabtheilungen derselben, ihre besondere, und die oberste Caste, die der Braminen großentheils die strengsten.

Wir werden einige derselben hier beibringen bei Gelegenheit der nun zu erwähnenden wichtigsten Unterabtheilungen jener vier Hauptcasten.

Zuerst also von den Braminen. Perrin will sie zwar nur in zwei Classen theilen, nämlich in g e i s t l i c h e und w e l t l i c h e Braminen, da aus der ersten Priester oder überhaupt Religionsdiener, aus der zweiten hingegen Minister, Gesandte und Rechtsgelehrte gewählt würden; allein der weit genauere Pater Paullinus zählt bei den Braminen folgende vier Hauptstuffen, Brahmaciari; Grahasta; Vanaprasta und Bhikschu.

Stets wird hiebei, wie bei allen übrigen Casten vorausgesetzt, daß niemand als nur ein in der Caste geborner zu einem Grade irgend einer dieser Unterabtheilungen gelangen kann.

Um in die erste oder geringste Klasse einzutreten muß ein geborner Bramine sieben Jahr alt seyn. Ihm wird sodann der Kopf geschoren bis auf einen Haarzopf am Hinterhaupte, Kudumi genannt, und ferner erhält er die Ordensschärpe (Pumul oder Jagnapawadam). Die Tonsür ertheilt ihm das Recht zu priesterlichen Handlungen, die Schärpe aber das Recht das Gesetz zu studieren und zu lehren, jedoch letzteres nur erst wenn er zu den nachfolgenden Graden gelangt ist. Die Schärpe selbst besteht aus neun einzelnen, nach drei Abtheilungen unter sich vereinten baumwollenen Schnüren, welche über die linke Schulter und über die Brust zum Rücken geht. Wenn der Jüngling nach vielen Ceremonien diese Zeichen erhalten hat, so ist er brahmanisirt, oder eingeweihet, und dieser Grad dauert bis ins 12te Jahr.

Die dabei auferlegten Pflichten bestehen besonders darin, daß ein solcher sich alles vertrauten Umgangs mit dem andern Geschlechte enthalte; keinen Betel kaue; den Bart nicht scheere; die Gesetze studire, sich täglich bade, sich noch der eigentlichen Priester Handlungen enthalte und von Allmosen lebe.

Die zweite Klasse hebt vom 12ten Jahre an, gebietet aber weit größere Strenge. Der Grahasta oder ehefähig erklärte Bramine, muß mehrere

Arten Opfer bringen, z. B. von Blumen, Weihrauch und Reiß; er muß die geheiligten Charaktere des göttlichen Namens auf Stirn, Brust und Arme schreiben; er muß sich bei der höchsten Strafe, nämlich der Ausstoßung aus der Caste, des Weins und aller starken Getränke, des Knoblauchs, der Zwiebeln, Rüben, Eier, des Fleisches, der Fische kurz alles belebten enthalten. Indeß ward bereits zuvor angemerkt, daß es einige Klassen Braminen gäbe, welche an die Enthaltung des Fleisches nicht so streng gebunden sind. Dalrymple nennt hier die Woriar Braminen welche Fisch, Hammelfleisch und Wildprett essen, jedoch kein Hühnervieh; ferner die Pundah Braminen, die nämlich die Ceremonien bei der Pagode von Jagrenat versehen, jedoch ist auch ihnen das Hühnerfleisch verboten. Vielleicht gehören diese beide Klassen zu der ersten geringern Klasse, zu den Brahmaciari?

Will nun ein Grahasta in dieser Klasse beharren und nicht höher steigen, so darf er heirathen, seine Kinder erziehen, auch Handel, Feld- und Gartenbau treiben. Wünscht er aber zu den Geheimnissen der Religion selbst, und also zu höherer Priesterwürde zu gelangen, dann muß er erstlich aus einer angesehenen Familie stammen, dabei ist ihm die Ehe verboten, ferner ist ihm auferlegt, 12 Jahre lang in einer Klosteruniversität zu studieren; durch den schwersten Eid muß er sich verpflichten die Religionsgeheimnisse nie zu offenbaren; und sich anheischig machen zu einem fünfjährigen Stillschweigen, sogar bei

den religiösen Feierlichkeiten; er darf nur durch Zeichen reden *). Er lebt aber nicht von Allmosen, sondern wird von dem Kloster erhalten.

Aus dieser Klasse werden nach jenen 12jährigen Studien genommen: die Pagoden= oder Tempeldiener, und wenn man talentvolle Subjecte darunter findet, die Guru, d. ist, die Doktoren der Wissenschaften, der Gesetze und der Theologie überhaupt, und der Geheimnisse der Religion.

Der dritte Grad der Braminen, der nur mit dem 40sten Jahre anhebt, der Vanaprast, zeigt bereits durch seine Benennung noch auf weit größere Entbehrungen. Dieß Wort, zusammengesetzt aus Vana die Wüste und Prasta gehend oder stehend, bezeichnet mithin einen Eremiten; und hiezu verpflichtet sich auch der Vanaprast; er muß entfernt von aller Welt als nackter Büßender leben. Zwar dürfen die Vanaprasten ihre Frauen dorthin mitnehmen, allein die genauere Verbindung der Ehe, ist gänzlich untersagt, und die strengste Keuschheit befohlen. Sie leben von Baumfrüchten und Gartengewächsen, müssen sich alles Genusses irgend einer Thierart enthalten, ja selbst kein Thier tödten; auf der bloßen Erde schlafen, und sogar während der Regenzeit dürfen sie sich nur von oben durch

*) Bekanntlich ward den Schülern des Pythagoras ebenfalls das Schweigen auferlegt; wahrscheinlich hatte er es von den Brachmanen entlehnt.

ein Dach schützen. Auch reinigen, baden und kämmen sie sich nicht; auf der Brust und an den Armen sind sie entweder mit drei horizontalen Strichen, die sich von dem obersten angerechnet verkleinern, bezeichnet, oder auch durch folgendes Zeichen ♉ je nachdem sie sich einer der beiden Gottheiten dem Schiwa oder dem Vistnu *) gewidmet haben.

Ihre Regeln gehen auf das Aeußere und auf das Innere. Zu den ersten gehören die bereits angeführten Enthaltungen. Die Regeln fürs Innere befehlen hauptsächlich stets in Betrachtung Gottes und der Wahrheit hinzubringen; die innere Reinigkeit und den Frieden der Seele zu suchen. Der Sambhavan, eines der klassischen Werke der Brachmanen singt von den Vanaprasten:

Alle Blendwerke der Welt
Die nur täuschen die Sinne
Hält von sich entfernt
Wer nach wahrer Weisheit strebt,
Nach Wahrheit und Glückseligkeit,
Nur dieser ist reich und selig.

Uebrigens treiben sie keine Wissenschaften mehr, dürfen auch keine priesterliche Handlung verrichten. Wenn aus andern Casten welche zu dieser heiligen Lebensart übergehen wollen, so dürfen sie dennoch sich nicht mit den Vanaprasten ver-

*) M. s. den Artikel, Religion.

mengen, damit die Casten selbst abgesondert oder rein verbleiben.

Endlich bietet nun nach dortiger Meinung die vierte Stufe oder Klasse der Braminen, ein Bild der höchsten Vollkommenheit dar. Dieß ist der Bikhschu oder Saniassi; das erste sagt; der Allmosen bittet; das zweite aber, der Alles verläßt. Nur erst im 72 Jahre kann der Bramine hiezu gelangen, und wenn er sodann sich diesem höchsten Grade der Heiligkeit widmen will, so muß er vor einem Guru (Doktor und Gesetzlehrer) seiner Frau und seinen Kindern so wie auch seinem Vermögen gänzlich entsagen, um letztere dadurch zu unterhalten *).

Die Braminen dieser Klasse tragen ein Tiegerfell über den Schultern, zu Ehren des Schiwa; sie lassen die Nägel stets fortwachsen, einige scheeren weder Bart noch Haupt; keiner kauet Betel, trägt auch keine geheiligte Zeichen an der Stirn, nur bestreichen sie sich jedesmal nach dem dreimal täglichen Bade, mit der Asche von Kuhmist die Stirn und die Brust. Sie kochen nie; nehmen bloß Allmosen von den Vorübergehenden, jedoch ohne ein Wort zu sagen; so heilig werden sie gehalten, daß man ihnen beim Eintreten in ein Haus zu Füßen fällt. Sie besuchen nie eine Pagode, opfern auch nicht; beschäftigen sich nicht mit Betrachtung des Sicht-

---

*) Die Ceremonie oder Weihe s. m. bei der Religion.

baren, sondern nur mit dem unsichtbaren Gotte und dessen unendlichen Wesen, dabei bestreben sie sich alle Leidenschaften gänzlich zu unterjochen.

Da man sich überzeugt hält ein Saniassi steige gleich nach dem Tode in den wahren Himmel, ohne je zur Erde zurückzukehren, erreiche also sofort die höchste Glückseligkeit, so beweint man seinen Tod nicht; man begräbt ihn sitzend, mit eingebogenen Händen und Füßen, in einer mit Salz ringsumher gefüllten Grube, reibt den Kopf mit einer Kokosnuß; und vertheilt die Stückchen dieser Nuß als etwas Hochheiliges an die Umstehenden.

Die verschiedenen Religions Secten, wozu sich die Braminen bekennen, werden wir bei der Religion erwähnen. Hier ist nur noch zu bemerken, daß Sonnerat drei Unter-Casten der Braminen annimt; nämlich die 1) Vaidiguer; die Vornehmsten. Dieß sind die Pandsancarer; sie sind Wahrsager, Astrologen, und verrichten die Hochzeit- und Leichenceremonien; 2) die Sivebramnals; sie versehen den Gottesdienst beim Shiven; 3) die Strivaischevanals, die Braminen des Vistnu.

Die Vorrechte der Caste der übehaupt Braminen sind sehr groß. Schon die Idee des göttlichen Ursprungs aus dem Haupte des Brama, flößt die höchste Verehrung ja Unverletzlichkeit ein. Einen Braminen tödten ist ein fast gänzlich unverzeihliches Verbrechen; es gehört zu den fünf großen Hauptverbrechen, und wer dieß abbüßen will, muß, dem Gesetze des Vedams gemäß,

12 Jahre hindurch pilgern, dabei stets in der Hirnschale des Erschlagenen Allmosen sammeln, und Speis und Trank den man ihm gewährt nur aus diesem Geschirr genießen. Ein Bramin kann wegen irgend eines Verbrechens eigentlich nie Todesstrafe leiden; indeß hat man dennoch Beispiele daß die Regenten einen solchen Verbrecher in einem Sack haben ersäufen lassen, um wenigstens nicht sein heiliges Blut zu vergießen. Auch werden die Todesschuldigen der Augen beraubt aber dabei am Leben gelassen. Eine andere für sie sehr schwere Strafe ist, das Ausstoßen aus ihrer Caste; Paullinus bezeugt, ein Saniassi der sich mit einer Frau habe einlassen wollen, sey auf Bitten der übrigen Braminen von dem Könige von Travancore nicht nur ausgestoßen, sondern auch des Landes verwiesen.

Eine andere Strafe für solche Braminen welche sich zu dem Grade der Saniassi erhoben haben, und diesen wieder verlassen besteht darin, daß er nicht nur des Landes verwiesen sondern ihm zuvor auf der Stirne ein Hundsfuß eingebrannt wird.

Da die Braminen sich in mehreren Wissenschaften und Sprachen auszeichnen, so dienen sie den dortigen Regenten sehr häufig als Minister und Sekretaire. Stehen sie nun gleich hienach durchaus unter dem Fürsten, so dürfen sie wegen des hohen Ranges ihrer Caste dennoch weder mit dem Fürsten speisen, ja der Fürst darf seinen Bramin-Sekretär selbst nicht einmal anrühren; so muß er z. B. um ihm einen Brief zu geben

diesen

diesen in die Hände des Sekretairs fallen lassen; die wirkliche Berührung, geschähe sie auch nur vermittelst ein und desselben Tuchs, würde den Braminen verunreinigen, er sähe sich gezwungen sich durch Waschen und andere Ceremonien zu reinigen. Auch ist es einem Braminen verboten, irgend andere Speisen zu genießen als solche, welche von Braminen zubereitet sind.

Der großen Heiligkeit und der wissenschaftlichen Kultur dieser Caste ungeachtet, sind die Braminen oftmals Leute von eben so großer Unwissenheit als großen Untugenden. Wir werden in der kurzen Skizze der Revolution Hindostans mehrere Beispiele ränkevoller, geiziger und grausamer Braminen vorfinden, aber auch zugleich sehen, wie mehrere von ihnen, der Heiligkeit ihrer Caste und ihrer Person ungeachtet, hart bestraft wurden.

Auch die zweite Caste, die der Tschetries oder auch Radjas (Radshas), aus welcher die Regenten, Könige und Krieger genommen sind, zerfällt in mehrere Unterabtheilungen. Dem Sonnerat zufolge, theilen sie sich in drei Hauptzweige: in die Bondilliers, die Rajaputries und Marattiers. Die erste Abtheilung soll bis auf wenige an der Küste von Coromandel, erloschen seyn. Die zweite, die Rajaputra oder Fürstenkinder, ist noch jetzt die wichtigste, da nur aus ihr die Könige abstammen. Indeß führt dennoch auch Niebuhr einen regierenden Braminen an; doch mag dieß ein höchst seltner Fall seyn. Bei dieser Caste findet keine eigentliche

Ehe statt, sondern nur Beischläferinnen; offenbar alles auf den Soldaten berechnet.

Die Rajas, worunter ebenfalls die Nayren gehören, als geborne Krieger und Herrscher, werden in den Schulen der Braminen erzogen. Ihr Unterricht zweckt besonders auf die Gesetze und die Regierungsgeschäfte ab. Sie tragen zwar ebenfalls eine Schnur wie die Braminen, allein dieß geschieht nur zulassungsweise, nicht wie dort von Rechtswegen, und diese Schnur oder Orden soll ihnen zugleich zum Erinnerungszeichen dienen, daß sie als Regenten und Kriegsanführer, stets weise und streng gerecht zu handeln verbunden sind.

Auch die dritte Abtheilung oder Untercaste, die der Marattier, woraus wahrscheinlich die Mahratten, die wir bald näher werden kennen lernen, entstanden, sind lediglich dem Kriegsdienste gewidmet. Uebrigens ist es der gesamten Caste ebenfalls erlaubt Handel, aber nur im Großen zu treiben, wie ihr dagegen das Lesen des Vedams selbst untersagt bleibt, doch darf sich der Tschetrie dies heilige Buch vorlesen lassen. So wie bei der ersten Caste, bei der der Braminen, ist es auch bei den Tschetris eins der schwersten Verbrechen, in eine niedrigere Caste hinüber gehen oder sich nur damit vermengen zu wollen.

Die dritte Caste, die der Waischir oder Vassier, enthält nun außer den eigentlich die Viehzucht, Land- und Gartenbautreibenden, auch die Kaufleute und Wechsler, Banianen, eigent-

lich Vanianen genannt. Sie ist die nützlichste und gehört auch dort zu der geachtetsten Menschenklasse, bei der zugleich die Sitten am wenigsten verdorben, und wobei sich die bürgerlichen Einrichtungen und Gesetze am ungestörtesten erhalten haben. Letzteres ist besonders der Fall in solchen Provinzen, in welchen die fremden Eroberer Mogolen und Europäer nicht tief eingedrungen sind, z. B. mehrere Theile von Malabar.

Der Hauptzweig dieser Caste, nämlich die Landbauer, entrichten ihre Abgaben in Naturalien. Sie zahlen ihren Rajahs (Fürsten) und Oberherrn überhaupt, 30 pr. cent oder 30 Maas Frucht oder Reiß vom Hundert; aber diese hohe Abgabe wird dadurch entschuldigt, daß sie nur als Pächter, die Rajahs hingegen als die wahren Eigenthümer des Landes anzusehen seyn. Dennoch bestehen die Vassiers selbst bei dieser Abgabe ganz bequem, sobald sie nur von ihren unabhängigen Rajahs regiert werden; dagegen leiden sie unter der willkührlichen Herrschaft der mahometanischen Fürsten, und auch die Europäer lassen sich unverzeihliche Härte gegen diese würdige Menschenklasse zu schulden kommen. Es ist aber hiebei sehr schätzbar, daß obige Abgabe gänzlich von allen solchen Ländereien hinwegfällt, welche entweder den Unterrichtsanstalten, Universitäten und Schulen, oder auch den Pagoden und Tempeln irgend einer Religion angehören. Denn selbst die Ländereien der christlichen Kirchen sind davon frei.

So hatte der König von Coschin durch einen eigenen Freiheitsbrief die christlichen Gemeinden in seinem Gebiete davon befreiet. (Paullinus). Ein Brachmane, der eigen dazu angesetzt ist, erhebt die Einkünfte für alle diese Anstalten, und legt sodann jährlich deßhalb seine Rechnung gerichtlich ab.

Die vierte Caste, die der Soudras oder Schouders, mußte an Abtheilungen die reichste seyn, da sie alle die vielartigsten Handwerker und Künstler, bis auf die Tänzerinnen herab, ja selbst die Zauberer und Wahrsager oder vielmehr Besprecher und die niederen Mönche in sich faßt, und jede dieser verschiedenen Handthierungen unter eigenen Gilden stehen.

Eine Hauptabtheilung dieser Caste ist die, in die rechte und linke Hand. Zu erster zählen sich nach Einigen 14 Klassen, darunter dann die Ackersleute obenan stehen sollen. Hievon sagt Paolino und, was noch wichtiger ist, das Gesetzbuch des Menu nichts; vielmehr setzen beide gültigsten Zeugen, wie wir so eben sahen, die Ackersleute in die höhere dritte Caste der Vansyhas; und füllen diese 4te Caste der Schoudras nur mit Handwerkern aller Art aus. Nach eben diesen gültigen Quellen scheinen die Kaufleute gleichfalls nicht hieher zu gehören, es müßte denn die Rede von kleinen Trödlern seyn. Und wenn man auf Perrin fußen darf, so zeigt auch bereits der Name Vellager, welchen man den Ackersleuten und Handelsleuten beilegt, daß ihnen eine höhere Caste zukommt. Vellei, sagt

nämlich Perrin, bedeutet rein, und durch die angehängte Sylbe er, wird also ein schätzbarer Mann bezeichnet. Dieß, fügt er hinzu, darf man dieser Abtheilung mit Recht beilegen, da man sie durch ihre feinen Sitten und ihr anständiges Betragen kaum selbst von den Rajas unterscheidet.

Setzt man daher auch nur blos die Handwerker und geringern Volksklassen in die Coste der Schoudras, so erhält sie dennoch eine kaum aufzuzählende Anzahl von Unterabtheilungen.

Die Handwerkskaste zerfällt aber wiederum in zwei Hauptzweige. Der erste davon enthält 5 Klassen, die fünf Hämmer genannt, da ihre Arbeiten zum Theil mit dem Hammer verrichtet werden. Diese sind: die Goldschmiede; die übrigen Schmiede; ferner Weber, Tischler und Maurer. Man könnte vermuthen, daß dieß die zuvor nach Dalrymple sogenannten 5 Stränge wären, die nämlich zu einer besondern Abtheilung gehören; indeß fanden sich dennoch dort statt der Weber, die Steinhauer.

Wir unterbrechen hier die trockne Untersuchung der Castentheilung, und verweilen mit Recht bei diesen wichtigsten Handwerkern der Hindus, sie zeichnen dieß Volk sowohl durch ihre Geschicklichkeit als durch die Simplicität ihrer Arbeiten merkwürdig aus.

Von dem ersten Handwerke, dem Goldschmiede, ertheilt uns Sonnerat folgende Nachricht. Der Goldschmid geht nebst seinem Lehrburschen zu demjenigen, welcher seiner bedarf, ins Haus.

Sein Schmelzofen besteht aus einem zerbrochenen irdenen Topf; ein eisernes Rohr dient ihm statt des Blasebalges, eine Zange, ein kleiner Ambos, ein Hammer und eine Feile, dieß ist der ganze Apparat. Den Tiegel verfertigt er sogleich an Ort und Stelle aus Thon gemischt mit etwas Kohlenstaub und Kuhmist, durch letzteres erhält das Gefäß mehr Festigkeit und reißt nicht in der Gluht. Versteht der Hindus nun auch nicht dem Golde mehrere Farben mitzutheilen, so muß man dagegen bei den groben Werkzeugen die Feinheit seiner Filigran-Arbeit bewundern. Für 12 Sous arbeiten Meister und Lehrling den ganzen Tag.

Die Werkstatt des Schmiedes ist auf ähnliche Weise wandelbar; der Ambos besteht aus einem Stein, wovor der Meister mit verschränkten Beinen arbeitet, während der Gesell oder Lehrbursche durch zwei grobgemachte Blasebälge das Feuer anbläset, welches vor einem aufrechten, zum Schutz dienenden Stein angemacht ist.

Der Holzsäger, Zimmermeister und Tischler, verdienen unsere Bewunderung wohl am wenigsten. Sie arbeiten zwar ebenfalls nur mit sehr einfachen und wenigen Instrumenten; allein sie bedürfen auch einer weit längern Frist als die unsrigen. Was bei uns in drei Tagen beendigt wird, erfordert dort so viele Monate. Der Holzsäger setzt das zu zersägende Holz lothrecht zwischen zwei Balken und zerlegt es von oben herab in Bretter: begreiflich eine höchst langwierige Arbeit.

Merkwürdiger ist dagegen das schnelle Verfahren des Schusters. Da diese Handwerker, weil sie Kuhhäute verarbeiten, von den übrigen Hindus sehr verachtet werden, und daher zu den niedrigsten Abtheilungen der vierten Caste gehören, ja sogar in einem eigenen Stadtviertel wohnen, so sind sie sehr dürftig. Sie haben daher nie einen Vorrath von Leder; man muß jedes Paar Schuhe zum voraus bezahlen, und nur mit diesem Gelde kauft der Schuster die Ziege oder den Hund wovon er das Leder gebrauchen will. Er nimmt aber nicht, wie bei uns das Maas vermittelst eines eigenen Fußmaases; ihm reicht es hin den Fuß in die Hand zu nehmen und in verschiedenen Richtungen zu befühlen. Hierauf bereitet er die Haut sofort durch sehr starke Beize, bearbeitet mit mehreren Schneide-Instrumenten das Ganze, nähet aber die Sohlen zwar genau an, jedoch nur mit Baumwollen Fäden, und liefert schon am folgenden Tage ein Paar sehr gut passende und sauber gemachte Schuh. Das fast völlig frische Leder und das Nähen mit Baumwollen Fäden, ist dagegen Ursache, daß sie weder irgend der Nässe noch dem Stoße widerstehen. Sie dauern daher nur ein Paar Tage. Bei einer Tanzparthie nimmt deßhalb der Tänzer gewöhnlich einige Paar Schuhe mit sich, und die vorsichtigern Franzosen ließen das Nähegarn für die Schuster ausdrücklich aus Europa kommen (Grand Pré).

Am bewundernswürdigsten sind die Weber. Ihr Werkstuhl ist äußerst einfach; auch schlagen sie ihre ganze Werkstatt nicht nur in jeder Stube, sondern selbst unter jedem Baum im freien Felde auf, und legen sie dann gewöhnlich Abends wieder auseinander. Der Stuhl besteht aus zwei Walzen, welche auf vier in die Erde gesteckten Pfählen ruhen. Zwei Stöcke laufen quer durch die Kette, und werden oben von zwei Stricken an den Baum, in dessen Schatten der Weber arbeitet, befestigt, unten hingegen an zwei andern Stricken, welche an den großen Zehen des Arbeiters gebunden sind, wodurch er die Fäden der Kette auseinander und den Eintrag darzwischen hineinbringt. Was für vielartige Zeuge, und von welcher bewundernswürdiger Feinheit der Hindus auf diese einfache Art zu Stande bringt, welche selbst unsere geschickteste Webereien übertreffen, davon wird nachmals beim Handel einiges beigebracht werden; dort kommen ebenfalls verschiedene Fabriken und Manufakturen vor.

Wir kehren jetzt zu den Casten zurück. Schon bei jener allgemeinen Eintheilung der Schuders, in die der linken und der rechten Hand, finden sich ganz besondere Auszeichnungen. Die welche zu der linken Hand gehören, dürfen z. B. ihre feierliche Processionen nicht innerhalb der von jenen bewohnten Quartiere halten; und wenn ja beide Abtheilungen bei gewissen Feierlichkeiten zusammen kommen, dann ist es denen der linken Hand untersagt, ein

weisses Pferd zu reiten, oder einen weissen Sonnenschirm zu tragen. Daß zwischen beiden Abtheilungen aber durchaus keine Heirathen Statt finden, fließt bereits aus dem vorhergehenden.

Einigen Nachrichten zu folge, giebt es unter der Schouder Caste über 20 verschiedene Stufen. Bald nach jenen Handwerkern kommen die Oelbereiter, Vannier; und selbst von diesen scheinen abermals Seitenzweige auszulaufen, denn man findet einen Unterschied unter denen, die da Gengeli-Oel machen und unter Cokos- oder auch Cajaput-Oel-Männern. So verlieren sich diese lächerlichen Absonderungen fast ins Unendliche.

Folgendes wäre etwa eine kurze Liste der bemerkbarsten, noch zu den Schouders gehörenden Unterabtheilungen, nämlich: Mahler, Kleinhändler, Färber, Wäscher, Schneider, Kammerdiener und Haushofmeister (Dobaschis); Distillirer (z. B. von Arrak) und die für diese den Reiß in Kugeln backen (Pondevanlu); Töpfer, Baumwollenspinner, Korb- und Koffermacher, Teichgräber, Fischer, Schiffbauer, Schwerdfeger, Lascaren und gemeine Landsoldaten; Jalagadulavanlu d. ist, Leute die den Abfall von Gold und Silber bei den Goldschmieden aus der Asche hervorholen; geringere Bettelmönche; Schlangenbeschwörer, Sänger und Musiker, wie auch die untern Klassen der öffentlichen Tänzerinnen *) (Bajadaren).

*) Hievon nachmals bestimmter.

Schon zuvor ist bemerkt worden, daß die Schuster, da sie zugleich Gerber sind, zu den niedrigsten Unterabtheilungen dieser Caste gehören; sie werden daher auch, gleich den Schlächtern, zum Hinrichten der Missethäter gebraucht.

Selbst aber diese, so sehr von den übrigen Hindus herabgewürdigte Untercasten werden dennoch nicht als gänzlich unrein verabscheuet, und gehören allerdings noch zu den vier Casten selbst; beobachten auch die Gesetze der Hindus und ihre Religionsgebräuche.

Dagegen giebt es eine andere Volksabtheilung bei den Hindus, welche durchaus zu keiner Caste zu zählen ist; da sie allen übrigen Hindus entgegenlaufend lebt, jede Art von Speise genießt, auch sich allen Reinigungen und Baden entzieht. Die hiezugehörenden führen verschiedene Namen: Parias, Pulias, Purier, Thiva, Chandala u. a., die beiden ersten sind die gewöhnlichsten. Es scheint daher unrecht 5 Casten anzugeben, denn diese unglückliche, von allen 4 Casten tief verabscheuete Menschen, leben gänzlich nach ihrer Willkühr oder auch wie es ihre höchst elende Lage zuläßt. Selbst das Gesetzbuch des Menou sondert sie auf das traurigste von allen übrigen Hindus ab. „Niemand, „heißt es darin, der seine Pflicht erfüllt, soll „mit ihnen Gemeinschaft haben. Wer ihnen „Lebensmittel giebt, reiche sie ihnen in Scherben „aber nicht mit den Händen. Ihre Kleider „sollen die Mäntel der Verstorbenen seyn; ihre „Teller zerbrochene Töpfe, ihre Zierrathen ver-

„rostetes Eisen. Sie sollen stets von einem „Orte zum andern wandern, auch sollen sie „zur Nachtzeit nicht in den Städten umher „ziehen.“

Sie werden von allen übrigen Hindus so tief verabscheuet, daß sie völlig von allen entfernt, in eigenen kleinen Dörfern wohnen, Paretschari benannt, deren Häuser oder vielmehr Hüttchen so klein und niedrig sind, daß kaum ein Mensch hinein kommen kann, ja man fürchtet sogar ihren Athem. Redet ein Paria zu einem andern Hindus, so muß er sodann die Hand vor den Mund halten, und begegnet er ihm auf der Straße, so muß er sich zur Seite kehren bis der Andere vorüber gegangen ist.

Kommt ein Paria einem Braminen zu Gesichte, dann muß jener Unglückliche sofort die Flucht ergreifen, denn der Bramine würde sonst unrein. Vielweniger dürfen die Parias einen Tempel besuchen oder opfern und beten, selbst in das Haus eines andern Hindus darf kein Paria eintreten, ist man aber seiner benöthigt, dann läßt man ihn durch eine eigene Thür hineingehen, wobei er aber stets die Augen zu Boden schlagen muß; denn sähe er sich etwa umher, so hält man alle Meublen und Geräthe für verunreinigt und schlägt es in Stücken!

Dennoch sind diese so tief verachtete Menschen sehr nützlich. Sie dienen den Hindus als Pferde- und Ackerknechte; bei den Europäern aber als Köche, Lastträger und Soldaten. Hiebei ist es sehr merkwürdig, daß ein anderer, also

castenfähiger Hindus beim Soldatendienst oftmals unter einem Paria steht, ja selbst von ihm gezüchtiget wird, ohne daß er sich dadurch geschändet halten darf.

Uebrigens sind den Pariern die schmutzigsten Arbeiten aufbehalten, z. B. das Ausbringen der geheimen Gemächer, das Abstreifen des todten Viehes u. d. gl.

Auch stimmt ihre Lebensart hiemit völlig überein. Sie genießen nämlich alles was den castenfähigen Hindus verboten ist, alle Arten von Fleisch, selbst Rindfleisch nicht ausgenommen, ja sie begnügen sich mit gefallenem Vieh und fast jedem Aase. Daneben versagen sie sich die starken Getränke nicht, man findet sie oft berauscht. Unmäßigkeit und Unreinlichkeit aller Art, also gerade das, wodurch die castenfähigen Hindus sich so vortheilhaft auszeichnen, sind ihre Lieblingsfehler, und da jene Sittlichkeit bei den übrigen Hindus bei ihrer Religion wesentlich ist, so mußten freilich diese Menschen äußerst verachtet scheinen.

Indeß giebt es selbst in dieser niedrigen Menschenklasse wiederum Abstufungen. Die Pulia stehen in dieser Rücksicht noch tiefer als die Paria. Sie wohnen von allen übrigen Menschen entfernt, in sumpfigen oder wegen Wald und Gebirgsklüften fast nie besuchten unzugänglichen Orten; nähert man sich ihnen so entfliehen diese elenden, nackten, schmutzigen, fast völlig schwarzen Menschen mit großem Geschrei, denn sie wissen, daß es ihnen zum Verbrechen

angerechnet wird, andern Menschen ins Antliz zu sehen. Oft heulen sie vor Hunger in ihren Wildlägern und Höhlen, dann wirft man ihnen Reiß oder andere Speise hin wie den Thieren. Sie werden indeß besonders auf Malabar von den Nayren zum Feldbau und andern harten Arbeiten gedungen. Allein diese kriegerische Caste der Nayren äußert eine so rohe Verachtung gegen sie daß es ihnen ungestraft freisteht die Güte eines neuen Säbels oder Feuergewehrs an dem ersten Pulia der ihnen aufstößt zu erproben! (Dellon).

Ihre Nahrung ist wie die der Parias höchst dürftig und unrein, und die ganze Lebensart, der Mangel an allem Unterricht, der daraus entspringende Stumpfsinn, und die Feigheit weiset ihnen kaum eine Stufe über das Thier an.

Da beide die Paria und die Pulia sich nie einer Pagode oder Tempel nähern dürfen, auch daher von dem Kultus der übrigen Hindus ausgeschlossen sind, so sind ihre Häuptlinge zugleich ihre Priester. Sie verrichten die Trauungsceremonien und alles was zum Gottesdienst gehört in eigenen, ihnen angewiesenen kleinen Bethäusern. Uebrigens leben sie monogam und sind getreue Eheleute.

Selbst aber unter diesen Puliahs giebt es indeß einige höhere Stufen, so stehen z. B. die Kerma, Canachen und Urali nicht völlig in so tiefer Verachtung als die übrigen (Papi).

Die Puliah bewohnen hauptsächlich nur die Küstenländer von Malabar bis zur Spitze von

Travancore hinab; die Pariah finden sich hingegen über ganz Hindostan verbreitet.

Beide verachtete Stämme, die Paria und Puliah sind außerordentlich zahlreich. Es ist daher nur das tiefe Elend, die Schande worin sie selbst geboren werden, welche bei ihnen jeden Keim des Ehrgefühls und Muths erstickt und die traurigste Feigheit erzeugt, welche diese Unglücklichen von einer Empörung zurückhält, und bei ihrer Uebermacht die höheren Casten rettet.

Eine wichtige Frage dringt sich aber bei dieser unbegreiflichen Volksabsonderung unwillkührlich auf: nämlich: wie kam es, daß der sogar gegen jedes Thier mitleidige Hindus hier gegen seine Mitmenschen nicht blos dieses ihm von der Religion selbst auferlegte Mitleid gänzlich aus den Augen setzte, sondern sich seit grauer Zeit, als ein völliger Barbar gegen sie zeigte? Denn schon zu Gama's Zeiten fanden die Europäer welche nach Indien handelten, diese die Menschheit schändende Mishandlung jener untersten Volksstämme.

Diese, der Natur der Hindus widersprechende Barbarei scheint sich am wahrscheinlichsten zu erklären, wenn man annimmt, jener verachtete Menschenstamm sey die Nachkommenschaft großer Verbrecher. Da nun, wie sich dies aus allem bisher über das sonderbare Volk der Hindus Gesagten darthut, ihre Ideen und Gewohnheit selbst nach tausenden von Jahren unabänderlich bleiben, so mußten sich, sobald solche große Verbrecher von den übrigen ausgestoßen,

sich unter sich vermehrten, eine große Masse stets herabgewürdigter Menschen erzeugen. Nirgend war aber dieser Fall so leicht als eben bei den Hindus. Eine Hungersnoth, die dort nicht ganz selten bei für den Reißbau fehlendem Regen eintritt, konnte ja nur ein oder mehrere Familien dahin vermögen, daß sie, um nicht Hungers zu sterben, selbst das so heilige Thier, die Kuh, nicht verschonten, während daß tausende der übrigen Casten freiwillig umkamen, nur allein um diese heilige Religionspflicht nicht zu brechen. Jene wurden nun, als völlig unheilige, nicht aus etwa einer sondern aus allen Casten gestoßen.

Durch diese größtmögliche Bestrafung unter den Hindus, sahen sie sich selbst gleichsam für einen eigenen Menschenstamm an, von allen verabscheuet, also auch von ihren Religionsgesetzen und sonst heilig gehaltenen Gewohnheiten entlassen. In dieser Zügellosigkeit lebten sie, gleichsam ein neues Volk, fort, und blieben für die ungemessenste Zukunft Allen ein Greuel.

Auch mag sich diese verachtete Menschenklasse noch dadurch vermehren, daß solche Ausstoßungen aus den Casten niemals gänzlich aufhören können, denn wie sollte es möglich seyn, daß alle übrige castenfähige Hindus fortdauernd sich nie eines solchen Vergehens bei den so hart aufliegenden Pflichten und Gebräuchen zu schulden kommen ließen (z. B. Misheirathen, Genießen von Rindfleisch in dringender Noth u. d. gl.) wodurch sie aus der Caste gestoßen, und also zu den Puliah verdammt würden? Der Name

Pusiah hat seinen Ursprung von dem Worte Peleyaduna, d. ist, beschmutzt, infam werden; aus seinem Stamme ausgestoßen werden. (Paolino).

Doch genug von diesen Unglücklichen; nur noch einige allgemeine Bemerkungen über diese Eintheilung der Nation in Casten.

Sie gewährt auf der einen Seite den bereits berührten Vortheil, das Kind früh zu dem ihm bestimmten (erblichen) Geschäft anzuziehen, und daher ihm hierin eine große Gewandheit und Geschicklichkeit zu erwerben. Und da hiedurch die größere Zahl der Staatsbürger nicht nur mit Sicherheit ruhig ernährt wurde, sondern dem Ganzen zugleich vor allen übrigen Ländern Asiens einen sehr großen Vorzug erwarb, indem diese Industrie hauptsächlich jenen bewundernswürdigen Handel und Reichthum zuwege brachte, wodurch Hindostan bereits im hohen Alterthum berühmt war, so bleibt diese Casten-Einrichtung in den ersten Zeiten des Volksvereins stets ein deutlicher Beweis der Weisheit seiner frühesten Gesetzgeber.

Dagegen zeigt sich, von der andern Seite betrachtet, in dieser Einrichtung etwas sehr widriges, ja empörendes. Ist es nämlich die Bestimmung des Menschengeschlechts, sich in der Folge der Zeiten stets weiter zum Bessern zu entwickeln, stets dem Vollkommneren entgegen zu streben, so lähmen diese Casten gänzlich dieses edle Fortschreiten der Menschheit.

Unter

Unter welchem Himmelsstrich, unter welcher Nation war jemals das Talent das Erbe eines besondern Theils des Volks? wo der ausschließliche Vorzug einer Familie? Nein, wie das wohlthätige Tageslicht verbreitet es die Natur über das gesamte Menschengeschlecht, und wenn gleich dieser oder jener Körper das Licht besser einzutrinken fähig ist, davon inniger durchdrungen wird, so begünstigt sie dadurch eben so wenig ausschließlich nur einige Theile der Erde, als sie das Talent für einzelne Volksklassen aufspart. Daher stiegen bei allen Völkern, und unter diesen bei allen Stämmen und Familien, sowohl bei der des Landmannes als bei der des Fürsten, vorzügliche, mit hohen Gaben ausgerüstete Menschen empor. Dieß zeigt die vieltausendjährige Geschichte aller Welttheile, so weit wir sie übersehen, und nur der freche Despotismus, der boshafte Schlaukopf, gedrungen von der Sucht ausschließlich zu glänzen und vorzugsweise zu genießen, wußte dem Volke vorzuspiegeln, als sey das Talent, welches sich zufällig in einzelnen Familien zeigte, eine ihnen ausschließlich vom Himmel geschenkte Gabe. Hiemit entstanden nun daurende Auszeichnungen von Priester- und Adelcasten, von Braminen und Rajas, und weiter hinab von Banianen und Schoutries.

Diese Casteneintheilung ist mithin unleugbar eine Störung, eine Entweihung der Natur; aber warlich, diese nimmt dafür auch schwere Rache. Nicht blos läßt sie ein solches Volk nie zu einer höhern Ausbildung in Künsten, Wissen-

schaften und aller Geistesentwickelung emporsteigen, sie läßt es selbst in tiefsten Druck, in härteste Sklaverei versinken. Der so herrlich begabte, leicht alles fassende Hindus steht in allen Gewerben und Wissen noch da wo er zur Zeit des Porus stand, und er ward sogar schon seit dieser Zeit das Opfer jedes ihn bekriegenden Fremden. Dennoch zeigt sich der Hindus, selbst der verworfensten Klasse, der Paria, als englischer Soldat, als Seapoy benutzt, muthig und tapfer, und sicher konnte ohne jene Verwarlosung der für Alle gleich gütigen Natur, nie dieses an sich höchst schätzbare Volk unter den Klauen jener fanatischen, mohamedanischen Räuber erliegen, welche wir bald genauer werden kennen lernen.

Von den Handwerken und Fabriken der Hindus blieb uns noch einiges von Wichtigkeit übrig, welches zugleich zu dem Handel bequem hinüber führen wird.

Außer den zuvor angezeigten Geschicklichkeiten müssen sie noch andere seltne Talente besitzen, z. B. in Verfertigung des Stahls. Der berühmte Seeräuber Angria sagte von den englischen, durch ihn erbeuteten Säbelklingen, sie seyn gut genug um Butter zu zerschneiden. Ferner hatten die Mahratten eine Stückgießerei in Agrah; freilich war letztere etwas von den Europäern erlerntes; allein die Säbel dieses sonst rohen Volks sind lange berühmt.

Handelsprodukte und Handel.

Das, wodurch Hindostan sich seit Jahrtausenden vorzüglich auszeichnete, und ihm eine der Hauptquellen seines kaum begreiflichen Reichthums war, sind die Produkte ihrer Webereien.

Hindostans Baumwollen- und Seidenarbeiten finden sich nicht, wie bei uns, in großen Manufaktur-Gebäuden zusammen, und sie werden auf keine Weise, wie in England und Frankreich, durch sinnreich erdachte, sehr zusammengesetzte Maschinen in ihren Arbeiten unterstützt. Die Einfachheit ihres Weberstuhls haben wir bereits zuvor kennen gelernt, und hiemit arbeitet jeder einzeln entweder in seiner Wohnung oder in der Nachbarschaft unter einem Baume. Indeß giebt es dennoch einzelne Ortschaften, woselbst eine sehr große Menge Fabrikanten dieser oder jener Zeuge zusammen anzutreffen sind, wie z. B. in Patna, Amadabad, Seilan, Mazulipatnam u. a., auch sind ganze Landschaften hierin vor andern berühmt, so z. B. die Zeuge von Camsambazar.

Die Weber werden als arme Leute ebenfalls wie andere Arbeiter größtentheils 4 oder 6 Monat voraus bezahlt. Die Bestellungen geschehen durch einen Mäkler, dort Dalale genannt, und müssen früh geschehen, damit die Schiffsladungen zur gehörigen Zeit, die von den Monsoons abhängt, abgehen können.

Die Zeuge selbst werden noch jetzt wie schon zu Taverniers Zeiten, nach Courgen oder Corsen,

bei den Engländern Corge, d. ist zu 20 Stück die Corge, von verschiedenen Sorten verkauft, oder vielmehr bedungen, denn der Dalale besichtigt zuvor jedes Stück, und der Kaufmann thut wohl, hiebei selbst genau acht zu haben. Ist die Courge (die Hindus sagen Kodi) durchgesehen und gut befunden, so wird jedem Stücke ein eigenes Zeichen aufgedrückt. Die hiezu gewählte Farbe wird von einer besondern Nuß genommen und durch Kalchwasser wird erstere sodann unauslöschlich.

Alle Zeuge lassen sich eintheilen in baumwollene und seidene; von jeder Art sind aber die Verschiedenheiten so groß, daß es ermüdend wäre, die Namen mit einander herzusetzen. Le Gout de Flaix giebt nur gegen 60 an; allein in Steevens zählt man über 124 verschiedene Zeuge von Baumwolle und Seide, und dennoch zerfallen hievon mehrere noch in 4 oder 6 Unterarten oder Varietäten.

Auch könnte man sie in ungefärbte, völlig weiße, und gefärbte, so wie in solche Zeuge theilen, in welchen sich Blumen oder andere Figuren von Gold und Silber eingestickt finden.

Indeß muß man nicht glauben, daß diese verschiedenen Zeuge in jedem Fabrikorte Hindostans können erzielt werden.

Das zu dieser oder jener Bereitung paßliche Wasser, die verschiedenen Farbekräuter, Hölzer oder Erdarten die einzelnen Orten eigen sind, wie auch selbst das in diesem großen Erdstrich

verschiedene Klima, dieß zusammen bestimmt die Art der hier oder dort zu liefernden Zeuge.

Es reicht sicher für unsere Absicht hin, einige der vorzüglichsten, oder auch am meisten gesuchten Zeuge hier anzuzeigen.

Die Guineas mögen hier unter den baumwollenen Zeugen wegen ihres großen Verbrauchs den Anfang machen. Die Einwohner sprechen dafür Kinde, d. ist ein langes Stück; denn ihre Länge beträgt 72 Gadjes oder indische Ellen (zu 17 Pariser Zoll die Elle) bei einer Breite von 1⅞ Elle. Es giebt deren sechs verschiedene Sorten, je nach der Anzahl der Conjons, d. ist, der der Anzahl von 120 Fäden, woraus sie bestehen. Ihre Größe bleibt dieselbe, ihre Feinheit ist aber so sehr verschieden, daß da die gewöhnlichsten Guineas nur aus 19 Conjons bestehen, die feinsten aus 50 zusammengewebt sind; diese letztere verfertigt man besonders in Vizagapatnam, Ganjom und Narzipur; und sie sind von so außerordentlicher Feinheit, daß der Herr v. Bussi bei seiner Rückkehr aus Indien der berühmten Pompadour ein Dutzend Hemden von diesen Guineas verfertigt, zum Geschenk machte, jedes Hemd lag in einer Schnupftabacksdose von gewöhnlicher Größe.

Die gröberen Guineas haben einen sehr verbreiteten Nutzen. Sie dienen, weiß, dort zu Hemden und äußerst dauerhaftem Tafelzeuge; colorirt aber zu Meublen-Zitzen, zu Bettumhängen und ähnlichem Bedarf. Die weiß und blau gefärbten Guineen oder Guinea Stufs nach den

Engländern, halten vier Ellen in der Länge bei $\frac{7}{8}$ Breite und machen einen sehr beträchtlichen Handel nach der Küste von ganz Afrika besonders von Guinea aus, da die Neger ihre Pagnes oder Hüftbinden daraus verfertigen; nur allein dieser Absatz ist unermeßlich groß.

Die zweite Sorte vorzüglich schöner weisser Zeuge von sehr großem Absatz sind die Percale. Diese werden hauptsächlich auf Coromandel im Carnatic verfertigt. Sie sind von sehr dichtem Gewebe, und dienen unter andern auch besonders zu den feinen Zitzen (Chites) welche man in Mazulipatnam mit goldenen und silbernen Blumen und Blättern bemahlt. Sie sollen die einzigen Zeuge seyn, worauf sich diese Vergoldungen anbringen lassen, und welche die Farben vorzugsweise annehmen. Von allen übrigen baumwollenen Zeugen Indiens unterscheiden sie sich sowohl durch ihren Faden, als durch die pergamentartige Oberfläche, die der darüberhingleitenden Hand das Gefühl von einem seidenen Zeuge angiebt. Der Preis einer Corge der besten Art (von 46 Conjons) beträgt dort 660 Franken.

Die dritte Sorte der weissen Zeuge nennt le Gout Salampouris, die Engländer schreiben Salampores, und auch ihre Angaben zeigen, daß der Handel mit denselben sehr ins Große geht. Sie werden hauptsächlich in dem Lande von Seilan, oder Salem, das zwischen den Gebirgen des östlichen Arms der Ghauts längs den Caveri Kolcram gelegen ist, verfertigt. Es

sind leicht, fein, aber sehr sorgfältig gewebte Zeuge, wovon indeß der Faden nicht so gleichförmig ist als der der Percale. Man verbraucht die Salampouris besonders zur Leibwäsche, denn in Indien ist diese fast gänzlich von Baumwolle, ferner zu Servietten und Handtüchern, und die Hindus verfertigen daraus ihre langen Kleider.

Die hier benannten weissen Zeuge zeichnen sich außer ihrer bewundernswürdigen Feinheit auch durch ihr glänzendes Weiß vor ähnlichen europäischen Zeugen aus. Ohnstreitig liegt dieß in der Beize und übrigen Bearbeitung die von einigen dortigen Pflanzen und selbst Mineral-Produkten abhangen. Unser sachkundige Franzose, welcher hierüber sehr umständlich ist, behauptet z. B., daß die verschiedenen Bäder für die Zeuge, bei deren Zubereitung man sich einer alkalischen Erde, Öle, einer Art von Steatit, bedient, den Zeugen eine höhere Weisse mittheilen, als unsere Leinwand selbst nach der neuen Chaptalschen Methode (durch Salzsäure) erhalten kann. Ebenfalls bemerkt er, daß die bei einigen solcher Bäder benutzten Myrobalanen (Phyllanthus emblica L.) die Baumwolle zum nachmaligen Sättigen mit Farben paßlicher bereitet als unsere Galläpfel; daher die Myrobalanen nicht unschicklich die Amme der Farben benannt werden.

Unter den gefärbten oder doch gewöhnlich zum Färben vorbereiteten Baumwollen Zeugen gehören vorzüglich die Tücher, (Schnupftücher, Mouchoirs, Handkerchiefs) welche sowohl als

Taschen= oder auch Umschlagetücher für das Frauenzimmer dienen. Sie gehen in ungeheurer Menge ab, und die von Mazulipatnam sind besonders wegen der trefflichen rothen Farbe, womit bereits die Wolle selbst zuvor gefärbt ist, berühmt. Diese Farbe wird besonders durch den Aufguß auf ein Gemisch von pulverisirtem Sapan, Sandelholz und Alaun hervorgebracht, jedoch wird die Baumwolle nachmals noch in ein Dekokt getaucht von der Wurzel Chave, einer Wurzel, welche le Gout nur sehr unbestimmt Radix Orixensis nennt, weil sie besonders auf der Küste von Orixa ohne große Wartung gedeiet und hauptsächlich zum Festhalten der Farbe dient; eine Eigenschaft, weßhalb die indischen Zitze und andere Zeuge so berühmt sind. Die Pflanze selbst ist eine Grasart; le Gout räth ihren Anbau für das südliche Frankreich an, da sie ohne Mühe gezogen wird, selbst mit unfruchtbarem Boden vorlieb nimmt, und dabei eine der Hauptursachen von der unübertrefflichen Lebhaftigkeit, Schönheit und Dauer der indischen Farben ist. Denn auch ihr haben vorzüglich die eigentlichen Zitze (Chites) Indiens ihre Vorzüge zu verdanken. Diese gehen in unermeßlicher Menge nach Europa ab, wo sie vormals Perses genannt wurden, wahrscheinlich weil sie in ältern Zeiten über Persien zu uns gelangten.

Die schönsten, sowohl in Ansehung der Farben als der Vollkommenheit ihrer Muster, lie=

fern Madras, Mazulipatnam und andere Theile der Küste von Coromandel.

Großblumigte, oder auch mit Landschaften, Thieren und dergleichen bemahlte Zitze werden besonders zu Meublen und Ueberzügen von Ruhebetten gebraucht und thun wegen der herrlichen Farben und guten Zeichnung eine bewundernswürdige Wirkung.

Es ist aber um desto mehr zu bewundern, daß die Zeichnungen gerathen, da die Farben gewöhnlich nur von Kindern aufgetragen werden, und die Pinsel der Hindus nicht aus feinen Haaren wie bei uns bestehen, weil die Beize, welche in den Farben liegt, diese zerfressen würde, sondern nur aus einem dünnen zugespitzten Bambusrohr, an welchem sich oberhalb der Spitze ein Knäuel Baumwolle befindet, welcher die Farbe enthält. Diese Baumwolle drückt der Mahler, so oft es nothwendig ist, zusammen, um die Farbe nach der Spitze des Rohrs fließen zu lassen.

Uebrigens ergiebt sich aus allem, daß nicht blos die bewundernswürdige Feinheit des Gewebes den indischen Zeugen den Vorzug vor den unsrigen gebe, sondern zugleich die Laugen und äußerst sorgfältige Zubereitung der Baumwolle, wozu dort im Lande einheimische Produkte hauptsächlich vieles beitragen.

Es wäre ermüdend, die vielen übrigen Baumwollen Zeuge z. B. die Organdis, Dorcas, Cassambazars, Nilsaris, Baftas und mehrere andere weiter hier einzeln aufzuführen, obgleich verschie-

dene derselben sehr wichtige Handelsartikel abgeben. So wurden schon vor einigen 20 Jahren nur allein von den Organdis durch die englische, französische, holländische und dänische Compagnie für beinahe 400000 Rupien (Gulden) jährlich ausgeführt. Nur mögen hier noch die Gazen Ostindiens erwähnt werden, da sie zum Theil aus Baumwolle, zum Theil aus Seide gewebt sind, und ebenfalls einen erstaunlichen Absatz haben. Gewöhnlicher ist aber das Gewebe des Gazen von Seide, worin oftmals goldene oder silberne Blätter und Blumen eingewebt sind. Sie liefern dann auch die sogenannten Fliegennetze (Mousquitaires) welche unter dem Himmel Ostindiens und selbst der wärmern Theile Europens die ungeheure Masse jener kleinen Blutsauger, Mücken und Fliegen abhalten, wodurch in diesen herrlichen Ländern die Nächte so schlaflos und schmerzensvoll werden.

Von ganz vorzüglichen feinen Seidenwaaren liefert hauptsächlich Surate die schönsten, wenn gleich nicht die reichsten. Diese letztern werden L. Valentia zu folge, am reichsten anjetzt in Benares verfertigt, und dienen nicht blos im Orient zu Staatskleidern, sondern sie gehen auch nach Europa, sind aber selbst an Ort und Stelle sehr kostbar. Surate ist aber seit langer Zeit der Hauptsitz von einigen der vorzüglichsten seidenen Gold- und Silberzeugen; unter welchen sich besonders die Kinkambs und die Kinkabs (die Engländer schreiben Kinkobs) und Goulbanis auszeichnen.

Die ersten sind leichte Atlasse und Goldfaden, Lahn und Seide broschirt, von so außerordentlicher Schönheit, daß sie selbst den besten Lioner Brocaden vorgezogen werden. Sie vereinigen mit der Leichtigkeit eine außerordentliche Stärke, und finden daher sowohl in Europa als in Asien selbst den stärksten Absatz.

Goulbani, oder Seidenzeuge mit Goldlahn, und Matabis, dergleichen mit Silberlahn. Sie werden nach dem Gewicht verkauft, die Corge wiegt etwa $2\frac{1}{2}$ Mark, das Mark zu 75 Franken. Die Schönheit dieser Gewebe, wovon nur sehr wenig nach Europa gebracht wird, muß bewundernswürdig seyn. Ein darin gekleidetes Frauenzimmer von schlankem Wuchs und feiner Haut, sagt le Gout, ist eine personificirte Grazie, und in einem Zirkel von so gekleideten Damen glaubt man sich unter die Houris von Mahomeds Paradiese versetzt. Daher sind diese Zeuge ein wichtiger Gegenstand für die Harems oder Zenanas der indischen Großen.

Diese und ähnliche reiche und trefliche Waaren machen noch jetzt einen Hauptgegenstand des Handels von Surate aus; einen Ort den wir als eine der größten Stapelstädte Hindostans seit vielen Jahrhunderten kennen, und der selbst noch jetzt, wenn gleich von ehemaliger Größe gesunken, von höchster Wichtigkeit ist. Deßhalb mag zu dem bereits davon beigebrachten *) fol-

*) M. s. den vorhergeh. Th. S. 25. u. f.

gendes hinzu gefügt werden. Die Stadt liegt am linken Ufer der Mündung des von den Hindus für heilig gehaltenen Flusses Tapti. Zwar ist die Mündung fast eine halbe Stunde weit, allein es können dennoch keine großen Schiffe bei der Stadt anlegen, da mehrere sehr beträchtliche Sandbänke, z. B. unweit der nahen Dörfer Omrah und Briacuw, dieß zuzeiten kleinen Fahrzeugen verbieten. Daher ankern die Schiffe der englischen Compagnie nur unweit des Thurms von Sivally. Stavorinus fand den Anker- oder Lagerplatz unter 21°57′ n. Br. Die Atmosphäre zeigte sich durch Versuche außerordentlich trocken; die Hitze bestand im Februar nicht über 96° Fahrenh., allein in den beiden folgenden Monaten stieg das Thermometer dennoch zuweilen auf 104 ja 108 Grad.

Das Land um die Stadt ist ein sehr fruchtbarer Boden von eisenhaltigem Lehm, der wenig Dünger bedarf, es ist vorzüglich gut angebauet, da das Volk arbeitsam ist. Besonders wird hier außer dem Reiß auch viel Weizen geerndtet, der hier ein vorzüglich großes Korn hat, man führt ihn sogar deßhalb nach Batavia.

Verschiedene Palmarten, so wie der Mangus und die Baumwolle gedeihen hier ebenfalls, letztere liefern den Stoff zu verschiedenen gestreiften Doreas welche hier gewebt werden.

Die Bauart der Stadt fand Stavorinus im Jahre 1775 schlecht; enge, krumme, ungepflasterte Straßen. Sie hat 12 Thore und zwei Mauern, die innerste, welche sehr verfallen

ist, umgeht man etwa in zwei Stunden; die äußere erfodert drei. Das wichtigste Gebäude ist ein viereckiges Kastel von den Mogolen nach der Eroberung von Gouzurate erbauet. Die Engländer, welche anjetzt auch Herren von Surate sind, haben es stärker befestigt.

Der Pallast, worin der Nabob wohnt, liegt etwa 200 Schritt von dem Schlosse entfernt. In hiesiger Münze wird alles eingeführte Silber in Rupien verwandelt.

Die Faktoreien der fremden besonders europäischen Nationen, sind in der Binnenstadt gelegen.

Die Bevölkerung dieser alten Handelsstadt ist selbst in unsern Zeiten sehr groß. Stavorinus glaubte sie im Jahre 1775 noch auf eine halbe Million annehmen zu dürfen. Sie besteht aus Mohren (Mogoln) Banianen, Gentus, Persern, Indiern, Armeniern, Arabern und aus Europäern fast von jeder Nation. Von den Gentus oder Hindus bemerkte ein dort angesessener Holländer, daß sie in einige 90 Casten zerfallen. Begreiflich ist dann auch eine sehr große Anzahl Pagoden, Moscheen, Tempel und Kirchen aller Art.

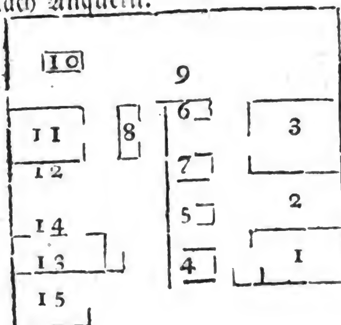
Schon vorhin ward bei der Nachricht von Amadabad im allgemeinen des hiesigen Thierhospitals gedacht; die Merkwürdigkeit der Sache verdient es, hier etwas bestimmter darüber zu reden.

Anquetil du Perron, der es 1759 besuchte, gab nicht nur eine bestimmte Nachricht darüber,

sondern zugleich den Grundriß, den wir hier beifügen. Nach sechzehn Jahren fand Stavorinus diese höchst sonderbare Anstalt noch ziemlich in derselben Form.

Sie ist über 100 Jahr alt und verdankt ihre Entstehung mehreren gutherzigen Banianen, welche sich anheischig machten, von ihrem großen Handelsgewinn nicht blos das Hospital zu erbauen, sondern es fortdauernd zu erhalten.

Das Hospital, dort Panjeropor, d. ist, eine Compagnie oder Gesellschaft genannt, besteht hauptsächlich erstlich: durch eine Taxe von einer Ana ($\frac{1}{16}$ einer Rupie) für 100 Rupien Gewinn, und ferner durch Strafgelder, welche die Braminen auf jede gesagte Unwahrheit auflegen; das Oberhaupt der Braminen hat darüber die Aufsicht; die Einkünfte betragen jährlich gegen 9000 holländ. Gulden. Das Ganze nimmt einen Platz von etwa 400 Quadrat-Ruthen ein und macht ein Viereck aus: folgendes ist der Grundriß nach Anquetil.



In No. 1. wohnt der Pförtner; in No. 2. leben kranke Kameele und Ochsen; in No. 3. kranke Affen; in No. 4. befand sich eine sehr alte Landschildkröte, $2\frac{1}{2}$ Fuß lang und $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch; ein sehr

häßliches Thier, das kaum gehen konnte. Stavorinus fand sie noch lebendig, obgleich sie bereits 16 Jahr früher, da Anquetil sie sahe, für hundertjährig ausgegeben ward. Sie war dort 70 Jahre verpflegt. Als Stavorinus dieß Hospital zwei Jahre darauf wieder besuchte (1777) war sie gestorben; sie ward mit Milch gefüttert. In No. 5. lebten Tauben und vor dem Taubenhause Hühner und Hähne; in No. 6. Kaninchen; No. 7. war ein Gitterwerk und No. 8. ein Haus von 2 Stockwerken. Auf dem Platz No. 9. weideten Ochsen und Pferde. No. 10. ist ein Tank oder großer Wasserbehälter. Anquetil nennt es sogar einen See. In 11 und 12 leben ebenfalls schwache und kranke Ochsen und Pferde, die tödlich kranken Thiere dieser Art haben in No. 13. noch ein eignes Behältniß, No. 14. ist abermals ein Gitterwerk, und endlich ist No. 15. das merkwürdige Zimmer für Insekten: Flöhe, Wanzen und Läuse. Zwar giebt Anquetil an, diese würden mit Mehl, Zucker und Reiß ernährt, indeß scheint Ovingtons Behauptung, man bezahle arme Menschen um sich von ihnen auf einige Zeit saugen zu lassen, wahrscheinlicher.

Hieher bringen nun die Leute ihre kranken, abgelebten Thiere, ja die Banianen kaufen oftmals dergleichen auf, damit sie im hohen Alter oder Krankheit nicht weiter gemißhandelt werden. Jährlich werden hier 500tausend Büschel Heu, und täglich 60 Seer ($1\frac{1}{25}$ Pf.) Korn und 50 Seer Milch für die kranken Thiere ver-

braucht. Fleischfressende Thiere bemerkten aber beide Reisende nicht.

Da Surate hauptsächlich durch den Handel wichtig ist, so haben die Einwohner von langen Zeiten auch auf den Schiffbau ihr Augenmerk gerichtet, und Fahrzeuge von vieler Art geliefert. Noch jetzt sind die dort erbauten Schiffe vorzüglich wegen ihrer Dauerhaftigkeit berühmt; stehen aber auch freilich in hohem Preise. Wahrscheinlich wird hierzu das Holz vom Tihkbaum genommen, welches von dem südlicher liegenden Damom herbeigeführt wird. Kaum glaublich, jedoch wahr ist die Dauer eines solchen Fahrzeugs. Stavorinus sahe eins dergleichen von 190 Last, das Eigenthum eines türkischen Kaufmanns, welches lange dazu gedient hatte, die Mahomedanischen Wallfahrter nach Mekka hin- und herzuführen, und deßhalb das heilige Schiff benannt war. Von diesem Fahrzeuge kann durch Documente bewiesen werden, daß es bereits 1702 das alte Schiff genannt ward, da es doch noch im Jahre 1770 seine jährliche Reise nach Mocha machte; es muß sicher weit über hundert Jahr dienstfähig gewesen seyn. Es ist wie eine Fregatte gebauet, und hat 112500 holländische Gulden gekostet.

Begreiflich sind hier vorzügliche Schiffswerfte, selbst die Holländer, wenn gleich hier nicht die erste Handelsnation, hatten über 100tausend Gulden darauf verwandt.

Die von hieraus gesandten Waaren bestehen hauptsächlich, nach Steevens und Stavorinus

in

in Baumwolle und noch mehr in baumwollenen und seidenen hier gewebten kostbaren Zeugen, so wie in hier gearbeiteten Waaren von Silber, Gold und Perlmutter. Auch findet sich hier eine besondere Art von Hanf, die, wenn gleich nicht so fein als unser Flachs, dennoch sehr stark und daher auch für den Handel nicht unbedeutend ist.

Da Surate einen Hauptmarkt von ganz Indien ausmacht, so sind die hier einzukaufenden Waaren kaum aufzuzählen. Steevens nennt davon über 160 Artikel.

Arabien liefert dagegen Sklaven und Rauchwerk; Persien: Datteln, trockne Früchte, Kupfer, Gummi und Perlen; mit letztern muß hier ein bedeutender Handel seyn, da Steevens eine eigene Tafel von dem dortigen Perlen-Gewicht liefert. Von Bengalen wird besonders eine Menge roher Seide eingeführt, woraus im ganzen Guzurate die einfachen und gestreiften weißen und rothen Zeuge, und herrlichen blauen Gazen gewebt, und nach Surate zum Verkauf gesandt werden.

Die Holländer setzen oder setzten wenigstens noch vor kurzem hier besonders mit Vortheil ab, Specereien aus den Molukken, Japanisches Kupfer und Zucker. Der Handel wird aber nicht blos nach dem rothen Meere, ganz Ostindien und Europa zu Wasser betrieben, es gehen auch Karavanen in das Binnenland und hoch hinauf nach Persien hin. Die Türkei erhält die Waaren von Surate über Egypten.

Die Handelsbilanz zu Gunsten von Surate soll sich, englischen und französischen Nachrichten zufolge, auf 25 Millionen Livres belaufen!

Diese so wichtige Stapelstadt steht unter der Präsidentschaft Bombay; sie war oftmals ein Zankapfel mehrerer Fürsten. Der dort residirende Nabob erhält von den Engländern eine Pension *).

Ein nicht viel minder wichtiger Handelsort dieser Küste ist dann die Insel und die Stadt Bombay selbst. Da sich hier zugleich der heutige Sitz der Regierung der Engländer für diese Präsidentschaft befindet, so ist sie auch deßhalb einer genauen Anzeige werth. Die Insel selbst ist nur 7 englische Meilen lang, dabei aber sehr schmal, so daß der Umfang nur 20 solcher Meilen beträgt. Hierauf ist das Castell gelegen, unter 18° 55½′ n. Breite und 72° 54′ 21″ öst. v. Greenwich. Bombay erhielt mit Recht von den Portugiesen den Namen der Guten Bay (Buon Bahia), denn sie hat den einzigen Hafen längst der Küste von Malabar, woselbst die Schiffe während der Monsons sicher liegen; er kann gegen dreihundert Fahrzeuge halten, und hat eine treffliche Docke zum Ausbessern von drei Kriegsschiffen. Daher war die Insel Bombay, welche, nebst der großen, wegen ihrer Fruchtbarkeit sehr wichtigen Insel Salsette, (Salsette) als ein Theil der Mitgift der portu-

*) M. s. weiter hin die Revolutionen Hindostans.

giesischen Infantin, bei der Vermählung mit König Carl II. (1662. 21. May) an England abgetreten war, für diesen Handelsstaat von höchstem Werth.

Die Insel Bombay ist zwar felsigt, jedoch mit Kokospalmen bedeckt. Ueberhaupt bietet sie, nebst der ganzen übrigen neben ihr gelegenen Inselgruppe: Salsette, die Fleischer Insel; die wegen ihrer Alterthümer berühmten Elephanten-Inseln u. a., zusammen mit der dortigen Küste von Canara einen sehr mahlerischen Anblick dar.

Fast alle diese Inseln sind schön bewaldet, gegenüber die gut angebauete Küste, und im Hintergrunde die hohen Ghauts, wovon einige sonderbare, trichterförmige Gestalten zeigen, während der Fluß Pan, an welchem das Dorf Panwell gelegen ist, bei keiner unbedeutenden Mündung sich ins Binnenland schlängelt.

Jene großen Vortheile für die Schifffahrt, machen Bombay, da es von Salsette aus, Unterhalt an Früchten und andern Lebensmitteln erhalten kann, stets zu einem der wichtigsten Plätze für die ostindische Compagnie.

Nur ist, oder war wenigstens in ältern Zeiten die Luft den Europäern höchst schädlich, dieß bezeugt Owington; und Hamilton giebt hievon eine so sonderbare Ursache an, daß sie angeführt zu werden verdient. Er behauptet nämlich, die dortigen Hindus hätten die Gewohnheit ihre Kokosbäume mit einer Art kleiner Fische, wovon das dortige Meer überschwenglich reich ist, welche er Buckshoe nennt, zu düngen. Diese

verbreiten, in Fäulniß übergegangen, eine fast pestilenzialische Luft; jeden Morgen sähe man eine gestankvolle Atmosphäre davon aufsteigen, welche tödtliche Lungensuchten, Ruhren und Fieber unter den Europäern verbreite. Hiebei wäre es dann noch merkwürdiger, daß die Original-Bewohner dieser ungesunden Insel dennoch von ganz vorzüglicher Stärke sind. Wenn man in Madras 6 Träger für einen Palankin rechnet, so bedarf man hier nur viere.

Eine andere natürliche Merkwürdigkeit aus dem dortigen Meere ist eine Art Purpurschnecke, eine Miesmuschel, welche eine unauslöschliche Purpurfarbe giebt.

Die Insel und der Hafen sind durch ein Castell geschützt, indeß behauptet Hamilton, die schlechte Ortswahl des ersten Erbauers, Humphrey Cook, habe veranlaßt, daß nachmals mehrere kleine Forts mußten errichtet werden.

Bombay zeigt ein eben so merkwürdiges Gemisch von Nationen als Surate. Die Gesamtzahl dieser vielartigen Menschen beläuft sich fast auf 150000. Von bedeutenden Handelshäusern zählte man im Jahre 1797 gegen 60, hierunter waren 10 europäische, 20 hindostanische, 7 armenische, 11 persische und 4 muhamedanische.

Bombay, als ein Hauptstapelort, arabischer, persischer und ostindischer Waaren, sendet seine Schiffe fast über alle Meere des indischen Oceans, vorzüglich da es die Hauptniederlage für den Pfeffer ist, und da es durch diesen ungeheuern Verkehr Surate gleichkommt, so erhält

es als Residenzort der Regierung einen noch wichtigern Einfluß für den ganzen Orient.

Hier die übrigen Handelsorte dieser Küste einzeln durchzugehen wäre langweilig, es wird hinreichen die vorzüglichsten zu nennen.

Während Portugalls Größe war Goa der Hauptsitz des europäischen Handels, allein es ist jetzt zur Unbedeutenheit herabgesunken. Nicht so tief steht Cochin (Kotschin), vormals die Hauptstadt eines eigenen Königreichs.

Calicut, merkwürdig als der erste Platz der Landung der Europäer unter dem großen Gama, auf dem fruchtbarsten Boden, unter 11° 18′ n. Br. gelegen, die Hauptstadt des Samorins, ist zwar ebenfalls jetzt von geringerer Wichtigkeit, doch ist der Pfefferhandel noch beträchtlich.

Endlich finden sich hier die beiden englischen Handelsorte Tellichery und Broach. Der erste (11° 43′ 30″ n. Br. und 75° 29′ 3″ öst. L. v. Gr.), da er besonders seit 1776 starken Pfefferbau treibt und davon so wie von andern Gewürzen und von Tihk- und Sandelholz, ansehnliche Magazine hat, ist von Bedeutung; das nordlichere Broach (21° 38′ n. B.) dessen wir bereits gedacht haben *), ist es minder.

Schon zuvor ward bemerkt **) wie viel vorzüglicher die Küste von Malabar für den Handel gebauet sey, als die von Coromandel. Aber

---

*) M. s. den vorhergehenden Theil S. 27.

**) Ebend. S. 22 — 27.

eben daher ist sie wegen der vielen Einschnitte und Buchten dann gleichfalls nur zu häufig der Sitz sehr gefährlicher Seeräuber.

Deßhalb ist besonders der Theil der Küste zwischen Goa und Bombay so berüchtigt, daß Rennels Karte sie die Räuberküste nennt, da sie sonst Concan oder Kander genannt wird; denn bereits in den ältesten Zeiten der Römer litten die Seefahrer von den, aus den tiefen Buchten und versteckten Einschnitten hervorbrechenden Piraten. In unsern Zeiten hatte sich besonders Angria hierunter sehr furchtbar gemacht, und selbst nach Vernichtung seiner Flotte durch die Engländer, blieben diese Corsaren, die sich höher nach der kleinen nordlichen Insel Searbeti hinaufgezogen hatten, deßhalb stets gefährlicher als die Barbaresken, weil erstere ihre Beute zunächst an ihren Wohnsitzen machen, da jene oft weit von den Küsten der Barbarei ihre Beute aufbringen.

Auf der ihr entgegenstehenden Seite des großen Dreiecks finden sich zwar einige Handelsplätze, welche besonders durch die Niederlassungen der Europäer wichtig sind, z. B. Negapatnam, Tranquebar, Cuddalore, Pondicherry, Madras, Pullicah und Masulipatnam, allein keiner hat einen Hafen der mit jenen auf Malabar zu vergleichen steht. Es genüge daher hier den größten aller Handelsplätze dieser Küste etwas näher kennen zu lernen, vornämlich da er zugleich der zweite wichtigste Ort ist von al-

len jetzt fast ganz Indien unterjochenden englischen Niederlassungen.

Madras, bei den Hindus Tschinepatnam genannt, dessen Fort St. George sich unter 13° 4′ 54″ n. Br. und 80° 24′ 49″ befindet, ist auf einem flachen, sandigen Boden am Meere unweit des kleinen Flusses Patier von William Langhorne 1645 erbauet, und trotz des brennenden Bodens vermöge der kühlenden Seewinde ein gesunder Ort. Zwar hatten die Engländer bereits seit 1640 hieselbst ein Comptoir, allein nur erst seit 1758, nachdem die Franzosen ihr Fort St. Davis zerstört hatten, wählten sie Madras zum Hauptsitz ihres Handels.

Das Meer äußert hier aber eine so gefährliche Brandung, daß eine besondere Art von Fahrzeugen nöthig ist, um mit Sicherheit gelandet werden zu können, da große Schiffe sich der Stadt nicht nähern dürfen. Ein solches Fahrzeug, Massoulah genannt, ist unglaublich leicht, sehr flach, ohne Kiel und ohne alles Eisen; die Planken sind nur mit Fäden des Kokos zusammengenähet. Dadurch fast biegsam, geben sie beinahe jedem Stoße der Welle nach, und dennoch rudern oftmals eigne Flössen neben her, um bei etwanigen Zufall die Menschen zu retten.

Der hier zum erstenmale landende Europäer, sagt Hodges, wird überrascht, wenn er bei dem schönsten azurnen Himmel und dunkelblauem Meere eine große Stadt mit ansehnlichen Gebäuden, glänzend von dem marmorartigen Stuk-

ko, Tschumum genannt, und mit Kolonnaden umgeben, vor sich sieht. Er glaubt in eine griechische, zu Alexanders Zeiten gebauete Stadt einzutreten. Und dieß Erstaunen wird erhöhet durch die vielartigen, neuen Menschen, gänzlich von jeder ihm bekannten Gestalt, Kleidung und Sprache verschieden. Vom Kopf bis zu den Füßen in ihren langen Dschama (Dijama) von weissem Mousselin gehüllt; in den Ohren lange Ohrgehänge, gleichen sie bei ihren zarten Händen dem Frauenzimmer, obgleich er mehrere in diesem Aufzuge zu Pferde sieht.

Dieser Theil von Madras heißt die weisse Stadt oder das Fort St. Georg, und ist als solches eine der stärksten Festungen von ganz Indien.

Er ist der Wohnplatz der Europäer, dahingegen die zweite, weit größere Abtheilung von Madras, die sogenannte schwarze Stadt, von den dunkeln Hindus und andern Asiaten bewohnt wird.

Ganz Madras nebst seinem Gebiet hat gegen 5 Meilen (lieues) im Umfange. Die weisse Stadt oder das Fort hält gegen 500 Wohnhäuser, die größten Kaufgewölbe, Magazine und Läden, einen trefflichen Parade-Platz. Das Gouvernementshaus ist groß und hübsch; die Wände und Pfeiler glänzen von dem schönen, weissen marmorartigen Tschumom, besonders der herrliche Speise-Saal welchen Lord Clive erbauen ließ. Ferner findet man hier ein schönes Rathhaus, eine Kirche, Caserne und andere

öffentliche Gebäude, die besonders seit den letzten Zeiten errichtet oder erweitert sind z. B. das Pantheon, woselbst auch das Theater, und Bälle und Spiele gegeben werden. Die Straßen sind breit und auf jeder Seite von einer schönen Allee beschattet.

Zwar sollten eigentlich hier die Engländer beständig wohnen, allein man findet sie mehr auf ihren Landhäusern oder eigentlich Gartenhäusern, denn das Landhaus ist so dicht von den Gärten umgeben, daß man selten das Haus des Nachbarn erblicken kann. Eine große Sandfläche, die Schautry-Ebene, vormals dürre und wüst, ist hiedurch in eine fruchtbare Gegend verwandelt worden (Valentia).

Die größere, die schwarze Stadt, welche seit 1768 ebenfalls mit Mauern umgeben ist, und von Hindus, Muhamedanern und andern Religionspartheien bewohnt wird, besteht größtentheils nur aus schlechten Häusern, hin und wieder untermischt mit einzelnen Pallästen von angesehenen Kaufleuten. Diese haben alle durch den Tschumun ein noch schöneres Ansehen, sind aber ohne Fenster, da die Hitze nur Rohrgitter oder Jalousien erlaubt; die flachen Dächer dienen am kühlern Abend zum Spaziergange.

Hier sieht man den Kultus der halben Welt in Pagoden, Tempeln der Parsen, der Christen von jedem Glauben, und in Moscheen.

Ferner findet man eine lutherische Missionsanstalt, ein Waisenhaus für protestantische Kinder, auch ist ein Irrhaus vor kurzem erbauet.

Von wissenschaftlichen Anstalten giebt es dort außer den Schulen und einer Buchdruckerei auch eine Sternwarte.

Das wichtigste bleibt indeß stets der Handel und die Gewerbe. Ziegelbrennereien, Töpferfabriken, Salzsiedereien, Maulbeerplantagen, Seidenbau und Zitzarbeiten beschäftigen eine große Volkszahl; nur allein für das Mahlen und Drucken der Zitze zählt man 15000 Menschen und 30000 die von Corallen, Perlmutter und Glas, Frauenputz für die Hindus verfertigen.

Bereits vor 10 Jahren fand man in Madras drei Assecuranzcompagnien und zwei Banken.

Die gesamte Volksmenge beträgt über 300000 Köpfe und das Gouvernement ist im Stande gegen 40000 Mann aus dem Arsenal bewaffnet ins Feld zu stellen.

Der Reichthum mehrerer einzelnen Kaufleute Hindus und Armenier, erhebt sich bei einzelnen über 1 Million Pfund Sterling. Ein Civil-Bedienter der ostindischen Compagnie, der Engländer John Bristow, hatte 200tausend Pfund Sterling jährlicher Einnahme; er war der reichste Unterthan des Königs von England. Dennoch nicht zu vergleichen mit dem ungeheuern Vermögen des vormals (1669) so hoch gestiegenen Hauses der Chec (Schek) in Bengalen. Die mächtigsten Souveraine Asiens standen mit den Cheks in Verbindung; man schätzte ihr Vermögen auf 400 Millionen Franken; ihr Credit war unermeßlich; ihre Wechsel wurden so-

wohl in Constantinopel als in Canton gezahlt, und auf mehr als 800 Schiffen tauschten sie Landesprodukte mit den Waaren von Asien und Afrika. Der mächtigste Monarch von Hindostan, der Großmogol Aurenzeb, speisete bei ihnen, und sein Armsessel bestand aus Säcken mit Goldstücken gefüllt, überzogen mit Sammt, reich mit Juwelen gestickt. Diesen kostbaren Sessel, 32 Millionen Franken an Werth, brachten diese Kaufleute dem Großmogol zum Geschenk dar, für die Ehre, bei ihnen gespeiset zu haben (le Gout de Flaix).

Uebrigens ist für den hiesigen Handel nichts so sehr zu bedauern als der gänzliche Mangel an einem guten Hafen, ja nur eines guten Landungsplatzes. Zwar hatte man gesucht die Kosten zur Anlegung eines Damms aufzubringen, der die Schiffe gegen den Nordostmonson schützte, allein zur Zeit des L. Valentia waren die Actien dazu noch nicht zusammen gebracht worden.

Wir würden hier Pondicherry, als den Hauptsitz der französischen Etablissements in Hindostan erwähnen, wenn diese vormals so reiche Stadt, nachdem sie seit mehreren Jahren im Besitz der Engländer ist, nicht völlig von ihrer vormaligen Wichtigkeit herabgesunken wäre. L. Valentia macht davon ein trauriges Gemählde, indeß ist es höchst wahrscheinlich, daß sie bei der Rückgabe im Frieden sich bald wieder erholen werde.

Der Handel der Franzosen war größtentheils in Pondicherry concentrirt; es war eine schöne Stadt von 70000 Einwohnern, worin nicht nur das Gouvernement seinen Sitz hatte, sondern ebenfalls die französische Missions- und viele Lehranstalten für Geographie, Mathematik, Geschichte und andere nützliche Kenntnisse. Fünftausend Menschen waren nur allein mit Baumwollen-Arbeiten beschäftigt, und die von ihnen gelieferten Zeuge gehörten zu den feinsten. Le Gout hat einen genauen Plan davon geliefert und die Lage auf 11° 55′ 41″ n. Br. bei 79° 51½′ L. von Gr. bestimmt.

Da der Handel Hindostans jetzt fast ausschließlich in den Händen von England ist, so scheint es für uns unmöglich, seinen jetzigen Totalwerth angeben zu wollen. Daß er die gesamte Erde umfaßt ist bekannt genug. Der Betrag der Baumwoll-Waaren aller Arten, welchen die engl. ostindische Compagnie bis zu dem Jahre 1793 jährlich aus den Auctionen erhielt, erhob sich bis gegen 1,600000 Pf. Sterling und der gesamte Waaren-Verkauf betrug zwischen vier und fünf Millionen.

Noch bis gegen unsere Zeiten hin sahe sich aber die Compagnie genöthigt, eine große Menge Silber nach China zu senden, wozu nur Bengalen allein 1½ Million L. St. liefern mußte. Indeß hat jetzt der erstaunliche Schleichhandel des Opiums hievon viel gemindert, da dieses betäubende Gift fast gänzlich in Bengalen er-

zielt wird *). Weiterhin wird sich Gelegenheit finden über den Seehandel von Calcutta etwas beizubringen.

Frankreichs ostindischer Handel, wenn gleich selbst in den besten Zeiten dem von England nicht gleichwägend, war dennoch von sehr großer Bedeutung. Arnould giebt an, daß, da die im Jahre 1716 eingeführten ostindischen Mousseline und andere von dorther geholte Waaren nur 2,790000 Livres (Franken) betrugen, sie hingegen sich im Jahre 1787 gehoben hatten bis zu der großen Summe von 26,632000.

Holland, als der dritte Handelstaat in Rücksicht Hindostans (hier wohl zu unterscheiden von ganz Ostindien) hatte dennoch, blos mit eigentlichen Cattun- (Zitz) und Mousselin-Waaren keinen unbedeutenden Umsatz. Im Jahre 1780 verkauften die verschiedenen Kammern der ostindischen Compagnie außer andern ostindischen baumwollenen und seidenen Zeugen 49035 Stück Casses; 12246 Stück Malmours; 10656 Stück Tausjebs; 10247 Stück gebleichte Bethillas; 12208 Stück Baftas; 20504 Stück Romans; 61420 Stück Salampuris; 68840 Guineas; dieß waren nur einige der stärksten Artikel unter den 66 des ganzen Verkaufs. Von seidenen Zeugen, welche 16 verschiedene Artikel ausmachten, waren die drei beträchtlichsten 1600 Stück seidene Romals; 1570 St. Armosin; 1499 St.

*) M. s. den vorhergeh. Theil S. 135—136.

Pck. (Luzac). Bei diesen holländischen Angaben muß man indeß vielleicht manches für chinesische Fabrikwaare rechnen, was wenigstens in einem weit geringern Verhältnisse bei England und Frankreich nöthig wäre.

Wir übergehen die weit minder wichtige Handelsartikel der Dänen, Portugiesen und Schweden. Die erstern haben einige nicht ganz unbedeutende Besitzungen an der Küste von Coromandel, wovon Tranquebar die wichtigste ist. Diese Stadt, unter 10° 56′ n. B. und 79° 40½′ ost. L. v. Gr. im Reiche Tanjore, an der Mündung des Cavery gelegen, hält etwa 15000 Einwohner, ist auch wegen ihrer lutherischen Missionsanstalten, besonders wegen des trefflichen Deutschen, des Missionairs Schwarz berühmt. Durch ihn ist mit Hülfe einer eigenen Buchdruckerei und ansehnlicher Unterstützung Englands und Deutschlands das Christenthum unter die untersten Volksklassen der Hindus weit verbreitet.

Dieß wären einige der Hauptorte des Handels auf der Küste von Coromandel. Es ist merkwürdig, daß, obgleich diese Küste in Rücksicht der Häfen so weit gegen Malabar zurücksteht, sie dennoch eine weit vortheilhaftere Handelsbilanz hat als letztere; sie verdankt dieß gänzlich der bewundernswürdigen Arbeitsamkeit des unermüdeten feinhändigen Hindus. Europa erhielt zu Raynals Zeiten von dort jährlich gegen 10000 Ballen gewebter Zeuge, und zahlte, eine große Quantität unedler Metalle unge=

rechnet, eine so bedeutende Masse Gold und Silber, daß der Ueberschuß für Coromandel auf 6 bis 7 Millionen Pfund Sterling (?) jährlich geschätzt ward.

Die Küste von Malabar liefert freilich dagegen eine bedeutende Quantität Gewürze, Pfeffer, Cardemom, Ingwer, Zimmt und feine Hölzer, auch verschiedene Arten gewebter Zeuge; allein dieß alles wiegt bei weitem jene Produkte der Industrie nicht auf.

Um nun den Werth des Handels von Hindostan noch deutlicher zu übersehen, mögen hier einige Thatsachen über Bengalen und über die zunächst gelegenen Provinzen beigefügt werden.

Die Beschreibung der Hauptstadt Bengalens darf, da sie zugleich der Sitz des englischen General-Gouverneurs ist, bis zu der Anzeige von der Regierung der englischen Colonie aufgespart bleiben; nur hier einiges über Bengalens Handel überhaupt.

Bengalen, woselbst der Wundarzt Boughton (1636) für seine Heilkunde die Erlaubniß zu einem freien Handel für England in der kleinen Ortschaft Hugly erhielt, und das seit dieser Zeit gänzlich der brittischen Bothmäßigkeit sich unterwerfen mußte, ist wohl die reichste Provinz von ganz Hindostan in Rücksicht des Handels.

So viel sich auch nur von dem hohen Werthe des Nils oder der großen Flüsse von Amerika für die dortigen Länder sagen läßt, so wird dieß dennoch stets durch den väterlichen Fluß Ostindiens weit übertroffen. Der Ganges gewährt

den Indiern unter diesem heißen Himmel ein gesundes Getränk, und kühlt zugleich die Luft; in der Regenzeit führt er über einen ungeheuern Erdstrich durch Ueberschwemmung die höchste Fruchtbarkeit, und bietet der großen Menschenmasse von mehreren Millionen die leichtesten vielfachen Wege zum Absatz ihres Naturüberflusses dar. Und da der Hindus diesen wohlthätigsten Strom nicht ohne Grund für ein Heiligthum ansieht, so dient er ihm auch als ein solches, zu folge seines Glaubens sowohl zum Abwaschen und Reinigen von allen Sünden, als selbst zu dem ehrenvollesten Begräbniß (Tennant).

Zugleich ist aber der Ganges eine höchst wichtige Nahrungsquelle für das Volk. Für die ärmere Klasse ist nämlich der kleine Anjana, wegen der erstaunlichen Menge dieses Fisches, von größtem Vortheil, er wird gedürrt hoch ins Land zum Verkauf gesandt; ferner fängt man mehrere Arten Karpfen, worunter auch unser gemeine Karpfe seyn soll, sodann den Mangofisch (Polynemus Paradiseus L.), mehrere Arten Welse (Silurus), Schlangenfische (Ophidium), wie auch an den Mündungen des Flusses sehr große Haien (Pennant).

Bengalen zeichnet sich ebenfalls durch den Reichthum seiner eßbaren Pflanzen vor vielen andern Gegenden Hindostans aus. Außer den bereits hinreichend bekannten Früchten der Palmen, Orangen und anderer hiesigen Bäume, so wie ebenfalls den vielen Getreidearten und eßbaren

baren Wurzeln, ist in diesem reichen Lande die Zucht vielartiger Melonen und Gurken als ein wesentliches Hülfsmittel zur Ernährung der großen Bevölkerung anzusehen. Die drei Gurken- oder Melonenarten, die Muscat-Melone (Cucumis Dudaim), die gemeinere (Cucurbita Melo) und besonders die Wasser-Melone (Cucurb. Citrullus) gewähren hier die erfrischendste Nahrung, und bieten zugleich dem Auge ein reizendes Schauspiel. Die Bauerhütten sind oftmals gänzlich von den Blättern, schönen Blüthen und Früchten, die hier zu einer bewunderns-würdigen Größe gedeihen, übertapezirt. Ein Dorf, sagt Tennant, auf diese Weise ausgeschmückt, giebt dem Europäer eine, die Einbildung übersteigende Idee der schwelgerischsten Vegetation und überschwenglichsten Fruchtbarkeit. Denn selbst unsere größten Melonen würden gegen diese nur höchst armselig abstechen, auch setzt man sie hier auf die Tafeln der Europäer lediglich als ungeheure Schaustücke hin, die man bei dem Ueberflusse an Pisangs, Ananas, Mangus und ähnlichen Leckereien nicht einmal anrührt.

Man erinnere sich hiebei, daß Bengalen und seine Umgebungen ebenfalls der Hauptsitz, sowohl des gewöhnlichen Indigo, als des Baumindigo ist, und daß die ostindische Compagnie jährlich von diesem kostbaren Farbematerial gegen 4 Millionen Pfund absendet; daß ferner Bengalen die Hauptquelle jener erstaunlichen Quantität von

Zucker geworden ist *); daß hier sodann nicht nur viel Seide und besonders Baumwolle gebauet wird, wie auch der so wichtige Farbebefestiger die Chay-Wurzel (Adenlandia umbellata) deren zuvor umständlicher gedacht ward, sondern daß über vier Arten Oel gebender Pflanzen gezogen werden, und sich hier die größten Opiums- und Rosenessenz-Fabriken finden; daß endlich, außer den zuvor hinreichend beschriebenen Demantgruben, das der Menschheit so furchtbare Mineral, der Salpeter, in ungeheurer Menge gesammelt wird **); auf diese Weise darf man diese Provinzen Hindostans für die größten Fundgruben des ganzen Orients ansehen. Nach dieser kurzen Uebersicht des unerschöpflichen Reichthums von Natur- und Kunstprodukten und daher der ungeheuern Ausfuhr von Hindostan, denke man die großen Massen der Rückladungen, die Millionen beschäftigter Arbeiter, Landbauer, Holzschläger, Pflanzer, Weber, Färber, Schiffsbauer, Matrosen, Mäckler, Kaufleute und Comptoir-Bediente, welch ein Betrieb! Welch eine unübersehliche Masse dadurch in Bewegung gesetzter und ernährter Menschen!

Und hiemit wird es dann begreiflich, wie ein Volk, dessen Himmel und Boden die reichsten Erzeugnisse begünstigte, das seit vielen Jahrtausenden mit ununterbrochenem Fleiße die-

*) M. s. den vorhergeh. Th. S. 120—122.
**) Ebend. S. 98. 99.

sen Ueberfluß auf das industriöseste zu benutzen verstand, das daneben wohl schon sehr früh den Handel nach jeder Richtung Asiens zu Lande und zu Wasser trieb, daß ein solches Volk ohne weitern Bedarf von Gold- und Silberminen, gleichsam ein stets einsaugender Schlund der edelsten Metalle des Auslandes werden mußte.

Daß aber in der That selbst der Seehandel Hindostans vielleicht sogar über unsere Zeitrechnungen hinaus ragt, dieß zeigt der gelehrte Jones aus einer Stelle des Gesetzbuches des Menu oder Monu. „In dem ersten ihrer heiligen Gesetze, die Menu schon vor vielen Millionen Jahren geoffenbärt haben soll, sagt „Jones, findet sich eine merkwürdige Stelle „über den gesetzmäßigen Geldzins und dessen „eingeschränkten Betrag in verschiedenen Fällen, „wobei aber die Unternehmungen zur See „ausgenommen sind; eine Ausnahme, die gesunder Menschenverstand gut heißt, und die „der Handel unumgänglich erfordert, ob sie „gleich von der englischen Jurisprudenz nur erst „unter Karls I. Regierung bei Seekontrakten „rechtskräftig gemacht wurde."

Nehmen wir hiebei nun auch an, daß Menus Gesetzbuch, wie Jones anderwärts zu glauben sich berechtigt findet, nur erst vor etwa 3000 Jahren die jetzige Gestalt erhalten habe, so wäre dennoch selbst hienach, wenigstens der Seehandel von Hindostan eben so alt. Indeß ist durch diese neue Anordnung oder Einrichtung des Gesetzbuchs durchaus nicht gesagt, daß ein

wesentlicher Punkt oder ein wirkliches Gesetz zuvor gemangelt habe, und es läßt sich vielmehr mit Recht annehmen, daß jenes Gesetz in Ansehung der Ausnahme für den Seehandel bereits anfänglich, also weit früher statt gefunden, und hienach der Seehandel der Hindus, selbst weit vor der uns bekannten grauesten Zeit statt gehabt habe.

Freilich reichte dieß unendlich weit hinaus über die erste Seefahrt, welche Hippalus des Handels wegen quer über das indische Meer vom Hafen Ocelis am arabischen Meere nach Muziris (dem heutigen Mirza) an der canarischen Küste mit dem westlichen Monson zu unternehmen wagte. Ja selbst alle die Nachrichten, die wir von früherer Verbindung der Egypter mit Hindostan haben, bleiben hier weit zurück. Sie dienen zugleich zu einer genaueren Bestätigung der Beschwerden der Alten über den Verlust, welchen schon damals die übrige bekannte Handelswelt durch den Handel mit Hindostan erlitt. Plinius schätzt nämlich, schon zu seiner Zeit alle edlen Metalle welche vom Römischen Reiche jährlich nach Indien für die dortigen Natur- und Kunstprodukte geführt wurden, auf 50 Millionen Sesterzien, oder etwa 19 Millionen Thaler.

Wenn man weiß, wie wir nachmals genauer sehen werden, was für ein unermeßliches Gebiet jetzt den Engländern in Hindostan gehört, so kann es nicht sehr befremden, daß seine ostindische Compagnie schon im Jahre 1791 für

1,600000 Pf. Sterling nur allein an Baumwollenzeugen verkaufte, daß ihr Verkauf überhaupt, wie zuvor bemerkt ist, 5 Millionen Pf. Sterling übertraf, und daß sie 70 Schiffe zu diesem Handel in Bewegung setzte. Auch war damals der Fond, in 50000 Actien vertheilt, über 5 Millionen Pf. Sterling gestiegen.

Bevor wir diese Auseinandersetzung von Hindostans Handel schließen, scheint es nicht unzweckmäßig kürzlich, sowohl die Art wie man dort den Handel betreibt anzuzeigen, als auch die vorzüglichsten Münzen und Maaße.

Den Handel führen die Banianen oder ihre Mäckler auf eine uns sehr befremdende Weise. Fast wie jene Negervölker des innern Afrika, welche sich wechselseitig nicht verstehen, geschehen auch in Hindostan die größten Verkaufungen beinahe stillschweigend. Käufer und Verkäufer setzen sich, nachdem die Waaren genau untersucht worden, mit verschränkten Beinen gegen einander über, reichen sich die Hände und bieten nur allein durch Darreichung einzelner Finger, wovon jeder eine gewisse Summe anzeigt, mehr oder weniger ohne irgend eine Silbe vorzubringen. Nur wann die Forderung oder das Gebot ihnen außerordentlich scheint, springen sie zuweilen mit großem Geschrei in die Höhe, setzen sich aber bald darauf wieder, um von neuem in ihrem stummen Handel fortzufahren. Gewöhnlich ist hiebei eine Decke über die Hände der beiden Handelnden gebreitet; und diese ganze

Methode findet ebenfalls bei dem Einhandeln der Diamanten bei ihren Minen statt.

Ein hiemit unbekannter Europäer ist erstaunt, wie auf die Weise in wenigen Minuten, ohne fast irgend einen Laut vernommen zu haben, Contrakte von vieltausend Pfund Sterling abgeschlossen und große Ballen der kostbarsten Waaren hinweg geführt werden.

Ordnet man die Münzen nach den Metallen, dann ist die größte goldne Münze, der Moor oder Mohur, eigentlich: le Gout zu folge, Assarafie, oder auch die goldne Rupie genannt. Das Gold sollte von 24 Karat seyn, ist aber gewöhnlich nur 23½. Der Mohur kommt hauptsächlich nur in Bengalen vor, und gilt von 14½ bis 15½ silber Rupien, die Franzosen setzen den Mohur auf 42 Franken oder Livres; es giebt auch halbe und viertel Mohurs. Das Gepräge zeigt, mit persischer Schrift, den Namen und Titel des Nabobs, der sie hat prägen lassen.

Von goldnen Pagoden giebt es verschiedene Sorten. Sie sind von geringerem Korn als der Mohur, von 22 bis zu 19 Karat; nämlich von ersten, die Pagode mit drei Figuren, von letztern, die Pagode von Porto Novo, die von Madras zu 21 Karat. Die erste gilt 9 Livres 12 Sous, die von P. Novo nur 7 Liv. 4 Sous. Die Stern-Pagode, oder von Madras 8 Liv. 8 Sous. Die Pagode von Pondicheri ist mit einem halben Mond bezeichnet, und ist der vorhergehenden gleich.

In Silber sollte eigentlich die Rupie, da man alles darnach berechnet, überall einerlei Werth haben, allein auch bei ihr kommen mehrere Varietäten vor. Eine der wichtigsten, allgemeinsten ist die von Bengalen oder die Sicca-Rupie, ein Paar Pfennig mehr als 16 gute Groschen, le Gout setzt sie auf 54 Sous. Dagegen beträgt die Current-Rupie nur 2 Shill. englisch; sie ist aber $14\frac{1}{2}$ oder gar $16\frac{1}{2}$ p. c. geringer als die Sicca R. je nach dem Cours. Die von Surate ist beinahe 1 guten Gr. geringer an Werth; die von Arcot gilt nur $14\frac{1}{2}$ Gr. Die Bombay-Rupie setzt Anderson auf 2 Sh. 5 Pf.

Ferner giebt es Fanons, ein Fanon von Pondicheri gilt 6 Sous; der von Madras hingegen 8 Sous; Anderson rechnet 36 Fanon von Madras zu 8 Sh. engl.; von der kleinen Münze Annoes oder Anas (silber) gehen 16 auf eine Rupie, also etwa 1 ggr. Dieß wäre dann $\frac{1}{2}$ Fanon.

Von Kupfer-Münzen sind besonders die Doudons bekannt; auch diese variiren sehr. Ein Doudon von Madras und Bombay ist ein Sou, die von Tanjour und Madoura hingegen 6 Sous.

Die kleinste hiesige Münze prägte die Natur; dieß ist nämlich die kleine Porcellan-Schnecke, Caurie genannt (Cypraea moneta L.) der Maldiven. Sie werden bei jenen Inseln zweimal in jedem Monat, beim Voll- und Neumonde durch Weiber gefischt, welche deßhalb bis an die Brust

ins Meer gehen. Man sendet sie in Bündeln jedes zu 12000 nach Bengalen, wofür dann Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse eingekauft werden. Sie machen die gangbarste Münze des geringen Volks. Ein Caurie wird zu $\frac{1}{160}$ eines englischen Pens gerechnet. Achzig Cauries machen nach Steevens und Pennant einen Punn; 32 Punn aber eine Current-Rupie, also etwas über 2 Sh. jedoch fällt und steigt auch bei ihnen der Cours. Sie werden ebenfalls von dort stark nach Guinea zu dem unseligen Sklavenhandel ausgeführt.

Im großen werden die dortigen Contrakte in Hindostan nach Lacs und nach Crores berechnet; die dann freilich ebenfalls beträchtlich unter sich von einander abweichen. Ein Lac ist stets 100000 Rupien, und 100 Lacs wiederum ein Crore. Danach giebt Anderson ein Lac Current Rupien an zu 10000 Pf. Sterl. und ein Crore (100 Lac) zu 1 Million Pf. Sterl. Für Bombay den Lac = 11250 Pf. Sterl. und ein Crore = 1,125000 Pf. Sterl.

Ein Lac Pagodos in Madras setzt er auf 40000 Pf. Sterl. also ein Crore = 4,000000 Pf. Sterl. Schwerlich kommen die letztern Summen in europäischen Rechnungen oftmals vor!

Etwas über die dortige Maaße, mag diese trockne aber doch nicht unnöthige Materie beschließen.

Das am häufigsten vorkommende Wegemaaß ist die Koß oder die indische Meile. Le Gout

setzt 33 Koß auf einen Aequators Grad; also 15 D. geogr. Meilen = 33 Koß, oder $2\frac{1}{5}$ Koß = 1 D. M.

Rennel nimmt hingegen die Koß zu etwa 2 engl. Meilen an, und wenn 11 engl. Meilen 3 solcher deutschen betragen so hielt eine Koß $\frac{6}{11}$ D. M. also etwas über eine halbe deutsche Meile.

Danville macht die Koß noch kleiner, er setzt nur erst 47 auf 1 Aequ. Grad. Moore zeigt aber, daß die Koß in verschiedenen Ländern Hindostans von verschiedener Größe ist, so daß sie in einer Provinz 3 in andern nur $1\frac{1}{2}$ engl. Meilen betrug. Uebrigens ist das Wort Koß sehr alt; in der Sanscrits-Sprache heißt es Kroß und Rennel glaubt das Wort Cossid oder Courier habe davon seinen Ursprung erhalten.

Für Land oder Ackermaaße finde ich zweierlei angegeben, nämlich Cutcha Bigga und Pukka; von letztern betragen 3 einen englischen Morgen Landes (Acre), und nach Tennant machen 4000 der Cutchin erst 1500 Pukka, also 8 Cutcha Bigga 3 Pukka Bigga scheint ein allgemeiner Ausdruck, wie bei uns Morgen zu seyn.

Von Waarenlängen oder Ellen-Maaß, ist ein Ges oder Gadge von Stavorinus in Surate auf $1\frac{2}{5}$ Amsterdammer Ellen angesetzt, indeß ist jetzt den dortigen Kaufleuten die englische Elle oder Yard = $1\frac{1}{3}$ Ges eben so geläufig; Le Gout setzt die Gadge auf $\frac{3}{4}$ Pariser Elle.

Von Gewichten ist das Sihr oder Seer bereits vorgekommen; 40 Sihr machen ein Man, das Sihr von Surate giebt Steevens fast zu

15 Unzen engl. an; in Madras rechnet er ein Maund für 25 Pfund.

Die kleinen Gewichte, besonders die der Diamanten und Perlen, sind ebenfalls bereits im vorhergehenden Theile angezeigt.

Sprache und Wissenschaften.

Jedes Thier der höhern Klassen nämlich der Quadrupeden und Vögel, so wie wir es bisjetzt etwas genauer zu beobachten Gelegenheit fanden, führt eine ihm eigene Sprache; es verständiget sich nämlich mit seines Gleichen. Je höher aber eine Thierart selbst in der Stufe der Wesen steht, je umfassender sein Instinkt ist, desto deutlicher, und besonders mannigfaltiger äußern sich die Ausdrücke, die Mittheilungsmethoden seiner Neigungen und Wünsche, wodurch es sich den übrigen Thieren seiner Art verständigt, das heißt, desto ausdrucksreicher ist seine Sprache. Denn nicht bloß die Töne sondern ebenfalls die Geberden, die Veränderungen in seinen Mienen und in dem Uebrigen seines Körpers gehören zur Sprache. Bei den uns an Talenten näherstehenden Quadrupeden z. B. bei dem Hunde, dem Affen und Elephanten darf man wohl sagen, daß diese ihre Ideen oftmals mit den Augen einander mittheilen, einander zusprechen.

Ragt nun der Mensch weit über jedes uns bekannte Thier an Fähigkeiten aller Art hinaus,

wie sollte dann die Natur diesen ihren Günstling gerade dasjenige versagt haben, wodurch jene so weit unter ihm stehende Geschöpfe sich von einander auszeichnen? Wie sollte er gerade bei dieser wichtigsten Angelegenheit so vernachlässiget seyn, um die Sprache nur erst auf übernatürliche Weise, von Gott wie durch ein eigenes Wunder erhalten zu müssen? Dieß widerspräche allen Gesetzen der Natur. Die Fähigkeit zur Sprache, ja den Laut selbst erhielt der Mensch als Mensch, wohl in eben so viel höherer Vollkommenheit über alle Thiersprache, als sein Geschlecht über alle Thiere hinweg ragt; durch Vernunft bildete er bald diese Sprache zu an einander hangender Rede aus.

Doch nicht genug; da es überall auf der weiten Erde, von so vielartigem Klima auch vielförmige Menschen gab, da das Klima so sichtlich auf dessen ganze Bildung und Organismus also auf die Fähigkeiten selbst einwirkte, so gab es auch vielartige Sprachen, die unter sich wiederum eine der andern näher oder ferner standen als die verschiedenen Varietäten des Menschengeschlechts selbst *).

Die Sprache und ihre Sanftheit auch ihre Vollkommenheit, und wiederum ihre Rauhigkeit oder auch Unvollkommenheit kann daher haupt-

*) Eine bestimmtere Ausführung wird nächstens in der geographischen Geschichte des Menschen ihren Platz finden.

sächlich oder doch großentheils abhangen, einmal von dem Klima und sodann von dem Alter der Kultur eines Volks.

Größtentheils findet man bei den südlichern Nationen eine wohltönendere Sprache, als bei den Bewohnern des hohen Nordens; und bei älteren, hochcivilisirten, eine vollkommnere Sprache als bei rohen Völkern. Jedoch, wäre es möglich daß das Klima entweder der höhern Ausbildung entgegen wirkte, oder umgekehrt seiner Wirkung zu Hülfe käme. Ein seit vielen Jahrtausenden civilisirtes Volk. das mithin eine größere Summe von Bedürfnissen kennet, das daher eine weit größere Menge von Ausdrücken erfand und combinirte, hat sicher eine desto reichere, und, wenn das Klima sie begünstigt, biegsamere, sanftere Sprache als andere Nationen.

Eine auffallende Bestätigung dieser hier nur flüchtig angedeuteten Sätze, zeigt uns die Nation der Hindus.

Nur erst seit etwa einem halben Jahrhundert ist es einigen vorzüglichen Forschern in Europa gelungen etwas tiefer in die eigentliche alte Sprache der Hindus einzudringen. Schon früher haben dieß verschiedene Missionaire versucht. So studirte bereits der Deutsche Heinrich Roth 1664 den Sanscrit, und bald nachher der Deutsche Jesuit Hanzleben, der seit 1699 sich gegen dreißig Jahr auf Malabar befand. Aber mit weit größerem Glück und auch wohl umfassendern Fähigkeiten enthüllte nachmals P. Paullinus

ebenfalls ein Deutscher *) die ältere Sprache Hindostans. In der Folge drang der berühmte W. Jones noch tiefer in die unbekannten Reichthümer und Schönheiten des Hindostanischen. Unserm gelehrten Kleuker verdankt Deutschland sodann hievon die allgemeinere Kenntniß und der talentvolle Fr. Schlegel hat anjetzt mit vielem Geist und Geschmack sehr schätzbare Proben dargelegt.

Selbst der Name der ältern Sprache der Hindus deutet bereits auf ihre Vorzüglichkeit. Es heißt das Sanscrito oder Sams-Krda d. h. die gebildete oder die vollkommene; auch Gronthon, d. h. die Schrift oder Büchersprache.

Diese Sprache hat 52 Buchstaben und wird wie die übrigen hindostanischen Sprachen von der Linken zur Rechten geschrieben. Die Schriftzüge selbst, heissen Nagari, oft mit dem Anhang Deva, Gott, weil man sie von Gott erfunden glaubt. Man bedient sich statt des Papiers der Blätter der Fächer Palme (Borassus flabellifer L.) die davon abgestreifte Oberhaut ist das Papier, die Olles genannt; sie sind lang und schmal. Mit einem Griffel drückt man die Buchstaben darauf ein, und überzieht sodann um sie besser zu heben, die Schrift mit einer Schwärze; man beschreibt

*) Er stammte aus Oestreich, sein eigentlicher Name war, Joh. Phil. Wesdin. Es ist doch merkwürdig, daß gerade die Deutschen sich so hohes Verdienst um den Samscrit erworben haben.

beide Seiten. Die Olles werden hierauf vermittelst eines Bandes, das man durch eine zu oberst gemachte Oeffnung durchzieht, in ein Buch vereinigt. Einige schreiben jetzt indeß auch auf unserm oder auf Baumwollen Papier.

Paullinus behauptet, die Samscrita verdanke ihre Vollkommenheit vorzüglich dem großen Reichthum von Benennungen für alle Vorstellungsarten und Begriffe, (die neuern Erfindungen freilich ausgenommen) sowohl die abstractesten, als auch die aus der Naturlehre und gesamten Philosophie, nebst einem unermeßlichen Vorrath von Adverbien, Partikeln, Interjectionen, Exclamationen u. s. w. Daher sey sie dann ebenfalls so geschickt zur Poesie, so daß selbst die medicinischen und astronomischen Werke in Versen geschrieben seyen *).

Sie habe, sagt er ferner, selbst für das Ohr einen größern Wohlklang und ihre Verse mehr Annehmlichkeit und Majestät als das Griechische. Letzteres scheint Kleuker freilich weniger als Jones zu zugestehen; indeß haben dennoch die deßhalb von ihm aus dem Paullinus beigebrach-

*) Sein Hauptwerk hierüber ist; Sidharubam, seu Grammatica Samscradamica etc. etc. Romae 1790. 4to m. s. Kleukers Auszug daraus in dessen Brahmanischem Religionssystem, als dem 4ten Theil von dessen Uebersetzung mehrerer Abhandlungen der Asiatic Society.

ten Strophen wirklich keine Härte oder grelle Zusammenstellung von Consonanten.

Von der Erhabenheit der Poesie selbst werden wir indeß sofort gültige Proben beibringen. Begreiflich muß denn eben jene übermäßige Wortfülle dem Europäer der diese Sprache zu erlernen sucht, große Schwierigkeiten entgegensetzen; und diese werden sehr dadurch vermehrt, daß man keine Abtheilungszeichen zwischen den Worten findet, so daß der letzte Vokal eines Worts schon in den ersten des folgenden übergeht. Eine dritte Ursache unserer geringen Kenntniß des Sanscrits mag zugleich darin liegen, daß die Brahminen, die einzigen welche diese richtig verstehen, bisher äußerst schwierig waren ihre alte, heilige Sprache den Europäern willig mittheilen zu wollen.

Wie jede Nation setzt der gebildete Hindus seinen und seiner Sprache Ursprung in unendlich entfernte Zeiten. Der Herr der Schöpfung selbst, sagt er, hat sie bei der Erschaffung der Welt erfunden, er hat damals 50 ihrer Hauptbuchstaben davon angegeben. *) Unter ihren ältesten Schriften in dieser Sprache ist das Vedam (oder die Vidam) ein liturgisches Buch, das aus 100000 vierzeiligen Strophen besteht, eines der wichtigsten. Sie geben ihm ein eben so fabelhaftes Alter als der Sprache selbst, indeß glaubt doch sogar Sr. W. Jones dieß Buch sey wahrscheinlich 1580 vor Christi Geburt abgefaßt, da

*) Es giebt deren mehrere m. s. weiter unten.

wäre es indeß noch beträchtlich jünger als der Mahab-Barath, ein mythologisches Heldengedicht von 400000 Versen, welches diesem Engländer zufolge 3000 Jahr vor Chr. Geb. soll geschrieben seyn. Ein zweites ebenfalls höchst wichtiges, in dieser Sprache geschriebenes, jetzt ebenfalls ins Deutsche übersetztes Werk, das Gesetzbuch des Menu oder Monu, rühmt sich eines gleich alten Ursprungs.

Dieses hohe Alterthum wird aber noch mehr dadurch bestätiget, daß man die Sanscrit nicht nur, allen Kennern zufolge, mit großem Recht zu den ausgebildetsten und daher vorzüglichsten, sondern für die älteste, für die Grundsprache sowohl der übrigen Sprachen von Indien, ja wohl gar für die Grundsprache vieler andern jetzt lebender europäischen Sprachen anzusehen sich berechtigt glaubt.

Ueber letzteres haben Paullinus, besonders aber Jones, Adelung und noch kürzlich Schlegel sehr viel schätzbares, und in die Augen fallendes beygebracht. Eine so merkwürdige und allgemein interessante Behauptung verdient daher sicher hier kürzlich angezeigt zu werden.

Für die größere Summe der Leser, wollen wir nur bei dem lateinischen und dem Deutschen und einigen mit der unsrigen nahe verwandten Sprachen stehen bleiben, jedoch nur einige von mehr als fünftehalb hundert Worten ausheben.

Von dem Lateinischen vergleicht unter vielen andern Adelung, hauptsächlich nach Paullinus, folgende Worte mit dem Samscrit.

Lateinisch

Lateinisch	Samscrit
Aula (der Hof)	Aala
Ab (partikel)	Ab
Anguis	Agui
Annus	Anda
Annulus	Anguli
Bos	Balwa
Barbarus	Barbara
Candidus. Candor	Canda
Da; Dare	Da, Datu
Donum	Danam
Deus	Deva
Diespiter (Jupiter)	Dives-petir
Terra	Dara
Duo (2)	Dui
Genitor	Genaga
Hiems	Hima (kalt)
Culpa	Kalpa (das Schuldopfer)
Cum (womit)	Kum
Lassus (müde)	Lasa (die Faulheit)
Malus, Malum	Mali (schwarz) Mala Uebel
Matrix	Medra
Non	No; Na
Nasus	Nasa
Natus (entsprossen)	Nata
Novus	Nawa
Os (der Mund)	Oschda
Pes	Pad, Pada
Peccatum	Patacam
Pro (Praepos.)	Pra
Puteus (Grube)	Put; Putta (Höllengrube)

Lateinisch.	Samscrit.
Radius (Strahl)	Radini der Bliß
Ritus	Riti
Septem	Sapta
Sex	Schasta
Schola	Schala
Stare (stehen)	Stabatu, Stidahu
Suus (sein)	Sua
Semen (Getreide)	Sumana
Surgere, Surſum	Surgo (die Höhe)
Terra	Stira
Tres (drey)	Tri; Treja
Cingulum; Ring, Gürtel	Tſchiangulum
Tu, Tuus (dein))	Tuam
Tundo, tutudi	Tutadi
Urbs	Ur

Dieß mag von lateiniſchen hinreichen, hierunter finden ſich dann bereits einige welche auch im Deutſchen dieſelbe Deutung haben. Z. B. Naſus, Bos Ochs, Os im Platdeutſchen, Tres. Drei, u. a.

Von deutſchen und zum Theil engliſchen und niederländiſchen nur etwa folgende.

Deutſch, niederl. oder engliſch.	Samscrit.
Anke, Enkel (Gelenk)	Anga
Athem, (Hauch, Geiſt, Seele)	Atma
Bruder	Brader
Augenbraunen	Bruwan
Kumpfen, Kumme (Gefäß)	Cumbha

Deutsch, niederländ. oder englisch.	Samscrit.
Zahn Tahn (niederl.)	Danda
Dauer (Länge)	Dura
Kuh, niedersſ. Ko	Goh
Herz	Herda
das Jahr	Jahrun
die Kette, das Band	Ketta
Kreiſchen, das Geheul	Krſchra
die Kanne	Kundha
der Menſch	Monuſcho, auch Man
Mutter	Madra; Mada
der Mord; Morſch	Marana
Mark, (die Gränze)	Marcca
Miſchen (zuſammenmiſchen)	Miſta
Meſſen, niederl. Meten	Mita
der Nabel, (das Innere)	Nabha
der Nagel am Finger	Naga
Pein, peinigend	Pana
das Ende	Onto
Enten	Ordoni
Eſſen	Olhonen
das Rad	Rotho
ſchaffen, anordnen	Schaſſana
Schweſter	Svoſtri
Tanz	Tandovi
Wittwe, Vidua	Vidhava

Dieſe Liſte welche bereits für unſere Abſicht faſt zu lang ſcheint, hätte ſehr leicht auch in Anſehung anderer lebenden Sprachen vermehrt werden können, z. B. Kanja Kam Jungfrau

nach dem Ulphilas; Quino daher Queen (Königin) Yuyon-You (engl. ihr) u. a.

Eben so wichtig ist aber die Bemerkung, daß sich gleichfalls sehr viele hebräische, malaische, persische und griechische Worte in dem Samscrit finden, und zwar nicht bloß die Wurzeln sondern selbst die Struktur und Grammatik im Samscrit treffen mit andern Sprachen zu. So entspricht nach Fr. Schlegel darinn osmi, osi, osti, dem griechischen ειμι, εσσι, εστι, ich bin, du bist, er ist. Auch behauptet daher Jones, daß die Verwandschaft dieser Sprachen so auffallend sey, daß jeder Philolog nach angestellter Untersuchung sich überzeugt halten müsse, diese Samscrit Sprache diene der griechischen und lateinischen zur Grundlage.

Ja schon der erste Engländer der diese alte Sprache studirte, Halhed, behauptete, sie sey die Stammmutter aller Sprachen und Dialekte, vom Persischen Meerbusen an, bis an die Meere von China. Wer wird daher diese Kenntniß, und in so fern das Studium dieser ältesten Sprache nicht für äußerst wichtig anerkennen? Denn ohne einmal zu erwähnen daß sich in der Sprache vorzüglich der Grad der Kultur und der Geist der Nationen ausspricht, so läßt sich ebenfalls den Verwandschaften, wie auch den Wanderungen der Völker, durch das Zusammenstellen und Vergleichen der Sprachen genauer nachspüren. Denjenigen welche so gerne alle Völker auf ein und eben denselben Menschenstamm zurückzuführen wünschen, kann daher wohl nichts erfreulicher seyn, als auf eine Stammmutter aller Sprachen

zu stoßen. Und wenn dieß nun gleich schwerlich durch den Samscrit mögte entdeckt seyn, so kann doch unleugbar, wenigstens für unsere östliche Halbkugel durch sie ein außerordentliches Licht in der Geschichte der ältesten Völker und ihrer Zweige verbreitet werden.

Mögen nun gleich einige Kenner des Samscrits zu enthusiastisch davon reden, z. B. der Pater Pons, so kommen sie dennoch alle darin überein daß die Grammatik dieser ältesten Sprache eins der größten Meisterwerke sey.

Die Sanscrita ist in ihrem Zusammensetzen so frei wie die griechische und deutsche; die Redetheile sind wie bei andern Sprachen; die Nennwörter haben ein dreifaches Geschlecht; der Deklinationen giebt es so viele als es Vocales oder Consonanten giebt, worauf sich die Nennwörter endigen; es giebt außer dem Vocativ 7 Casus, es giebt 10 Conjugationen; sie hat wie das Griechische einen Dual; sie ist reich an Partikeln aller Art, ein Beweis ihrer Kultur; statt der Präposition hat sie Postpositionen; und da sie bei einem guten Verhältnisse der Consonanten zu den Vocalen von letzteren vorzüglich die mittleren a und e liebt, so wird sie dadurch wohlklingend. (Adelung.)

Außer dem Sanscrit kommen in Hindostan noch folgende Sprachen vor. Zuerst die Malabarische, die Sprache der Westküste von Decan. Sie zerfällt in mehrere Zweige und Dialekte; die obern Stände reden sie sehr verfeinert. Ferner die Sprache der Ostküste, die von Koromandel,

gewöhnlich die Tamulische genannt; sie soll von jener nur wie das Spanische vom Portugiesischen verschieden seyn, so daß man beide wie zwei sehr nahe verwandte, fast nur für eine rechnen könnte. Anquetil du Perron, der diesen Sprachen ein eigenes Werk gewidmet hat, behauptet, es ließen sich alle heutige Sprachen der ganzen Halbinsel Indiens, in Rücksicht auf ihre Construktion, ihre Wortwurzeln, ihre Schriftzüge und ihren Geist, auf diese zwei Hauptsprachen zurückführen, nämlich auf die Malabarische oder Tamulische, welche also hier für einerlei angenommen werden, und auf das Hindostanische oder Guzuratische.

Aber eine merkwürdige Eintheilung der Sprachen Hindostans, welche eben dieser gelehrte Franzose macht, wird hier wohl nicht unwillkommen seyn. Er theilt nämlich die Sprachen der ganzen Halbinsel nach fünf Zonen oder Erdstreifen. Die erste, von der Spitze des großen Dreiecks, von Süden nach Norden gerechnet, enthält die Völker auf beiden Küsten des Vorgebirges Comorin, also Travancore und Tinovelli, zum Theil rauhe Bergvölker, Polygaren; sodann erst hebt die zweite Zone, die der Malabarischen und Tamulischen Sprache an, und geht bis Mahe und Pondichery, also etwa zum 12ten Breitengrade hinauf. Von hier kommen in der dritten Zone die Kanarische und Telongische Sprache vor, an welche die für die vierte Zone, die Mahrattische antritt. Sie wird zu Poonah und noch höher auf der andern Küste zu Cuttac geredet. Die

fünfte Sprachzone, die Guzuratische oder eigentliche Hindostanische hebt hier an und läuft dann über das eigentliche Decan hoch über den ganzen Norden Hindostans fort, hier kommen ebenfalls mehrere Dialekte und Mischungen vor, z. B. das Mohrische und Bengalische, so wie die eigene Sprache (vielleicht Dialekt?) von Balasor; auch wird hier bereits das Neu-Persische geredet; letzteres spricht man ebenfalls bereits in der vierten Zone.

Von mehreren dieser Sprachen besitzen wir anjetzt, besonders durch die Bemühungen der Missionare und der Engländer, Grammatiken. Sie kommen indeß alle darin überein, daß diese Sprachen jene älteste, den Sanscrit zur Mutter haben, und daß diese sie an Vollkommenheit und Schönheit übertreffe.

Aus dem hier Gesagten läßt sich denn von selbst schließen, daß die redenden Künste der Hindus bereits in jenen grauen Zeiten sehr hoch müssen gestanden seyn. Und so schwer auch die völlige Enthüllung der Vedams, der alten Bücher, für uns im Ganzen noch ist, so zeigt doch dasjenige, was wir bis jetzt nur als Bruchstücke von ihnen kennen, eine ausnehmende Treflichkeit, sey es der Erhabenheit der Gedanken oder des Ausdrucks.

Bevor wir hier einige Proben, wie sie sicher jeder Leser mit Recht erwartet, davon vorlegen, verdient folgende Bemerkung über die Vedams, und in so fern über die Litteratur der Hindus, voranzugehen.

Die Braminen, besonders die sogenannten Gesetzgelehrten unter ihnen, die daher ehrenweise Pundits genannt werden, theilen die Vedams oder Vidjas, die alten geheiligten Schriften, Offenbarungen, Verordnungen Gottes (auch Schastra, Sastra, Beda genannt, wiewohl schwerlich völlig einerlei) in zwei Hauptklassen, in die vom ersten Range, ihnen zufolge entschieden göttlichen Ursprungs, und die von minder hohen Werth.

Viasa soll zuerst die Anzahl der ersteren, die vor ihm weit größer war, auf 4 eingeschränkt, und größere Ordnung hineingebracht haben. Hierauf folgen 6 Angas, ebenfalls zwar göttlichen Ursprungs, oder Hauptstücke der Gelehrsamkeit, eigentlich Erklärungen.

Als Erklärungen nennt man ferner die Upavedas und die Upangas oder Erklärungen der Erklärungen. Sonach wären im Grunde die 4 ersten Vedas der heiligste Grundtext, und alle übrige wären nur höher oder minder geachtete Commentare.

Es ist denn sehr schätzens- und bemerkenswürdig, daß der Haupttheil oder die drei ersten Vedams die Pflichten des Menschen abhandeln, während der vierte Veda nur ein System göttlicher Verordnungen, wahrscheinlich zum Gottesdienst gehörender Ceremonien enthält; denn es wird bezeugt, daß Menu der allgemeinen Wohlthätigkeit (also Menschenpflichten) vor den Ceremonien den Vorzug gab; es sagt ausdrücklich

Yapyènaía tu sansiddhyèed brahmano natra sansayah
Curyádanyatrava curyammaitto brahma uchyatè *)

Das heißt: durch stille Anbetung erlangt ein Brahman ohne Zweifel Heiligkeit; aber jeder wohlthätige Mann wird mit Recht, er mag diese Ceremonie vollbringen oder unterlassen, ein Brahman genannt.

So ging dann offenbar das der menschlichen Gesellschaft nothwendigste auch hier voran.

Die Upavedas enthalten nun die Lehren der Arzneikunde; der Musik, der Kriegs und Waffenkunst und der mechanischen Künste. Die Angas aber den Kultus, Religionsceremonien; die Grammatik, die Prosodie, die Astronomie.

Die Upangas geben endlich Unterricht im Allgemeinen. Nach allem was man davon kennt scheint ihr Inhalt Erläuterung über Moral, Gesetzgebung auch andere Theile der Philosophie z. B. Seelenlehre, und Abweichung von den dort angenommenen theologischen Systemen der Philosophen zu seyn.

Wir kommen jetzt zu den Zeugnissen der hohen Ausbildung der Sprache selbst.

So wie jedes alte Volk, haben denn ebenfalls die Hindus fast alles in Mythen und Poesie ge-

*) Abhandlungen über die Geschichte und Alterthümer Asiens von W. Jones nach Kleuker 1. S. 265 u. 273. und 4tr X. S. 23 u. 24.

hüllt. Selbst die Gesetzgebung ist hievon nicht ausgenommen, denn Menus Gesetzbuch ist ein Gedicht. Eben so sind Theile ihrer Geschichte in Poesie und Allegorie gehüllt worin denn stets Moral eingewebt erscheint. Vornehmlich tragen sie aber ihre ganze Religion und Cosmogenie in reichgeschmückten Bildern versificirt vor. Selbst aber bei den schönsten Gebilden ihres Geistes sey man jederzeit eingedenk, daß der Hindus von hoher Einbildungskraft sich stets Geister und Feen schuf und diese selbst in die ernsthaftesten Materien mit verwebte.

Fangen wir mit den geringern Stufen, z. B. mit den indischen Fabeln an, so ist dieß für Hindostan deßhalb zwiefach günstig, weil man dort zugleich den Ursprung der Fabel, das heißt durch Fabeln zu belehren, überhaupt suchen darf.

Die Fabeln des Wischnuserman, den wir, sagt Jones lächerlicherweise Pilpai nennen, machen die schönste, wo nicht die älteste Sammlung lehrreicher Fabeln. Die Hitepadesa d. ist, freundschaftlicher Unterricht, ward nur erst im sechsten Jahrhundert auf Anstiften des Leibarzts und nachmaligen Viziers des Kaisers Anuschiram aus dem Sanscrit und sodann in mehr als 20 Sprachen übersetzt, und man hat Grund, auch daher die äsopischen Fabeln herzuleiten.

Hier bringen wir folgende davon bei.

Der Löwe und der junge Hase.

Den Mangel an Stärke kann die List ersetzen.

„Ein hungriger Löwe verzehrte alle Thiere welche ihm nur in den Weg kamen. Um diesen

daurenden Verheerungen ein Ende zu machen, erboten sich die übrigen Thiere, ihm an jedem Tage ein Thier zu seiner Nahrung zu senden. Er nahm diesen Vertrag an, und dieser ward nun von beiden Seiten pünctlich gehalten. Einst kam die Reihe an einen jungen Hasen dem verschmitztesten Thiere seines Geschlechts. Dieser verzögerte seinen Gang mit Vorsatz und kam daher eine Stunde später an als festgesetzt war. Der Löwe fragte nach der Ursache der Verzögerung. Herr, sagte der Hase, ich bin von einem andern Löwen aufgehalten der euch und allen euren Unterthanen den Untergang drohet. Führe mich sofort hin gegen diesen frechen Gegner, erwiederte der Löwe. Der Hase brachte ihn zu einem großen hellen Brunnen, hierinn sahe er sein eigenes Bild, und da er dieß für seinen Gegner hielt, stürzte er sich hinein und kam um."

Mehrere andere Fabeln sind offenbar mit denen im Aesop und Phädrus ein und dieselben, nur etwas anders ausgedruckt. So z. B. findet sich ein Elephant im Jäger-Netz gefangen und wird durch Ratten, die er zuvor selbst befreiet hatte, durch Zernagen der Stricke erlöset; hier darf man nur statt des Elephanten den Löwen setzen. Schauspiele zweckten auch bei den ältesten Hindus auf Moralität. Wir haben eben durch W. Jones das Drama Sacontola oder der Schicksals Ring des Poeten Calidas, aus dem Sanscrit übersetzt, kennen gelernt. Es gehört zu den herrlichen Produkten des indischen, ja überhaupt wohl des menschlichen Gei-

kes. Unser große Kenner des Schönen des Alterthums, der treffliche Herder, sagt davon selbst sehr schön. „Mit Blumenketten sind darin alle Scenen gebunden, jede entspringt aus der Sache selbst wie ein schönes Gewächs, natürlich. Eine Menge erhabener sowohl als zarter Vorstellungen finden sich hier, die man bei einem Griechen vergebens suchen würde: Denn der indische Welt- und Menschengeist selbst hat sie der Gegend, der Nation, dem Dichter eingehauchet".

Der Grund oder Plan des Dramas ist freilich sehr einfach und läßt sich in dieser Rücksicht nicht den der griechischen oder der heutigen Dichter gleich setzen; keine schwer zu lösende Knoten, keine tiefgelegte Intriguen, wenigstens fiele das, was man dahin rechnen könnte, nur der Geisterwelt zu. Denn da im Orient alles voll ist von übernatürlichen auf den Menschen einwirkenden Wesen und bei den Hindus daneben jeder Baum und Pflanze belebt ist, so mußte hier begreiflich vieles nach solchen Hypothesen vorgetragen, völlig von unsern Dramen abweichen, dagegen herrscht durch das Ganze die reinste, schönste, einfache, unschuldsvolle Natur.

Sacontala oder Socuntola, wie Schlegel schreibt, die Tochter eines Weisen, des Kaulica, und eines überirdischen weiblichen Wesens, einer Fee oder Nympfe, ward von einem ehrwürdigen Braminen, in einem von heiligen Einsiedlern bewohnten Walde erzogen. Hier sahe sie zufällig bei einer Jagd der Kaiser Indiens Dushoonto (oder Dushmanta) fand sie überaus reizend; trug

ihr seine Liebe an und ward ihr Gemahl. Bei der Rückkehr nach Hofe, raubt ihm ein böser Genius aus Rache weil er sich in jenem Walde der Einsiedler vernachläßigt zu seyn glaubte, das Gedächtnis seiner Verehlichung; selbst der Namens-Ring des Kaisers den er der Geliebten angesteckt hatte, verschwand durch seinen Zauber; und ehe der Kaiser diesen nicht wieder erblickte, sollte Sacontala verstoßen, und ihr Sohn vom König verkannt bleiben. Sacontola wird daher, da sie nach Hofe geht, zurückgewiesen, und lebt im höchsten Kummer verborgen im Walde. Endlich nachdem ein Fischer den Ring in einem von ihm gefangenen Fische gefunden, ihn nach Hofe zum Verkauf brachte und der König seinen Ring erkannte, floh ihn die Vergessenheit. Nach schwerer Betrübnis und Reue erkannte er Sacontala für seine Gemahlin und ihren Sohn für den seinigen.

Dieses, im Grunde einfache Drama ist mit mehr Geisterscenen durchwebt, aber auch selbst hierin zeigen sich große poetische Schönheiten, z. B. in der Scene da der König auf den Wagen des Donner-Gottes Indra über die Wolken erhoben auf die Erde herabsieht um die bösen Geister zu bezwingen, von wo er nachmals in das Gebirge Ghandarwas gebracht, seinen Sohn erkennet.

Erlaubt es nun gleich weder der Raum noch das uns vorgesteckte Ziel, hier einen bedeutenden Auszug des Ganzen zu liefern, so darf man doch mit Recht einzelne, vorzügliche Stellen zur

Rechtfertigung jener Anpreisung erwarten. Hievon nur folgende.

Als der König Dushoonto seine Geliebte zuerst in dem heiligen Hain der Einsiedler erblickt hatte, und sein Bramine, (sein täglicher Gesellschafter, der zugleich eine den Hofnarren ähnliche Rolle spielt, und oft sehr passende Wahrheiten sagt) ihn im zweiten Act verwundernd gefragt, wie er sich sofort in ein kaum augenblicklich gesehenes Mädchen verlieben könne, so entwirft der König folgendes Gemälde von ihr:

Dushw. „Wenn ich die Macht des Brahma und ihre Züge zugleich erwäge, so verdunkelt, wie mich dünkt, die Schöpfung eines so unerreichbaren Kleinods alle seine Werke. Gebildet ward sie und gleichsam abgedruckt in dem ewigen Gemüthe das in seiner äußersten Anstrengung die Ideale vollkommner Gestalten hervorrief und die von ihnen entlehnten Schönheiten zu einem Ganzen vereinigte.“

Madha. So muß sie alle übrigen Schönen verächtlich machen.

Dushw. „Nach meinem Sinn thut sie dieß in der That. Noch weiß ich nicht, welcher gesegnete Bewohner dieser Erde zum Besitzer dieser tadellosen Schönheit auserkohren ist. Jetzt gleicht sie einer Blüthe, deren Wohlgeruch sich noch nicht verbreitet hat; einem jungen Blatte, das noch keine Hand vom Stiel riß; einem reinen Diamant den noch kein Schleifer berührte; dem frischen

Honig dessen Süßigkeit noch nicht gekostet ward — oder besser der himmlischen Frucht vereinigter Tugenden, zu deren Vollkommenheit man nichts hinzuthun kann.

Und mit welcher Stärke und Schönheit drückt nicht der König im dritten Aufzuge seine Liebe aus!

Dushw. „O Gott der Liebe, wie können deine Pfeile so scharf seyn, da sie nur mit Blumen zugespitzt sind *). Jetzt entdeck' ich die Ursache ihrer Schärfe. Ihre Spitzen sind Flammen die Haras **) Zorn angezündet hat, und die noch diesen Augenblick wie das Barawafeuer ***) unter den Fluhten brennt. Wie köntest du anders, der du selbst zu Asche verbranntest, noch jetzt die Herzen entzünden? Du und der Mond, obgleich ihr Vertrauen zu verdienen scheint, ihr hintergeht dennoch aufs grausamste uns arme Liebhaber. Wer da liebt wie ich, der schreibt dir mit Unrecht blumigte Geschoße und dem Mond kühlende Strahlen zu. Der Mond schüttet Feuer herab auf uns, und du schärfst mit schneidenden Demantspitzen die Pfeile welche nur mit Blüthen befiedert scheinen.

---

*) Die 5 Pfeile des Gottes der Liebe Man Matha (Cupido der Hindus) hatten 5 Blumen zu Spitzen. M. s. das vorherg. T. B. S. 5.

**) Siwa's, die zerstöhrende Gottheit.

***) Ein dem berühmten griechischen ähnliches, unter dem Wasser fortbrennendes Feuer.

Wäre nicht die Folge dieses Aufzugs, wo nun ebenfalls Sacontala selbst erscheint und der König ihr seine Liebe gesteht, zu lang, so verdiente sie besonders auch bei der unübertreflichen Zartheit des Benehmens, und der reinsten weiblichen Unschuld der Sacontala hier einen vorzüglichen Plaz.

Wie schön ist nun ebenfalls die Scene des Abschieds gehalten als Sacontala ihren ehrwürdigen Pflegevater Kanna verläßt, um nach Hofe zu gehen, und sich dem (durch Zauber) sie vergessenden Geliebten Dushmanta, ins Gedächtnis zu bringen. Alles, Pflanzen und Thiere des Waldes nehmen an dem traurigen Hingang der Geliebten Theil. Eine ihrer Gespielinnen Prijamwada sagt zu ihr hiebei:

„Du klagst nicht allein — Sieh der Hain selbst trauert nun, da die Stunde des Abschieds herannahet. Die Gazelle *) frißt nicht länger das gesammlete Kussa Gras; die Pfauhenne tanzt nicht mehr auf der Wiese; die Pflanzen des Waldes lassen ihre bleichen Blätter zur Erde sinken; ihre Kraft und ihre Schöne sind dahin.

Sacontala (zu ihrem Vater)

„Ehrwürdiger Vater erlaube mir diese Mahawida Pflanze anzusprechen deren rothe Blumen den Hain in Gluth setzen.

Kanna:

*) Sacontala hatte eine junge Lieblings Gazelle die sie ernährte.

Kanna: Mein Kind ich kenne deine Liebe für dieses Gewächs.

Sacont. (die Pflanze umfassend)

„O strahlendste der schlängelnden Pflanzen! Empfange meine Umarmung! Erwiedere sie mit deinen biegsamen Zweigen. Von diesem Tage an, groß wie die Entfernung ist, die mich von Dir trennt, bin ich dein immerdar! O geliebter Vater, sieh die Pflanze an, wie mein anderes ich!"

Und kurz zuvor in eben diesem Acte, welch eine trefliche, ganz dem Klima angemessene Darstellung der Nacht und des Morgens!

Einer der Einsiedler (Brahminen) sollte auf Befehl des Obern, des Kanna, die Zeit der Nacht und die Gestirne erforschen; es ist gegen die Morgenstunde.

„Jetzt verschwand der Mond, und die Blume der Nacht gefällt nicht länger; sie läßt nur das Andenken ihres Wohlgeruchs zurück, und hängt ihr Haupt wie eine zarte Braut, die in der Abwesenheit ihres Bräutigams unleidlichen Schmerz erduldet. — Der Morgen röthet sich, er färbt mit seinem Purpur die Thautropfen auf den Zweigen des Wadaistrauchs. Der Pfau schüttelt den Schlaf von sich, und eilt herab von den mit heiligem Grase durchflochtenen Einsiedler-Hütten. Und siehe! dort springt plözlich die Antilope von der Opferstätte auf, bäumt sich hoch empor und streckt die niedlichen Glieder. — Wie ist der Mond vom Himmel gefallen mit erblassendem Strahl! der Mond der seinen Fuß

auf den Su-Mera *) setzte, dem König der Gebirge auf das Haupt trat, und das Gefolge der Finsterniß zertrennend hinanstieg bis in Wischu **) mitlern Pallast! So steigen die Großen dieser Erde mit äußerster Anstrengung hinan zum Gipfel des Ehrgeizes, und schnell und leicht sinken sie wieder hinab!"

Zuletzt noch das treffende Gemählde welches der König hoch über den Wolken, im Wagen des Gottes Indra fahrend, von der Erde unter ihm entwirft; ein wahres Panorama! Duschmanta: „Schnell, doch unmerklich wie die himmlischen Rosse hinabziehen, erblick ich der Menschen bestimmten Aufenthalt. — Erstaunende Aussicht! Noch so fern, daß die tiefen Gründe sich mit den Berggipfeln vermischen, die Bäume ihre astreichen Schultern emporstrecken, und dennoch unbelaubt zu seyn scheinen; die Flüsse wie glänzende Fäden schlängeln unmerkbar ihre Fluthen — und jetzt, jetzt hat es das Ansehen als schnellte eine ungeheure Kraft den ganzen Erdball (gegen mich) empor!"

Hiemit genug von diesem reizenden alten Drama der Hindus, jetzt ein Paar Proben höherer Art.

---

*) Su-Meru, der schöne Meru oder das Schneegebirge, der Imaus.

**) Eine der wichtigsten (erzeugten) Gottheiten, der Erhalter.

Maharabat oder Marabharata, ist eines der vorzüglichsten Gedichte des Vyasa von 400000 Versen. Es wird von den Braminen unter die klassischen Werke gerechnet, und sie setzen dessen Alter über 4000 Jahr. Es ist ein großes mythologisches Heldengedicht, wovon uns Charl. Wilking nur einen Theil aus dem Sanscrit übersetzt hat. Dieser Theil, der Bhaguat-Geeta (Dshita) oder wie Schlegel schreibt Bhogovot-ghitta, ist dem berühmten Warren Hastings zu folge „ein Werk von besonderer Originalität, das in Absicht der Erhabenheit der Conception, des Raisonnements und des Ausdrucks kaum seines gleichen hat.“

Hievon zuerst die herrliche Strophe, oder vielmehr eine der Episoden die den Bürgerkrieg zwischen den Gliedern der Familie des Bharat zum Gegenstand hat, nach Fr. Schlegels Uebersetzung. Die beiden Heere rücken gegeneinander zu einer großen Schlacht, Driun oder Arjuhn der Anführer der einen Familien-Parthei, den der Gott Krischna (Apoll der Griechen) besonders in Schutz nahm, übersah von seinem Streitwagen, vor dem Kampfe beide Heere.

„Und da sah er der Fürst, standen Väter, Großväter ferner da
Lehrer dann, Oheim und Brüder, Söhne und Enkel standen dort
Blutsverwandte, Befreundte auch hier und dort den Heeren zweier,
Als die nun sah der Kunti Sohn, all die Freunde gerüstet stehn,

ff ihn hohes Erbarmen, daß klagend er diese
Worte sprach:
Seh ich die Freunde, Krishno! all dort kampfs
gierig gerüstet stehn,
Schmelzen alsbald die Glieder mir, mein Antlitz
verdorrend welkt,
Schaudern durchfährt den Körper mir während
das Haar sich sträubend hebt.
Gandiv *) sinkt mir aus der Hand, die Haut
selbst am Leibe dorrt,
Nicht vermag ich zu stehn fürder und es schwankt
mir schwindend mein Geist,
Anzeigen seh' ich unseelge um mich her hier
o Keshovo **).
Und kein Heil mag ich erspähen nach der Bluts-
freunde Mord im Kampf.
Nicht begehr ich zu morden die, morden sie mich
auch Göttlicher!
Für der drei Welten Herrschaft nicht, wie soll
ichs um die Erde thun?
Wie mögten nach der Blutsfreunde Mord wir
glücklich seyn Madhova?
O weh! ein großes Verbrechen sind zu vollbrin-
gen wir bereit
Daß wir aus Gier nach Herrschaft morden wollen
des Freundes Stamm,

---

*) Der Bogen des Orjun.
**) Der Lockige, ein Beinahme des Krishno,
wie beim Apoll.

Wenn unbewafnet, ungerächt, selber bewafnet mich im Kampf
Erschlüge, Dhritorashtro's Schaar, wär es leichter zu erdulden mir!"

Diese edlen Gefühle sucht ihm dann der Gott Krischna durch die Lehren der Hindus, von der steten Umwandlung aller Wesen *) das nämlich alles nur eins ist, daß alle übrige Erscheinungen nichtig sind, zu unterdrücken.

Daher finden einige Strophen dieses didactischen Theils des Gedichts hier nicht ohne Grund einen Platz.

„Was nicht zu klagen ist klagst du, redend doch noch der Weisen Spruch.
Nicht die gehen, auch die bleiben nicht, beweint jemals wer weise denkt.

— — — — — — — — — —

Unvernichtbar wohl ist, wisse, das wodurch dieses All besteht
Nicht mag vernichten irgend wer, was unsterblichen Wesens ist.
Diese endlichen Leiber hier sind nur Hülle des Ewigen,

*) M. s. weiter unten den Abschnitt Religion. Treffend bemerken hiebei die Verf. des schäzbaren Buchs Gallerie der Welt, daß diese philosophische Episode sehr sonderbar gerade hier zwischen zwei schlagfertigen Heeren angebracht sey, indeß findet sich doch auch wohl bei griechischen oder latein. Dichtern dergleichen an unrechten Ort gestelltes Philosophiren.

Das keiner vernichtet noch mißt; auf dann! und kämpfe Bhoruts Sohn *)
Wer irgend wähnt daß dies tödte, und wer, daß es getödtet sey
Wohl nicht weise sind beide sie; nicht tödten kann's und sterben nicht."

Noch erhabener zeigt sich dann der Schwung indischen Geistes in solchen Stellen ihrer Gedichte, welche entweder die Gottheit oder die Cosmogenie angehen.

Eine solche führt Schlegel aus dem hochalten Gesetzbuche Menus oder Monus an, wo von der Entstehung der Welt die Rede ist.

Monu spricht:

„Einst war dieß alles Finsterniß, unerkannt, unbezeichnet auch,
Unenthüllt noch, unerkennbar, als wie noch ganz im Schlaf versenkt
Der Seelige Selbstständige drauf, der unenthüllt Enthüllende,
Der Wesen Anfang, so stets wächst, wars der wirksam die Nacht zerstreut
Der nie durch Sinne zu greifen, unsichtbar unbegreiflich stets,
Der nachdenkend aus eignem Leib schaffen wollend der Wesen viel,
Wasser erschuf er zuerst, des Lichtes Saame ward erzeugt,

*) Oriun ist ein Abkömmling von Bhorut.

Ein Ei war es wie Gold glänzend leuchtend dem
Tausendstrahler (der Sonne) gleich
In dem lebte durch eigene Kraft Brohma,
Ahnherr des Weltalls
In dem Ei saß nun ein Jahr lang nichts thuend
jener Göttliche
Selber dann durch des Geistes Sinnen hat er
das Ei entzwei getheilt
Aus den geheiligten Stücken dann bildete Erd
und Himmel er
Mitten Luft und die acht Länder, der Wasser
Haus, das ewige u. s. w."

Die Vielheit der uns noch übrigen Materien erlaubt es nicht diese merkwürdige indische Darstellung weiter einzurücken und wir verweisen deßhalb auf das Original *). Nur so viel ergiebt sich zugleich daraus 1) daß dieß Monument indischer Geisteskraft, welches wahrscheinlich einige tausend Jahr vor der christlichen Zeitrechnung geschrieben war, bereits einem selbstständigen, unerschaffenen Urwesen die ganze Schöpfung beimaas; 2) daß bei der Schöpfung das Wasser, wie beim Thales, als erster Stof hervorging; 3) daß das Licht aus dem Wasser erzeugt ward, 4) daß dieses innerhalb des Wassers entwickelte Licht nun nach oben stieg, eine glänzende Kruste um dasselbe zog, und hiedurch ein strahlendes Ei bildete, worin Brohma, wie nachmals ge-

*) Fr. Schlegel über die Sprache und Weisheit der Indier. S. 247. u. f.

sagt wird, selbst wohnte, sodann das Ei zersprengte und aus den getheilten Stücken Erd und Himmel bildete.

5) So scheint sich dann ferner nicht nur das Hervorströmen der Luft sondern, dem Whiston ähnlich, die Sündfluth, die Theilung der Erde in vielfache Stücke erklären zu lassen. Das Jahrlange nichts thun des Schöpfers scheint aber wohl auf die wichtige Ueberlegung bei dem großen Werke zu deuten.

Mag es von Andern anders und besser erklärt werden, hierüber weiter kein Wort, genug als Poesie, wovon eigentlich die Rede war, zeigt sich hier viel trefliches und zugleich der hebräischen Deutung der Schöpfung *) ähnliches.

Gehen wir jetzt von den redenden zu den übrigen schönen Künsten, so ist es merkwürdig, daß sich bei den Indiern, sogar in ihren allerheiligsten Büchern, keine eigene Abtheilung von der Musik findet.

Unter den 4 Upavedas handelt nämlich das zweite von der Musik. Es wird davon gesagt, sie solle von Bharata erfunden seyn und hauptsächlich dazu dienen die Seele durch Andacht zu erheben. Also wohl auch hier, wie bei Carl dem Großen, hauptsächlich Kirchen-Musik.

In den ältesten Zeiten mag nun wohl die Musik der Hindus hiezu vorzüglich geschickt ge-

*) Da dieß mit der Religion selbst nahe verbunden ist, so wird sie weiterhin mehr vorkommen.

wesen seyn, auch sagt Tennant ausdrücklich von der heutigen Musik bei ihren Hochzeiten, ihre Arien sind sanft und melodisch. Diese Lieder haben dann hauptsächlich die Thaten eines ihrer Helden oder Halbgötter zum Gegenstand. Es ist aber bemerkenswerth, daß, ihre Tonleiter 8 Töne haben soll (Schabdas waros) nämlich sa, ri, ga, ma, pa, da, ni, scha, die mit unserem ut, re, mi, fa, sol, la, si zu treffen.

Dieß mag dann nun wohl nur auf den Gesang gehen, denn die übrigen Nachrichten stimmen darin überein, daß die jetzige Instrumental Musik der Hindus dem europäischen Ohre zu rauh, grell und lärmend sey.

Die Instrumente selbst, wovon uns zuerst besonders Sonnerat, und nachmals Solvyns gar 36 verschiedene Zeichnungen geliefert hat, theilen sich in 4 Hauptklassen; Blasinstrumente; Saiten-Instrumente; Becken; Trommeln, und endlich eine 5te Art, wovon wir jedoch nur eins kennen, eine Reihe tönender Schalen oder Glocken.

Die große Anzahl der Instrumente selbst deutet aber auf einen höhern Grad der Kultur als die Natur der heutigen, uns so harschen Musik selbst angiebt.

Es wird hinreichen die bedeutendsten auszuheben. Von blasenden Instrumenten sind besonders stark tönend der Ramsinga, eine große gekrümmte Posaune, wie etwa der Serpent, welchen ich bei französischen Kirchenmusiken im Gebrauch sahe; ferner eine große Trompete, Bornung, die kleinere der Baunk, eine unserer

Zink ähnliche Tontare genannt, und die lange Trompete Tare von traurigen Tönen, die besonders um das Absterben einer Person bekannt zu machen so wie bei Leichenzügen und dazu gehörenden Feierlichkeiten geblasen wird; ferner eine Hoboi oder Schalmey. Flötenarten sind verschiedene, zum Theil aus Bambusrohr; eine davon die Baunsri oder Bunsi, wird auch mit der Nase geblasen, wie im Südmeer. Sackpfeifen (Dudelsäcke) giebt es ebenfalls größere und kleinere. Der letzteren bedienen sich vorzüglich die Schlangenbeschwörer und lassen die Naja Capello darnach tanzen; dieser Dudelsack hat, wie die größere, zwei Pfeifen und statt des Sacks nur Calebassen.

Saiten-Instrumente giebt es theils der Geige, theils der Guitarre ähnlich. Die Saringi, ein vielsaitiges Instrument, wird so wie der einsaitige Urni vermittelst eines Bogens gespielt, auch ersteres zuweilen mit Gesang begleitet. Die der Cither oder Guitarre ähnlichen scheinen indeß wohl von den Mohren (Mahometanern) herzustammen; die Viné hat fast ganz die Bildung der Guitarre, nur wird gegen Ende des langen Griffbretts eine hohle Calebasse angebracht, um den Ton wohlklingender zu machen.

Von Trommeln oder diesen ähnlichen Instrumenten finden sich ebenfalls mehrere Arten, selbst wo zwei miteinander verbunden sind. Sie werden größtentheils paukenartig geschlagen. Einige sind beträchtlich groß, als Allarmpauken. Bei Hochzeiten bedient man sich einer eigenen

ansehnlichen, mit Federn gezierten Trommel, die Haugk genannt, sie wird mit 2 Stäben geschlagen.

Wiederum sind messingene oder kupferne Becken Mode, wie bei unserer Janitscharen Musik, die Tänzerinnen führen zuweilen eine Art kleinerer Schellen, und tanzen hauptsächlich nach der Musik des Talet, zweier Becken, das eine von Stahl, das andere von Kupfer.

Noch zuletzt ist als Merkwürdigkeit das Jultrung hier anzuführen. Mehrere hohle Näpfe von chinesischem Porcellan, wovon jeder einen verschiedenen, aber bestimmten Ton angiebt, werden mit eisernen Stäben geschlagen. Es ist mithin eine Art porcellanener Harmonika, oder Glasglocken Spiel.

Die Musik ist, selbst den Hindus zufolge, so nahe befreundet mit der Tanzkunst, daß sie die Göttin der Tanzkunst, Rambbé, für die Tochter der Göttin Sore soutié, der Harmonie und Musik annehmen. Indeß ist, wie fast im ganzen Orient, die Tanzkunst kein, beiden Geschlechtern gemeinschaftliches Vergnügen. Der ernsthafte Hindus hat es hauptsächlich dem Frauenzimmer, und zwar vorzüglich einer eigenen Klasse desselben überlassen. Denn obgleich die Frauen der Radjas und noch viel entschiedener die zahlreichen Favoritinnen der Mohrischen (Mahometanischen) Großen innerhalb der Zenana (Serail) ebenfalls ihre Herren durch Tanz belustigen, so ist dennoch der Tanz in Hindostan überhaupt nur ein Geschäfte der nach dem Portugiesischen sogenannten

Bajadaren, der Devidaschis, Tempeltänzerinnen, oder auch der Freudenmädchen.

Eine kurze Anzeige dieser merkwürdigen Mädchen beider Klassen muß daher hier wohl vorangehen.

Deve=Daschis nach dem Samscrit aus dem Worte Deve, Gott und Daschi, Sklavin, zeigt sofort den Dienst dieser Mädchen an. Sie sind der Gottheit gewidmet, verrichten mehrere Dienste im Tempel und feiern durch Tanz und Gesang die Feste der verschiedenen Götter deren Pagoden sie angehören. Jährlich bringen sie auch dem Gott der Liebe Kamadeva und der Göttin Rambbé ein Opfer. Diese den Göttern geweiheten Mädchen stehen aber, so sehr man auch ihr Handwerk herabwürdigen mögte, dennoch in großem Ansehn, haben aber unter sich selbst mehrere Klassen, wovon freilich die untersten zu gemeinen Freudenmädchen herabgesunken sind. Hafner und Papi welche uns beide umständliche Nachrichten über die verschiedenen Abstufungen geliefert haben, kommen indeß nicht genau mit einander überein. So viel erhellet indeß aus beiden, daß die eigentlichen Tempelmädchen der beiden wichtigen Gottheiten des Vischnu und des Schiwa nicht mit den Natches oder, wie Papi sie nennt, Nartachis, Mädchen welche bei jeder Art von religiösen Festen tanzen und singen, zu verwechseln sind, da erstere eigentlich jenen beiden Gottheiten nur im Tempel selbst dienen und durch Tanz und Gesang feiern.

Theils die hohe Idee von den Braminen als Gottgeweiheten, oftmals auch Mangel an hin=

reichendem Unterhalt veranlaßt viele der Hindus, ihre Töchter in früher Jugend den Braminen zu Devedaschis darzubieten. Auch dünkt es ihnen nicht entehrend daß sie, indem sie innerhalb der Ringmauern der Tempel selbst wohnen, dann diesen Priestern zugleich als Beischläferinnen dienen, da, wie sich es nachmals zeigen wird, die Zeugung und Ehe als eines der wichtigsten Geschäfte der gesamten Natur angesehen wird.

Sie werden von den Braminen nicht nur im Schreiben und Lesen selbst der geringern heiligen Bücher unterrichtet, welches den übrigen Frauenzimmern untersagt ist, sondern zugleich in der Kunst ihre natürliche Reize durch Anstand, Tanz, Gesang und alle Mittel der höchsten, wollustathmenden Cokétterie zu erhöhen.

Daher macht dann auch ihr Anzug ein eigenes Studium.

Ueber die schöne schlanke Form der Hindus fließt nur ein kurzes, leichtes Gewand vom feinsten weissen Mousselin, und wird durch einen silbernen Gürtel festgehalten. Unter diesem Kleide bedecken jedoch knap anliegende an den Enkeln zugeschnürte, seidene gestreifte Beinkleider die Schenkel. Goldene Ketten und Guirlanden von Blumen hängen um den Hals zur Brust hinab, und ein seidener, farbiger, durchsichtiger Schleier verhüllt anfangs Kopf und Busen, fällt aber beim Tanze auf den Schultern festgeheftet bald bogenförmig über das Kleid hin. Den Oberleib umschließt genau eine sehr kurze, seidene Weste oder Leibchen deren Aermel nur bis auf den

halben nackten Vorderarm herabgehen. Um den Busen, auf dessen Schönheit und Festigkeit der Hindus vorzüglich achtet, in seinem vollen Reiz zu zeigen, werden die beiden Spitzen von jenem Leibchen gerade unterhalb des Busens zusammengeknöpft, so daß dieser dadurch sanft gehoben, ohne eingezwängt zu werden, jeden Athemzug deutlich fühlen läßt, nach andern Nachrichten wird jede Brust von einer eigenen sehr elastischen hölzernen Capsel umschlossen.

Der Theil von hier bis gegen den Unterleib bleibt völlig unbedeckt; so wie die Arme und auch der Fuß, doch sind beide mit goldenen Ringen geschmückt.

Das lange schwarze Haar, durch wohlriechende Oele noch dunkler und glänzender, hängt in einer einzigen starken Haarflechte bis zu den Hüften hinab. Absatzweise mit kleinen Goldplättchen durchflochten, endigt es in einem dicken, schwarzseidenen in Gold gefaßten Quast. Oberwärts dieser Flechte glänzt auf dem Hinterkopf eine handgroße goldne Scheibe Tschorenka genannt. Einfach und reizend liegt das gescheitelte Haar der Stirn zu beiden Seiten, und wird durch feine goldene längst den Schläfen hinlaufende goldene Ketten verschönert. Auf die Stirn selbst ist ein kleines Goldblättchen befestigt. Den Augen glauben sie einen höhern Reiz durch eine schwarze Einfassung (einer Linie mit Spiesglas gezogen) zu geben, und in den Ohren, ja selbst in der Nase tragen sie Ringe; letzteres dem

Europäer anfänglich widrig, scheint ihm bald selbst reizend.

Minder angenehm mag ihm ebenfalls das Gelbfärben der entblößten Theile des Körpers gefallen. Die Farbe wird Haafnern zufolge, von einer besondern Sorte der Kurkuma genommen, im Samscrit Gondha horiedra genannt, welche nicht nur schön goldgelb färbt, sondern dabei wohlriechend ist.

Der Anzug einer solchen vornehmen Tänzerin steigt oft bis auf 15 bis 20000 Rupien durch das viele Geschmeide.

Diese von Natur reizende Mädchen treten so geschmückt zum Tanz auf, begleitet von Musikern mit Cimbelen, Tambourins und Tamtams unter der Führung eines eigenen Direktors oder vielmehr Balletmeisters, Tschelinbikar genannt, da er durch das Schlagen der Becken den Takt angiebt, und zum Tanz ermuntert. Der Tanz beginnt nur erst auf das von den Balletmeister mit den Becken gegebene Zeichen. Sodann werfen die Mädchen ihre Schleier ab, bilden sich in Reihen, schlingen sich auf eine bewundernswürdige Weise schnell durch einander oder tanzen in Gruppen, oder in einzelnen Paaren, je nachdem der Balletmeister ihnen durch die Becken die Weisung giebt. Auch besteht oftmals das Ganze nur in Bewegung der Arme, Hände und Füße ohne lebhafte Sprünge. Sie besitzen große mimische Kunst, und stellen in ihren Tänzen besonders Liebesgeschichten vor. Ihr großes, belebtes oft schmachtendes, oft drohendes,

oft bittendes Auge, verbunden mit den mannigfaltigsten, gewandtesten Biegungen der schönen Glieder, beseelen dieses Schauspiel auf eine so reizende als bewundernswürdige Weise, daß mehreren Europäern unsere besten Tänzer dagegen nur unbehülflich schienen.

Auch zeigen sie selbst bei ihren lebhaftesten Bewegungen keine unzüchtige Stellungen, dergleichen man in den Tänzen der Austral-Inseln oder bei denen der Neger oder selbst bei einigen europäischen z. B. dem Fandango bemerkt.

Daher sind diese gefälligen Mädchen denn ebenfalls so höchst verführerisch; denn wenn gleich die den höchsten Gottheiten geweiheten Mädchen sich nur den Tempeln widmen, und bei großen Feierlichkeiten öffentlich tanzen, so sind dennoch die geringeren Klassen, welche unter den Namen der Datscheries, Vestiatris, und die noch geringern, die Cancenis oder Sutredaries bekannt sind, wozu sich die ältern vielleicht den Braminen nicht mehr anständigen Mädchen zum Theil gesellen, sehr häufig die Ursache von dem Verfall vieler Familien. Diese Schönen ziehen nämlich unter der Aufsicht, oder gar als Eigenthum einer Daja, einer zur Matrone gewordenen Tänzerin, in Hindostan in einzelnen Truppen umher. Sie werden zum Vergnügen bei allen Festen und Gastmählen, wie auch überhaupt zur Bewirthung vornehmer Gäste gemiethet, führen bei oder nach Tafel ihre Tänze und Schauspiele auf, und verweilen selbst die Nächte bei den Gästen. Sie werden denn entweder dafür nicht

nur

nur von dem Hausherren bezahlt, sondern der Gast welchem eine dieser Tänzerinnen besonders Gesellschaft leistet, macht ihr den folgenden Morgen ein ansehnliches Geschenk von einem Ringe oder einem Stück reichen Zeuge. Ist der Wirth reich und der Gast angesehen, so sendet der erste sogar dem letztern das dem Mädchen zu überreichende Geschenk; oftmals belaufen sich diese Kosten zusammen auf mehrere 1000 Rupien. Einige der Großen halten eigene Banden dieser Tänzerinnen.

Forster führt auf seiner Reise nach Caschemire, woselbst man die schönsten Tänzerinnen findet, Beispiele an, daß angesehene Familien durch diese feilen Mädchen an den Bettelstab geriethen, denn sie sind nicht minder habsüchtig als verschwenderisch. Dieß ist destoweniger zu verwundern, da dieses fröhliche Volk ebenfalls besondere Vorliebe für Musik zeigt.

Die übrigen Künste, Mahlerei, Bildhauer- und Baukunst sind zwar in unsern Zeiten nur dürftig; allein so war es durchaus nicht im höhern Alterthum. Die Originalwerke der Architektur und der Sculptur der Hindus zeigen sich uns jetzt nur noch in ihren Tempeln oder Pagoden und ähnlichen der Religion geweiheten Orten, dahin mag, um Wiederholungen zu vermeiden, die Beschreibung dieser bewundernswürdigen Werke verschoben bleiben; jedoch waren sie stets in ihrer Baukunst viel höher gestiegen als in den beiden übrigen Künsten.

Wir kommen nun zu den ernsthaften Kenntnissen dieser Nation.

Der Erfindung dreier Dinge, sagt der Araber Alsephadi, rühmen sich die Indier, der der Fabeln; der Rechenkunst und des Schachspiels. Dieß Zeugnis der ältern Araber, einer der ältesten, vorzüglichsten Nationen, in Rücksicht mehrerer Theile der Mathematik, ist, wie dieß Montucla genauer auseinander setzt, hinreichend die Hindus für die Erfinder nach Zehnen zu rechnen, oder der Decadik, anzunehmen. Von den Hindus ging sie nach deutlichen Zeugnissen zu den Arabern; von dort erhielten sie die Griechen und sonach die ganze westliche kultivirte Erde. Die heutigen Hindus sind noch jetzt sehr geübte Rechner. Die Banianen haben eine seltne Fertigkeit in Berechnung sowohl aller Münzen als Waarenzweige, und beenden selbst viele Rechnungen, und schon Pyrard macht auf die Kenntnisse der Banianen in dieser Rücksicht aufmerksam. Auch wird in allen Schulen der Hindus den Knaben sehr frühzeitig nebst dem Schreiben das Rechnen beigebracht. Diese Schulen sind übrigens sehr einfach. Sie werden bei dem dortigen milden Klima unter freiem Himmel gehalten. Die Schüler sitzen auf einer Thierhaut (Tiger oder Hirsch) mit verschränkten Beinen. In der einen Hand die Olles (Palmblätter) in der andern den Griffel, horchen sie im tiefsten Stillschweigen, denn dieß ist eine der durchaus nothwendigen Eigenschaften des Lehr-

lings, und schreiben was der Lehrer stehend ihnen dictirt *).

In unsern Tagen sind die Kenntnisse der Hindus in der Astronomie und darauf gegründeten Zeitrechnung ganz vorzüglich wieder in Anspruch genommen. Wenn man den Hindus Kenntniß des Sonnenjahrs, der Figur der Erde und ähnlicher Hauptwahrheiten der Erd- und Himmelskunde abspricht, so beruhet dieß auf Unkunde, oder wenigstens auf Verwechselung ihrer poetischen Astronomie mit der wahren, der mathematischen. Ein in Hindostan berühmter Pandit und gelehrter Astronome, mit Namen Romatschandra, erklärte sich hierüber gegen Sr. W. Jones in der Hauptsache auf folgende Weise.

„Die Pauranicas, d. ist, die poetischen Fabulisten, werden ihnen sagen, daß unsere Erde platt sey, auf 8 Bergen ruhe und von 7 Seen umgeben, welche Milch, Nectar und Honig enthalte; das Land welches wir bewohnen, eine der 7 Inseln sey, welcher 11 kleinere Inseln untergeordnet sind; daß eine jede Region von einem Gotte der auf einem ungeheuern Elephanten reitet, beschützt werde; daß ein glänzender Goldberg (Meru) sich in der Mitte erhebt."

*) Das Gehalt der Lehrer ist gering, von jedem Schüler monatlich 2 Fanons (12 Sous) oder auch nur etwas Reiß.

Dagegen glauben wir (die Dsjjatischicas, Jyatishicas, die mathematischen Astronomen) daß die Gestalt der Erde der Cadamba Frucht gleiche, also sphäroidisch sey, und nehmen nur 4 große Oceane mit Salzwasser an, worin mehrere große Halbinseln mit unzähligen Eilanden sind. Jene (die Pauranicas) werden ihnen sagen, daß ein großer Drachenkopf den Mond verschlucke, und dann eine Mondfinsterniß entstehe: wir aber wissen, daß der erdichtete Kopf und Schweif des Drachen nur die Knoten und Puncte andeutet, welche durch die Einschnitte der Ekliptik und der Bahn des Mondes gebildet werden. Mit einem Worte, ihr erdichtetes System ist bloß Phantasie; wir aber lassen nichts gelten was nicht durch unwidersprechliche Beweise erhärtet werden kann."

In eben der Abhandlung worin Jones diesen wichtigen Beweis für die richtigen astronomischen Kenntnisse der Hindus beibringt, zeigt er zugleich umständlich, daß die Theilung des Thierkreises und seiner Sternbilder, nicht von den Griechen, wie Montucla behauptet hatte, sondern von den ältesten Hindus oder von einer noch ältern Nation herrühre, von welcher letzteren die Hindus diese Eintheilung erhalten hätten.

Noch bedeutender aber für die astronomischen Kenntnisse der alten Hindus, sind besonders die Mittheilungen des französischen Astronomen le Gentil, welcher im Jahre 1769 in Pondichery sich mit einigen gelehrten Braminen über den

Grad ihrer Kenntnisse in dieser Wissenschaft zu belehren suchte.

Zwar fand er unendliche Schwierigkeiten, indem bei den Hindus nicht nur alles in Mythen und in Poesie verhüllet ist, sondern weil die wenigen Pandits oder gelehrten Braminen, sehr ungern Fremden, die sie verachten, sich mittheilen. Indeß bewunderte er dennoch ihre seltne Fertigkeit und Genauigkeit im Berechnen der Finsternisse. Sie machen alle diese Rechnungen mit einer ausserordentlichen Geschwindigkeit und Leichtigkeit, ohne Feder und Bleifeder, denn diese ersetzen sie durch die Cauris (Muscheln) welche sie auf einem Tische oder oftmals auf dem Boden selbst hinordnen; (avec une vitesse et une facilité singulieres sans plume et sans crayon.)

Le Gentil macht indeß darüber die richtige Bemerkung, daß obgleich diese Methode viel schneller sey als die unsrige, so habe sie stets das unbequeme, daß man den Calcul nicht wieder nachsehen, und daher die etwanigen Fehler nicht verbessern könne; indeß sey es merkwürdig, daß nur höchst selten Rechnungsfehler vorkämen, da diese Braminen mit einem uns unbegreiflichen Pflegma und Ruhe rechnen. Die Rechnungsmethode oder die Formeln selbst, sind aber in räthselhaften Versen enthalten, welche die Braminen auswendig wissen, wovon sie aber nicht die Erfinder sind, und einen gewissen Salivagena, von welchem sich eine Epoque anhebt, für den Verbesserer derselben angeben.

Ihre Sonnen und Mondstafeln sind auf Palm-Blätter (Olles) geschrieben; diese nehmen sie bei der Berechnung einer Finsterniß zu Hülfe.

Mit Recht bemerkt hiebei dieser Astronom, daß die heutigen Hindus, selbst wenn ihre Astronomie auch mit der unsrigen verglichen unvollkommen sey, dennoch weit über die der Chinesen hinausrage, denn bekanntlich war ja diese sich so hoch glaubende Nation nicht einmal im Stande ohne unsere Missionare richtige Rechnung der Finsternisse, und einen richtigen Kalender zu verfertigen.

Indeß reichen, oder reichten wenigstens vormals, die astronomischen Kenntnisse der Hindus viel weiter. Hievon erlaubt der Raum hier nur anzuführen, daß sowohl le Gentil als Jones darthun, daß die Braminen nicht ganz unrichtige Kenntniß von dem Vorrücken der Nachtgleichen hatten und noch jetzt haben. Sie setzten diese auf 54 Secunden jährlich; hieraus bildeten sie dann das große Jahr, oder die ganze Revolution der Fixsterne, von 24000 Jahren.

Allein Paterson zeigt, nach Sr. Will. Jones Abhandlung über die Chronologie der Hindus, daß sie diese große Revolution der Fixsterne um die Pole der Ecliptik, nicht auf 24000 sondern auf 25920 Jahre gesetzt haben. Nun geben ja selbst unsere heutigen Astronomen hierüber noch nicht entschieden einerlei Zahl an, indem sie von einigen (zu 50½ Sec. jährl.) auf 25700, von La Landen hingegen auf 25972 Jahre gehalten wird, welches von jener Angabe der Hindus nach

Paterson wenig abweicht. So fehlerhaft also auch die Angabe der Hindus zu seyn scheint, so bleibt es dennoch stets merkwürdig, daß diese alten Astronomen einen so schwierigen Punct nicht ganz verfehlt haben, der jedoch auf die feinsten und anhaltenden Beobachtungen gegründet ist.

Nach dieser Auseinandersetzung kann man mit Recht schon vermuthen, daß die alten Hindus in der Theilung des Jahrs weiter gekommen waren, als wohl jede andere Nation zu der Zeit. Le Gentil thut umständlich dar, daß wenn man alles gehörig bestimmt, die Pandits das tropische Jahr zu 365 Tagen 5 St. 50′ 54″ angeben, so daß da unsere Astronomen dafür 365 T. 5 St. 48′ 45½″ setzen, die Differenz nur wenig über 2 Minuten zu groß ist, er bemerkt daher mit Recht zur Ehre der Hindus: Par conséquent les anciens Brames connoissoient la longueur de l'année solaire, beaucoup mieux que ne l'ont connue Hipparque et Ptolémée.

Sie theilen dieß Jahr dann in 12 Monate auf eine solche Art, daß der Monat der bei ihnen unserm April entspricht, bei ihnen der erste Monat des Jahrs ist. Diese Monate sind nicht von gleicher Länge; der Junius ist der längste, der December der kürzeste; sie haben ihre Namen hauptsächlich nach darin blühenden Gewächsen. Die Woche ist, wie bei uns, in sieben Tage getheilt.

Und für alle diese Kenntnisse, welche sich doch offenbar auf genaue Beobachtungen gründen mußten, welcher Instrumente bedienten sich hiezu

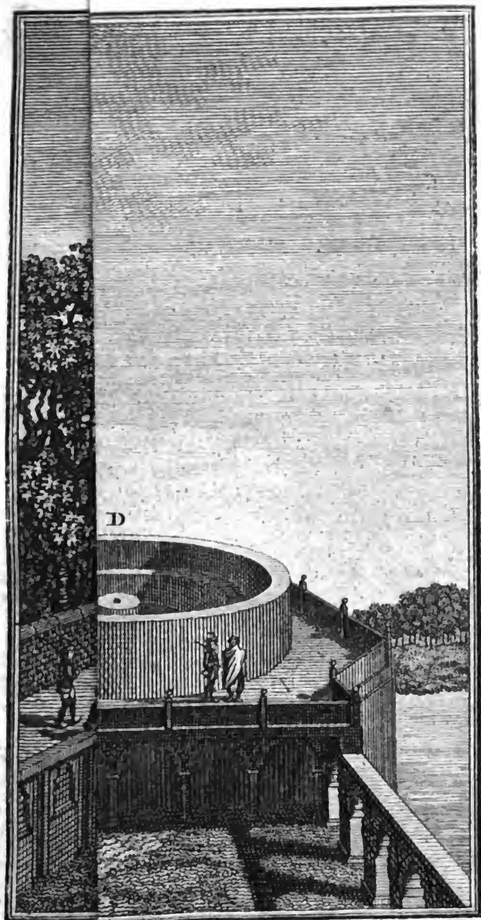
die Hindus? Diese Frage wird desto bedeutender, da wir bis jetzt keine Instrumente bei ihnen entdeckt haben, deren Genauigkeit sich mit der der unsrigen messen dürfte.

Wenn man weiß, daß die einfachste Methode die verschiedene Höhe und auch die Bewegung der Sonne damals zü beobachten durch den Gnomon, das heißt durch den Schatten eines perpendiculär gerichteten Stifts oder Kegels in Ausübung gesetzt wird, und daß dieß bei allen uns bekannten ältesten Völkern wirklich geschah, so darf man eine ähnliche Methode ebenfalls bei den alten Hindus vermuthen. Und diese Vermuthung nähert sich dadurch der Gewißheit, daß wir jetzt die Instrumente einigermaaßen kennen, welche, wie man behauptet, von dem treflichen Kaiser Acbar in Benares sollen errichtet seyn.

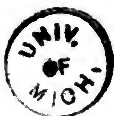
Die Werkzeuge bestanden hauptsächlich in Gnomons und Halb- oder Viertelcirkeln (Quadranten) auf welchen die erstern ihren Schatten warfen. Was ihnen an Feinheit der Theilung abging, suchten sie, soweit es möglich war, durch die Größe der Werkzeuge selbst, zu ersetzen.

So fand es wenigstens noch 1772 der Engländer Rob. Barker. Als er die seit Jahrtausenden wegen ihrer Lehranstalten heilig gehaltene Stadt Benares besuchte, fand er das sogenannte Observatorium wie es hier nach ihm abgebildet erscheint.

Auf einer hohen Terrasse stand eine Anzahl noch bis jetzt gut erhaltener Werkzeuge, vor 200 Jahren errichtet, von erstaunlicher Größe. Sie



Benares.


UNIV.
OF
MICH.

sind von Stein erbauet, mithin unbeweglich, zeigen aber eine seltne mathematische Genauigkeit in ihrer Ausführung. Einige haben 20 Fuß Höhe, und die Stufen und Abtheilungen sind, oder waren wenigstens damals noch so genau abgeschnitten oder getheilt, als hätte sie ein geschickter Künstler anjezt gemacht. Sie bestehen dann, wie man sieht *) hauptsächlich in sehr großen Sonnenweisern, Cirkelsegmenten welche mit ihrer Einfassung zusammengenommen über 37 Fuß (engl.) betragen, der Radius aber 9 Fuß. 2 Zoll, und daher der ganze Durchmesser 18 Fuß 4 Zoll. Die Höhe des Gnomons, zu dem man hier auf Stufen hinaufsteigt, ist 22 Fuß 3 Zoll; der Winkel aber, den er mit der Basis macht, 25 Grad. Die Breite des Standorts fand man 25° 10′.

Es ist sehr merkwürdig, wie man nicht nur solche Massen hat so gut und genau erbauen können, daß wenn man selbst noch damals (1772) das Auge an einen kleinen eisernen Ring von einem Zoll im Durchmesser des einen Ende des Gnomons anlegt, man genau durch drei andere von eben dieser Größe bis zu dem Ende desselben hindurch sieht, obwohl es eine Distanz von 38 Fuß beträgt!

Dieß fällt nun aber desto mehr auf, je weniger die heutigen Künstler unter den Hindus sich im

---

*) M. s. das Kupfer.

Stande finden etwas nur einigermaaßen ähnliches an Genauigkeit hervorzubringen.

Dem Bericht des Engländers zufolge so befand sich hierunter ein Quadrant dessen Halbmesser gegen 20 Fuß beträgt, wovon er glaubte er läge genau im Meridian. Im Mittelpunct war ein messingener Stift, und der ihn begleitende Bramin behauptete, man habe hievon einen Drath zu dem Umkreis gezogen, wahrscheinlich um genauer dadurch die Theilungen oder Grade für genommene Höhen zu bestimmen. Wenn nun aber der Beobachter sein Auge hiebei auf und herunter bewegen mußte, so konnte dieß, wie Barker bemerkt, bei der außerordentlichen Größe des Instruments nicht anders als vermittelst einer Leiter oder ähnlicher Vorrichtung geschehen.

Indeß fanden sich doch ebenfalls metallene Instrumente darunter. So zeigt die Figur *c* einen Kreis von Messing, zwei Fuß im Durchmesser vertikal zwischen zwei Steinen bewegbar, und in 360 Grade getheilt, der Engländer glaubt er habe als Azimuthalkreis gedient. Von einigen dieser Werkzeuge sah er indeß den Gebrauch nicht ein, besonders von den beiden großen gemauerten Kreisen wovon der äußere 40 Fuß im Durchmesser bei etwa halb so viel Höhe hielt; dennoch waren beide Kreise in 360 Grade getheilt. Für eine allgemeine Ansicht dieser colossalischen Observationsinstrumente reicht dieß hin, vielleicht ist anjetzt vieles davon noch mehr verfallen; denn wahrscheinlich hat sich in der Zwischenzeit daß

le Gout de Flaix diese Monumente der Astronomie der Hindus in Benares sah, manches davon geändert. Er giebt von dieser Sternwarte eine ziemlich verschiedene Nachricht. Das Gebäude, von sphärischer Form, stellt, sagt er, das Weltgebäude vor. Im Innern hat man den Zodiak und die verschiedenen Cirkel unserer Armillarsphäre gezogen. Die Anordnung der Theile ist nach dem Copernicanischen System, welches mehrere Jahrhunderte vor diesem berühmten Astronomen in Hindostan bekannt war. Der Zodiak ist indes von dem unsrigen dadurch verschieden, daß er 18 Sternbilder hat.

Das zu den Beobachtungen selbst eingerichtete Gebäude hat eine bewegliche sich von Osten drehende Kuppel.

So sehr diese Beschreibung nun auch von der des Engländer Barkers abweicht, so bestätigt es dennoch die astronomischen Kenntnisse der Hindus, obgleich ich die des Engländers deßwegen habe vorziehen müssen, weil dieser nicht nur später diese Sternwarte besuchte, (denn le Gout verließ bereits 1772 Ostindien) sondern uns so vollständige genaue Zeichnungen gab, daß man gar nicht an seinem Berichte zu zweifeln Ursache hat.

Daß aber die Braminen ihren Observatorien und selbst andern ihnen wichtigen Gebäuden, den Zodiak, jedoch mit 12 Zeichen, einverleibt haben, ergiebt sich aus den Berichten dort reisender Engländer. So fand ja J. Call unsern Thierkreis in den Kuppeln einiger der Tschultrys (Herbergen) auf Coromandel z. B. zu Verda-

petah im Madurischen, und einen eben so vollständigen in einem Tempel mitten in einem Tank (Wasserbehälter) vor der Pagode von Teppecolum unweit Madurah. Bruchstücke des Zodiaks fand er aber in mehreren öffentlichen Gebäuden. Dabey ist es zu bemerken, daß diese Gebäude genau nach der Mittagslinie gerichtet waren. Dieß haben übrigens diese Gebäude mit den Pyramiden Egyptens gemein, welche bereits de Chazelles fast genau in der Mittagslinie gestellt fand, ja was noch bewundernswürdiger scheint, so war dieß selbst der Fall mit der Pyramide von Cholula in Mexico nach dem Zeugniß unsers Humbolds so weit er im Stande war es einigermaaßen bei dem Verfall dieses Monuments zu bestimmen.

Hinreichend ergiebt sich nun aus dem was über die Astronomie der Indier hier angezeigt ist, daß nicht nur die alten Hindus ganz vorzügliche Kenntnisse darinn besaßen, sondern daß noch selbst die heutigen Pandits richtige Begriffe der Grundlehren der Astronomie besitzen, wie dieß bei keiner andern Nation Asiens der Fall ist.

Wenn selbst unser anjetzt so hoch ausgebildete Europäer noch an Nativitätstellen, Zeichendeuterei und ähnliche Auswüchse der Astronomie, die der Name der Astrologie umfaßt, haftet, so darf man dergleichen, dem durch seine Religion selbst weit gespanteren Hindus viel leichter verzeihen. Die Braminen sagen durch die Gestirne, wie unsere Astrologen, die glücklichen und unglücklichen Tage an; sie werden bei der Geburt eines Kindes

bezahlt ihm die Nativität zu stellen, und ein Hindu unternimmt selten eine Reise oder ein anderes Geschäft von irgend einer Bedeutung, ohne wegen des glücklichen oder unglücklichen Ausgangs zuvor bei seinen Braminen deßhalb anzufragen. Diese Thorheiten so wie die Zauberei herrschen hier wie in Persien und im ganzen Orient, ja zum Theil noch in Europa.

Eine, dem menschlichen Wohl noch näher liegende Wissenschaft, die Arzneikunde, wird ebenfalls seit Jahrtausenden dort studiert. Aber in einem Lande woselbst die Natur eine kaum zu zählende Anzahl der wirksamsten Pflanzen hervorbrachte, so daß selbst unsere Arzneikunde, dem Linne zufolge, auf 70 Hülfsmittel dorther entlehnte, mußte begreiflich das Studium der Heilkunde vorzüglich auf die Vegetabilien gerichtet seyn. Auch hatten bereits die ältesten Hindus, wie dieß der berühmte Jones bezeuget, mehrere botanische Werke von Bedeutung. So enthielt der Amarcosh, ein Werk im Samscrit geschrieben, ein eigenes Capitel über 300 Medicinal Pflanzen; der Medini, ebenfalls in dieser Sprache, enthält deren noch mehr, und ein Wörterbuch der natürlichen Erzeugnisse gleichfalls im Samscrit, soll noch reicher daran seyn. Die Medicinalkräfte jeder einzelnen Pflanze finden sich aber in besondern Traktaten beschrieben. Wir aber haben durch Paullinus ein Ver-

zeichniß mehrere der dortigen Medicinal-Pflanzen erhalten.

Aus Vegetabilien besteht daher hauptsächlich die dortige Materia medica, und ihre Recepte sind unstreitig sehr hohen Alters. Indeß bedienen sich dennoch die dortigen Aerzte selbst der Mineralien. So gebrauchen sie den Arsenik nicht nur gegen die Elephantiasis, sondern ebenfalls gegen Rheumatismen, Lähmungen und Nervenkrankheiten. Das Recept welches uns Athar Alikhan als ein altes bewährtes Mittel anzeigt, besteht aus einem Gemisch von weißem Arsenik und gestoßenem Pfeffer, welches in dem Verhältniß von 1 Theil Ars. zu 6 Th. Pfeffer als Pillen genommen wird, und von der entschiedensten Wirkung seyn soll; den heutigen Vertheidigern des Gebrauchs des Arseniks vielleicht keine unangenehme Nachricht. Bei ärztlichem Gebrauch haben sie denn ein eigenes sehr kleines Apotheker-Gewicht, (Reti) das nach dem Saamen der Pflanze Sondja bestimmt wird *). Obiges Recept soll aber ebenfalls sehr wirksam gegen das dort sogenannte Persische Feuer, so heißt das venerische Uebel, gewesen seyn, und diese dort alte und gewöhnliche Krankheit selbst dann gehoben haben, wenn das Quecksilber, (freilich nur in der Gestalt von Zinober) nicht anschlagen wollte. Gewöhnlich geben sie gegen diese dort sehr häufige

*) Kleuker fand ein solches Korn $1\frac{5}{12}$ Gr. Apoth. Gewicht.

Krankheit, Ptisanen von einem Euphorbium Curaneli genannt, und Abführungen durch eine indische Wolfsmilch. (Tithymalus).

Da übrigens das erste Buch der Upavedas bereits die Arzneikunst lehrt, so begreift man wie in den alten Werken der Hindus mehrere vorzüglich wirksame Recepte und Vorschriften mögen enthalten seyn, wären sie auch nur allein durch vieljährige Erfahrungen und Versuche, also gänzlich empirisch entstanden. Denn schwerlich ist bei den Hindus etwas anders zu erwarten, da einem Volke die Kenntniß des innern Baues des Körpers, also die Anatomie und ihr Resultat die Physiologie, gänzlich fremd bleiben mußte, das da Leichenerösnung selbst bei Thieren so wie überhaupt das Blutvergießen verabscheut.

Daher sind die dortigen Aerzte ebenfalls sehr gegen das Aderlassen. Sie fühlen indeß den Puls nach Art der Chinesen.

Canthariden sind ebenfalls in Gebrauch, jedoch oftmals nur als Aphrodisiaca. In galligten Krankheiten geben sie starke Abführungsmittel, verabscheuen aber das Brechen. Bei Fiebern empfehlen sie vorzüglich strenge Diät und suchen die Krankheit größtentheils durch dünnes Reißwasser zu kuriren (Pennant). Letzteres gebrauchen sie ebenfalls in den Kinderblattern, jedoch bedienen sie sich, so wie auch bei den dortigen Fiebern, zugleich einer Ptisane vom Azedarac (Melia Azedarac Linn.)

Da hier häufig Schlangenbisse vorkommen, so giebt es hiezu eigene Aerzte, eigentlich Schlan-

genbeschwörer, indeß geben sie dem Kranken, neben den Beschwörungen, dennoch nicht nur innerliche Medikamente, sondern gebrauchen ebenfalls, wie Hafner an sich selbst erfuhr, äußerlich Salben und Oele. Jetzt scheint übrigens die Furcht vor diesen sonst tödtlichen Thieren durch schnellen Gebrauch des flüchtigen Alkalis, den Erfahrungen des Engländers Wilkins zufolge, ziemlich gehoben zu seyn.

Einige der dortigen Fieber sind höchst gefährlich. So beschreibt Sonnerat eine Art derselben, welchen vorzüglich die unglücklichen Parias unterworfen sind, weil sie zum Theil von verfaultem Fleische leben; dieß Fieber tödtet oft schon am 5ten Tage. Auch herrschen bösartige Ruhren, wogegen sich der Theriak vorzüglich wirksam bewies. Gegen das Podagra geben sie ein Pulver, wovon die Hauptsubstanz in Schwefel besteht.

Sonnerat, welcher noch verschiedene Kurarten der Hindus anzeigt, setzt indeß hinzu, sie besäßen dagegen ein viel wirksameres Mittel, welches unter dem Namen des bittern Mittel bekannt ward, es besteht aus Guajac, Aloe und Myrrhen.

Schon einige der angeführten Recepte sind Zeugnisse daß die Chemie dort nicht ganz fremd ist. Und besonders ergab sich dieß bereits aus den Zubereitungen der herrlichen Farben für die dortigen Mussellin oder Zitze, und aus der Art sie so dauerhaft zu machen. Archibald Keir hat uns ihren Apparat zum Destilliren, so wie ihre Methode selbst gelehrt, woraus es sich ergiebt,

daß

daß, obgleich alles sehr einfach ist, indem sie sich nur statt der Destillirblase eines irdenen unglasirten Gefäßes bedienen, dennoch der Zweck völlig erreicht wird.

Dagegen mögen ihre Kenntnisse in einem höchst wichtigen Theil ärztlicher Wissenschaft, nämlich in der Wundarznei sehr geringe seyn, da ihnen die Anatomie fehlt. Die meisten chirurgischen Fälle werden mit Pflastern und Salben behandelt, indeß bezeugt doch Hafner, daß sie die Lancette zu gebrauchen verstehen um nöthigen Falls damit Einschnitte zu machen.

Von den übrigen Wissenschaften der Hindus kämen hier noch vorzüglich in Betracht die Geschichte und die eigentliche Philosophie; beide führen uns dann schicklich zu der Religion dieses alten Volks hinüber.

Wahrscheinlich blieb uns hauptsächlich nur deßhalb die älteste Geschichte Hindostans unbekannt, weil einmal alles dahingehörige in der Sanscrit Sprache geschrieben ist, wovon wir bis jetzt nur wenige Bücher hinreichend kennen, und zweitens weil fast alles in jenen ältesten Zeiten in Mythen gehüllt und, wie selbst ihre Gesetze, in Gedichten vorgetragen wird.

Daß die Geschichte dieses Volks sehr hoch, ja vielleicht viel höher als die irgend eines der übrigen Völker unserer Erde hinaufsteigt, dagegen scheint anjetzt wohl kein erheblicher Zweifel übrig zu seyn.

Ohne hier mit der Eintheilung der vier Weltalter, Yugs genannt, wovon jede mehrere hunderttausende ja Millionen Jahre umfaßt, beschwerlich seyn zu wollen, merken wir nur davon an, daß sie viel ähnliches mit den vier Abtheilungen der Griechen und Römer (das goldne, silberne, kupferne oder irdene, und eiserne) haben. Wir leben jetzt, sagen sie, in dem eisernen (eigentlich jetzt wo der Stahl auffallend alles entscheidet und beweisset, in dem stählernen oder bleiernen) und man will berechnet haben, daß unser 1782ste Jahr mit dem 1883sten dieses letzten Zeitalters zutreffe; eine Rechnung welche seit der Schöpfung der Welt nicht weniger als 3,892883 Jahre annimmt.

Was uns aber hievon näher angeht, besteht darin, daß die Hindus in diesem letzten Weltalter eine merkwürdige Epoque angeben, und nach ihr rechnen, nämlich die des Todes des Königs von Visapour, Namens Salivagana oder Salibanam welcher 78 Jahre nach Christi Geburt soll gestorben seyn. Dessen Vater war, nach einigen der König Vikramaditta; allein Wilford nimmt (in seinen Bemerkungen über die Stadt Tagara) den Salibanam für einen Empörer gegen Vikramaditta an, bei welcher Empörung der Vikramaditta umgekommen seyn soll.

Von diesem Könige an rechnet Jones nur noch zwei Könige der Hindus bis zum Walid dem ersten mahomedanischen Eroberer, der im Jahre 705 die Provinz Multan und andere Theile von

Hindostan eroberte. Ihm folgte sodann Mahmud und die übrigen Ungeheuer, Zertrümmerer der unschuldigen Hindus, wovon nachmals die Rede seyn wird. Das erste Zeitalter rechnen die Hindus denn von dem großen Gesetzgeber Menu oder Monu an, allein es giebt offenbar mehr als einen Monu. Der bei dieser chronologischen Tafel als der erste Menu, wird hier für den ersten Menschen, also unsern Adam gerechnet, ein zweiter aber für den Noah. Dieser erste Menu soll aber ein Sohn des Brahma selbst gewesen seyn; er müßte aber sehr lange gelebt haben um es nothwendig halten zu können, ein Gesetzbuch zu schreiben, welches offenbar eine bedeutende Menschenzahl voraus setzt, im Fall er nicht seine Gesetze für die künftigen Generationen hätte zurücklassen wollen. Dergleichen wissen wir von Adam freilich nicht, und man sieht daß ebenfalls hier, wie überhaupt in der ältesten Völkergeschichte, alles dunkel und verworren ist. Schon oben ist bemerkt, daß die Hindus diesen ersten Menu, der auch bald wieder bei der Religion vorkommt, auf Millionen Jahre hinauf setzen, unsere Chronologie begnügt sich mit weniger als 6000 Jahr. Wenn aber die Hindus noch weit mehr als andere Völker Asiens, ja selbst als die Chinesen, der Welt ein unermeßliches Alter zuschreiben, und hierauf denn ebenfalls ihre eigene Nation bis zu einer uns kaum denkbaren Periode zurückführen, so muß man doch dabei gestehen, daß sie dieß durch eine erhabene Diction ausdrücken. In der Vorrede zu einem indischen

Almanach fand Jones folgende ausschweifende Stanze.

„Tausend große Zeitalter sind ein Tag des Brama; tausend solcher Tage sind eine indische Stunde des Vistnu *), 600000 solcher Stunden machen eine Periode des Rudra, und eine Million dergleichen Stunden des Rudra (2 Quadrillionen 592000 Trillionen Mondenjahre) sind nur eine Secunde für das höchste Wesen". So erhaben nun auch diese Stanze klingt, so muß man dennoch sicher die Bemerkung der Braminen, der eigentlichen indischen Theologen dagegen bewundern; Zeit, sagten sie, finde durchaus bei Gott nicht statt, und die Astronomen hätten nur allein für ihre eigene Wissenschaft zu sorgen.

Um wieder auf die ältere Geschichte der Hindus zurückzukehren, so ist es um desto mehr zu bedauren, daß uns so wenig gewisses davon übrig blieb, weil man nur nach ihr die wahre Staatsverfassung dieses hochalten weisen Volks richtig würde beurtheilen können.

Von dem was uns ihre heiligen Bücher von ihren Gesetzen lehren, verglichen nicht nur mit dem was uns die Schriften der Griechen davon mitgetheilt haben, sondern mit dem was sich noch jetzt bei ihnen hievon, mitten unter der Verheerung durch die Mongolen, davon erhalten hat, zeigt sich etwa folgendes.

---

*) Wir werden diese Gottheiten sogleich näher kennen lernen.

So wie die meisten Völker traten auch die Hindus anfangs in eine Menge kleinerer Staaten zusammen, indeß sollen dennoch, wie Forster indischen Werken zufolge sagt, die auf die Weise gebildeten 56 Fürstenthümer, sich vereinigt haben, woraus bald ein grösseres, ein sogenantes Königreich entstand, das von Assam aus über die ganze Halbinsel und von Norden nach Süden, von dem tartarischen Gebirge bis zum Cap Comorin reichte. Dieß große Land war stark bevölkert; das Volk selbst war schon in vier Hauptcasten getheilt.

Hindostan hatte damals viele und reiche Städte, Pagoden und öffentliche Bäder und Gärten. Alle Arten von Künstlern und Arbeitern in Gold Silber und Mousselin fanden hier Aufmunterung. Heilsame Gesetze sicherten das Eigenthum, und mit Ausnahme der zu großen Vorrechte der Priester oder Braminencaste, war hier Weisheit, Gerechtigkeit und Bequemlichkeit einheimisch. Die Heerstraßen wurden von Bäumen beschattet, und zur Aufnahme der Reisenden fand man überall öffentliche Gebäude, die fast jedesmal einen Teich (Tang) neben sich hatten. Ward jemand beraubt, so mußte der Distrikt in welchem der Raub geschehen war, den Schaden ersetzen.

Daß diese Einrichtungen, wie Einige annehmen, von einem ersten Weisen der 1400 Jahr vor Christi Geburt der Minister des Krischnu war, eingeführt sind, scheint deßhalb nicht glaublich, weil genauere Untersuchungen Brama nur für

ein mythisches Wesen ansehen, auch selbst diese Zeit, den alten Büchern gemäß zu neu scheint. Genug Hindostan war seit Jahrtausenden ein mit Vernunft gebildetes Reich, dessen damalige Einrichtungen mit denen der heutigen Hindus in den meisten Stücken zutreffen.

Die Könige, Radschas (Rajas), wenn gleich wirkliche Regenten, standen, da sie, wie zuvor angezeigt ist, nur zu der zweiten Volksklasse, zu der Caste der Krieger gehörten, dennoch stets in einer Art von Oberaufsicht unter der ersten, unter der heiligen Caste der Braminen.

Und da, bei der weiten Ausdehnung der Provinzen, mehrere derselben von den Rajas den angesehensten Männern anvertrauet waren die sie als Vicekönige regierten, so ward auch hiedurch der Regent selbst noch abhängiger von dem Gesetz; es entstand auf gewisse Weise hiedurch Vorsorge für die Rechte des Volks bei dem Monarchen.

Es war indeß merkwürdig, daß bereits in diesen ältesten Zeiten das Land selbst als Eigenthum der Könige angesehen ward, von welchen dann die Landbauer die Aecker pachteten, so daß sie ihm dafür ein Viertel des Ertrags entrichten mußten. Diese Abgabe schien in sofern nicht übertrieben, weil die Caste der Landbauer durchaus nicht nur von allen Kriegsdiensten, sondern, wie auch schon Strabo bemerkt *), von jedem

*) XV. Buch. § 41. Edit. Tschuck.

andern Amte, und andern Staatsbürden befreiet, selbst mitten im Kriege ruhig das Land zu bauen fortfahren konnte.

Auch scheint diese Abgabe, wenn gleich für uns sehr beträchtlich, dennoch bei einem so mäßigen Volke der warmen Zone nicht zu hoch zu seyn, da zugleich der Boden so leicht ergiebig und das Arbeitslohn so gering ist.

Um dieses widernatürliche Anmaaßen der Herrschaft über den ganzen Boden des Landes einigermaaßen entschuldigen zu können, muß man bedenken, daß die Hindus nur Früchte und kein Fleisch genießen durften. Der Boden war mithin die einzige Nahrungsquelle der ganzen Nation, er war das heiligste Nationalgut, und es mußte daher genaue Sicherheit gestellt werden, dieses fortdaurend so hoch als möglich zu benutzen, damit nicht die gesamte Nation Hunger leide, ein Fall der in einem Lande, wo das Ausbleiben des Regens ohnehin zuweilen eintritt, statt finden konnte. Ward daher dem Könige als Repräsentanten und Vater des Volks dieser Boden völlig so anvertrauet, daß er ihn wiederum zerstückelt den Landleuten auf die Bedingung übergeben sollte, jeder müsse gegen die Abgabe des Viertels von dem Ertrage nothwendig stets das Land gehörig anbauen, wenn anders es ihm nicht genommen werden sollte, so war man gewiß daß kein Theil von dem vertheilten Lande, wodurch nur allein die gesamte Nation erhalten werden konnte, unbenutzt liegen bleibe. Diese Ansicht scheint sich auch, wie wir sehen, nach

China verpflanzt, selbst mit der Idee einer sogenannten patriarchalischen Regierung vereiniget zu haben. Auf die Weise gehörte der Boden dem Fürsten nur als dem allgemeinen Versorger der ganzen Nation; auf die übrigen Arten der Proprietäten, Erwerb, Geld, Hausrath ꝛc. hätte er keinen Anspruch zu machen.

Dennoch entsprang begreiflich aus dieser Einrichtung eine andere, welche in der Folge oftmals höchst drückend ward. Da nämlich, wie gesagt, der Raja oder König die weiter entlegenen Provinzen Statthaltern, Vicekönigen untergeben mußte, die ihm sodann den Landesabtrag machten, die diese wiederum von den kleineren Landbebauern erhuben, so entstand hiedurch eine Art von Feudalsystem, von Lehn und Afterlehnen. Indeß behielt doch hiebei jeder Landmann seinen Acker, und dieser ging gleichfalls auf den Sohn fort so lange nur das Land gehörig angebauet, und der Pachtzins ordentlich abgetragen ward. Ein solcher Landpächter heißt jetzt ein Ryol, dahingegen ein großer Landbesitzer, der zugleich ein Aufseher über die kleineren Pächter, ein Zemindar genannt ward.

Auf die Weise findet sich hier noch jetzt, wie vor der ältesten Vorzeit, ein auf festen, das Erhalten der ganzen Volksmasse sichernden Gründen errichtetes Gebäude, wovon selbst die Europäer die Billigkeit anerkennen. Denn es wäre höchst ungerecht nach Mißbräuchen, Bedrückungen der untern Klassen durch die Obern, durch

die Großen der Rajas, das System beurtheilen und in sofern tadeln zu wollen.

Auch die Gesetze der alten Hindus, ebenfalls noch jetzt größtentheils dieselben, sind ruhig überdacht und zielen auf Weisheit und auf das Wohl des Ganzen.

Schon zuvor ist bemerkt worden, von wie hohem Alter das Gesetzbuch des Menu oder Monu sich herschreibt und diese Gesetze sind ihnen noch jetzt heilig. Die Verordnungen der Hindus finden sich fast alle in dem Sastra oder Schastra, den Gesetzbüchern der alten Hindus die zu dem Vedam gehören. Die große Sastra das heißt die große Verordnung, begreift nämlich, die Veda, die Upaveda, Verdanga, Purana Dherma und Dersana. Sie verlangen von dem Regenten einen edlen, festen, hochachtungswerthen Charakter; sie fordern ferner, daß er die Unterthanen wie eine ihm angehörige Familie behandle; Tugend belohne; sich des Weins enthalte, und stets Herr über seine Leidenschaften bleibe; seine Zeit nicht mit unnützen Spielen und Jagen hinbringe; den Ackerbau befördere; die Geistlichkeit (Braminen) ehre und auf sie höre: ihnen nach einem Siege, wofür er der Gottheit danken soll, einen Theil der Beute überlasse, auch soll er kein fremdes Eigenthum an sich reißen.

Die Gesetze für das Volk selbst, können nach dem P. Paullinus auf folgende beschränkt werden. Verboten sind: Todtschlag, Raub, Dieb-

stahl und Lügen, so wie Gemeinschaft mit der Ehefrau eines Andern; ferner alle berauschende Getränke; das Verlassen der Caste. Oeffentliche Gebäude oder Anlagen dürfen nicht beschädigt werden. Man soll keine Münzen oder auch Gold und Silber verfälschen; gegen niemand grausam oder unbarmherzig seyn; keine Priester, Philosophen, Büßende, Ackerleute und Frauenspersonen dürfen beleidigt werden. Dem Arbeiter irgend einer Art soll der Lohn nicht vorenthalten werden; ohne sich zuvor durchs Bad zu reinigen ist es verboten einen Tempel oder andern heiligen Ort zu betreten.

Indeß sind fast jeder Caste noch besondere Gesetze auferlegt, wovon wir bereits einige zuvor angeführt haben.

Bei ihren Anklagen und Gerichten finden Eide statt. Sie schwören bei dem großen Gott dem Mahaweda, als Rächer der Unwahrheit, und legen dabei beide Hände auf den Kopf.

Der Aberglaube hat übrigens auch hier die Ordalien oder Gottesgerichte, bei den Hindus Purrikeh genannt, eingeführt, wozu hauptsächlich die beiden Elemente Feuer und Wasser benutzt werden.

Hiezu werden dann große Vorbereitungen gemacht. Durch Warren Hastings haben wir eine von der Obermagistrats Person zu Benares beglaubigte Nachricht, über eine solche Feuerprobe, welche noch im Jahre 1783, bei Gelegenheit eines Diebstahls, alles Widerredens der Vernünftigern ungeachtet, statt hatte; sie ward, unter

dem Vorsitz der Richter, ferner des Cap. Hogan und der englischen Sipais vorgenommen.

Die Pandits *), gelehrte Braminen, des Gerichts beteten zu dem Gotte der Erkenntniß; opferten gereinigte Butter, Gih genannt, und machten 9 Kreise von Kuhmist auf die Erde; badeten sodann den Beklagten und wuschen seine Hände um allen Verdacht zu verhüten. Sie schrieben sodann die Anklagepunkte auf Olles, und banden ihm diese Blätter an den Kopf. In seine Hände, die er offen halten mußte, gaben sie ihm 7 Blätter von Pipas; 7 von Dsjend; 7 von dem Grase Darbha; einige Blumen und etwas von geronnener Milch durchnäßte Gerste; dieß alles befestigten sie mit 7 Schnüren von roth und weißer Baumwolle. Hierauf machten sie eine eiserne Kugel glühend; nahmen sie mit einer Zange aus dem Feuer und legten sie dem Beklagten in die Hände. Er ging nun Schritt vor Schritt durch einen Raum von viertehalb Gaz, durch jeden der sieben innern Kreise und warf sodann die Kugel in den neunten, wo das Gras, das man daselbst gelassen hatte, dadurch verbrannte. Jetzt rieb er etwas Reiß in der Hülse zwischen seinen Händen, und da man sie untersuchte, waren sie so völlig unversehrt, daß auch nicht einmal eine Blase daran zu sehen war. Alle Zuschauer, ihrer waren über

*) Pandit ist ein gelehrter Bramine, der den Sastra, die Gesetzbücher, auszulegen versteht.

500, waren darüber erstaunt, wie nicht weniger der Oberrichter Ali Ibrahim Khan, der indeß sehr vernünftig hinzusetzt, daß wahrscheinlich die frischen Blätter und übrige dem Beklagten in die Hände gegebene Dinge das Brennen verhütet hätten. Die Folge war begreiflich das Lossprechen des Beklagten; der Kläger ward dabei zu einer wöchentlichen Gefängnißstrafe verurtheilt.

Aehnliche Fälle, die durch siedend Oel entschieden wurden, wäre nur ermüdend hier zu beschreiben *). Die sonderbarste und zugleich unschädlichste Art dieser Ordalien scheint wohl die mit der Waage zu seyn. Hier wird nämlich der Angeklagte zwei, ja dreimal gewogen. Zuerst bevor die Pandits ihre Gebete verrichtet haben, sodann, nachdem er von der Waage herabgehoben, werfen sich die Pandits nieder, beten, und sagen eine in den Sastras angezeigte Beschwörungsformel her, schreiben die Hauptanklagepunkte auf ein Papier nieder, und heften dieses dem Beklagten an den Kopf. Hierauf wird er abermals gewogen; ist er sodann merklich schwerer, so hält man ihn für schuldig; ist er leichter, für unschuldig; wiegt er weder mehr noch weniger als zuvor, so entscheidet ein drittes Abwägen.

Weit gefährlicher sind die Giftproben; das Wirken oder Nichtwirken des Arseniks mit bösartigen Wurzeln und Butter gemischt, entscheidet

*) M. s. darüber die Abhandlung über die Ordalien in Kleukers asiat. Ref. IX. Abh.

über den Beklagten; begreiflich hängt von der Mischung der Pandits das Loos des Beklagten ab.

Die Wasserprobe beruhet auf der Stärke der Lungen des Beklagten; indem es darauf ankommt, ob er lange unter Wasser seyn kann ohne Athem zu schöpfen oder nicht.

Criminalfälle werden ebenfalls von den Pandits bestimmt. Die Todesstrafe kann indeß nie vollzogen werden ohne Unterschrift des Rajas oder Landesherrn überhaupt. Man verurtheilt aber in minder schweren Fällen zu dem Verlust einzelner Glieder, z. B. der Ohren oder der Nase.

Bei dieser Gelegenheit verdient folgende Merkwürdigkeit, wovon uns Pennant benachrichtiget, schon eine Anzeige.

Es gab in Hindostan und zwar in Punah, wahrscheinlich also in der Hauptstadt der Mahratten, einen Chirurgus der auf das geschickteste, durch künstliche Nasen die so verlohrenen wieder herzustellen im Stande war. Die Madras Zeitung, der Hirkarrah (Kurier oder Spion) genannt, vom 5ten August 1799, erzählt folgendes. Cowasjee, ein Großer beim Sultan Tippo-Saib, war in Ungnade gefallen, und er verlohr auf dessen Befehl die Nase. Cowasjee wandte sich an jenen großen Schöpfer künstlicher Nasen, und erhielt durch ihn eine neue Nase, welche alle Functionen der wahren, verlohrnen, verrichtete. Er niesete damit, unterschied deutlich jeden Geruch, auch hielt sie einen ziemlichen Stoß aus, ohne abzufallen. Bei dieser Er-

gänzungsoperation, soll die Haut und die Hautmuskeln des Vorderkopfs an drei Seiten aufgeschlitzt, und hiernach über den fehlenden Theil gezogen werden.

In Ansehung der Braminen ist schon zuvor bemerkt worden, daß diese heilige Caste zwar eigentlich von der Todesstrafe ausgenommen ist, dagegen aber beraubt man einen hochverschuldeten Braminen der Augen.

Der eigentliche Gesetz Codex das Corpus juris der Hindus, Smiriti genannt, welchen Menu und andere Weisen niedergelegt haben, besteht aus 18 Büchern, eingetheilt nach drei Hauptabschnitten, wovon der erste die Religion, der zweite die Gerechtigkeits Pflege enthält, der dritte aber von den Strafen für Verbrechen handelt.

Schon aus dem, was hier über die Kultur der Hindus im Ganzen beigebracht ward, läßt sich schließen, daß die meisten Theile der Philosophie bei ihnen nicht unfruchtbar geblieben sind.

Dieß erhellet nicht bloß aus dem Ayin Acbarrin, und Dows Uebersetzung eines Theils des Schaster, sondern selbst ihre Gedichte zeigen die reinste Moral.

Wir sahen daß eigene Theile oder Bücher der Vedas die Pflichten der Regenten enthalten, die Puranas aber befassen die gegenseitigen des Mannes und Weibes. Die dritte Abtheilung enthält die wechselseitigen Pflichten der Menschen in der Societät des geselligen Lebens.

Daß aber alles in der Moral der Hindus auf wirksame, uneigennützige Tugend abzweckt, ergiebt sich selbst aus ihren Gedichten und Schauspielen. Im Sacontala, oder dem entscheidenden Ringe, sagt z. B. der Bramine Sarugawara sehr schön vom Könige: „Das war unser Wunsch: kein Eigennutz beseelt uns dabei. So ist es jederzeit; die Bäume beugen sich unter dem Ueberflusse der Früchte; die Wolken senken sich, wenn heilsamer Regen sie füllt; und die Wohlthäter des Menschen Geschlechts blähen sich nicht in ihrem Reichthume."

Auf ähnliche Weise spricht früher der Einsiedler zum Könige. — „Eure Waffen ihr Könige, ihr Helden, sind zur Rettung der Bedrückten bestimmt, nicht zum Verderben des Schuldlosen".

Als Sacontala beim Hingange zum Könige Thränen vergießt, sucht ihr Pflegevater ihr auf folgende Weise Muth einzureden. „Wenn unter der schönen Wimper die schwellende Thräne lauert, widersetze dich mit festem Muthe ihrem ersten Bemühen hervorzubrechen. Auf deiner Wanderschaft über die Erde, wo die Pfade bald hoch bald niedrig gehen, und der rechte selten kenntlich ist, wird allerdings die Spur deiner Tritte nicht immer gleichförmig seyn; aber die Tugend wird dich in gerader Richtung vorwärts treiben."

Sehr schäzbare Lebensregeln zeigen sich wiederum in dem bereits zuvor uns bekannt gewordenen Gedicht Maharabarata.

Die Unterdrückung der Selbstigkeit, des Bestrebens nach Gewinn oder Lohn für Tugend, wird vorzüglich angepriesen. „Selig heißt es, ist der Mann, der alle Leidenschaften unterdrückt hat, und dann mit seiner Thatkraft alle Angelegenheiten des Lebens, unbesorgt um den Erfolg verrichtet. Laß den Beweggrund in der That und nicht im Ausgange seyn. Sey nicht einer von denen, deren Triebfeder zum Handeln die Hofnung des Lohnes ist. Laß dein Leben nicht in Unthätigkeit vorübergehen. Sey betriebsam, erfülle deine Pflicht, verbanne alle Gedanken an die Folge und den Ausgang, er möge gut oder übel seyn, denn solche Gleichmüthigkeit heißt Yog, d. ist, Aufmerksamkeit auf das Geistige. Suche dann allein in der Weisheit eine Freistatt, denn der Elende und Unglückliche ist dieß nur durch den Erfolg der Dinge. Der wahre Weise kümmert sich nicht um das Güte oder Böse in dieser Welt. Befleißige dich also diesen Gebrauch deiner Vernunft zu erhalten, denn solcher Gebrauch ist im Leben eine köstliche Kunst.

Diese erhabenen Lehren der Moral haben aber eine so innige Verbindung mit der Religion, ja sie entspringen eigentlich daraus, daß wir nun diese selbst genauer müssen kennen lernen.

Religion und Kultus der Hindus.

Schwerlich wird sich ein Volk auffinden lassen, bei welchem Weisheit und Thorheit, das Ehrwürdigste

würdigste und das Gaukelhafteste, in so enger Verwandschaft mit einander aufzutreten scheinen, als bei den Hindus.

Die Hauptidee der Braminen von Gott, sagt Herder, ist so groß und so schön, ihre Moral so rein und so erhaben, ja selbst ihre Märchen, sobald Verstand durchblickt, sind so fein und so lieblich, daß ich ihren Erfindern auch im Ungeheuern und im Abentheuerlichen, nicht ganz den Unsinn zutrauen kann, den wahrscheinlich nur die Zeitfolge im Munde des Pöbels darauf aufhäuft."

Hienach scheint es daher zweckmäßig die Grundlehren der Brachmanischen Religion zuerst vor Augen zu legen, und hierauf die sonderbare Mythologie und den daraus entsprungenen Kultus der heutigen Hindus folgen zu lassen.

Sicher bleibt es ein Beweis sehr antiker und seltener Bildung, daß während wir bei der übrigen gesamten alten Welt unter und neben der Larve des vielartigen Götzendienstes, neben Menschen und Thieropfern kaum die Spuren der reinen Idee eines einzigen, über alles erhabenen Urwesens und Schöpfers aller Dinge vorfinden, der Brachmane schon Jahrtausende vor den Zeiten der Griechen nicht bloß diesen Begrif zur Grundlage seines Glaubens machte, sondern selbst darauf die Lehre der reinsten uninteressirtesten Tugend als Nachahmung Gottes lehrte, und die Unsterblichkeit, die Belohnung der Tugend zwar auf das entschiedenste behauptete, aber doch jener ersten Lehre zur Seite gehen ließ.

Die Idee der Unsterblichkeit, d. ist Hofnung und Wunsch zum ewigen Daseyn, ist mit der Selbstigkeit eines jeden Individuums so innig amalgamirt, daß sogar die rohesten Fetisanbeter von jeher darauf Anspruch machten. Allein ein unsichtbares von allen uns bekannten zu abstrahiren, des Wesen bestimmt anzunehmen, und ihm das Erschaffen von allem Sichtbaren zuzuschreiben dieß Wesen nicht bloß aus Selbstigkeit für die eigene Nation, sondern für alle übrige Völker und alle organische und unorganische Körper mit höchster Weisheit und Güte Sorge tragen zu lassen, dieß durften sich selbst die Hebräer nie rühmen; denn ihr Gott war stets nur vorzugsweise ein Gott ihrer Väter, ein Gott der Israeliten.

Und diese erste Grundlage des Religionssystems der Hindus, diese Idee von dem Urwesen aller Dinge, wie durchdacht, wie groß, wie erhaben steht sie da!

Man höre nur die eigenen Worte eines ihrer samscredanischen Bücher oder vielmehr Gedichte, über den einigen wahren Gott Karta oder Ischora (Herr) oder Parabrama, nach Jones nur einsylbig Brahm, wohl zu unterscheiden von dem durch ihn geschaffenen Brama *).

In dem Commentar über eine Veda von Mahamuni, oder dem großen Muni, heißt es:

Was frei ist von aller Lust und Begier das ist der Mächtige. Er allein — kein größerer

*) Schlegel schreibt Brohma.

ist als Er. Brahm; sein Geist ist verschlungen in sich selbst. Er der Mächtigste ist in jedem Theile des Raums gegenwärtig — Seine Allwissenheit ist von eigener Eingebung, und sein Begrif begreift jeden andern. Von allen viel begreifenden Eigenschaften ist die Allwissenheit die größte. — Für sie giebt es keine dreifache Art des Seyns — sie ist von allen unabhängig.

Du, heißt es nach einer andern Erklärung, o Gott, bist das wahre, ewig selige unwandelbare Licht aller Zeiten und Räume. Deine Weisheit erkennet tausend und mehr tausend Gesetze und doch handelst Du allezeit frei und zu deiner Ehre. Du warst vor Allem was wir verehren. Dir sey Lob und Anbetung. Du allein bist der wahrhafte Bhagavan (Selige) Du das Wesen aller Gesetze, das Bild aller Weisheit, der ganzen Welt gegenwärtig, trägst Du alle Dinge. Sonne, Aether, Brahma, Najarena (der Wasserbewegende) und Rudra, diese Götter sind so viel menschliche Vorstellungen und gemachte Personen.

Wir übergehen die übrigen erhabenen Eigenschaften von dem Urwesen aller Dinge, welche Paulinus gesammelt hat, da sie der berühmte Jones in den ersten Stanzen einer herrlichen Hymne zusammengefaßt hat, wovon wahrscheinlich mancher Leser selbst nicht ungern wenigstens einige Stanzen zu kennen wünscht.

Hymne *)

1.

Geist der Geister, der durch jeden Raum
Und durch die Endlose Zeit dich verbreitend
Ueber alle Schranken des emporkämpfenden Gedankens erhaben
Dem Aufruhr befahlst zur schönen Ordnung zu werden
Ehe Himmel waren warst Du.
Ehe Sphären unter und über uns rollten
Ehe die Erde im himmlischen Aether schwamm
Warst Du allein, bis durch Deine geheime Liebe
Das was nicht war zum Werden sprang
Und dankvoll Lob dir sang.
Was trieb dich an zu äußern deine Macht
Güte ohne Gränzen! Welch glänzend Licht
Lenkte Deine Kraft? Weißheit ohne Maaß!
Was zeigte sie zuerst? O! leite meinen Geist
O! hebe ihn aus dieser schweren Tiefe.
Durch Deine Kraft entzückt,
Damit er furchtlos streb empor auf feurigen Schwingen
Denn Du, Du weißt allein, Du kanst allein begeistern.

2.

Gehüllt in Schatten ewger Einsamkeit
Ein undurchdringliches Dunkel des dichtesten Lichtes
Undurchdringlich, unzugänglich, unermeßlich

*) Nach Kleukers Uebersetzung.

Eh' Geister waren eingehaucht, Gestalten ausgebreitet
Sah Brahm nur seinen Geist
Wie sterbliche Augen (um Endliches zu vergleichen
Mit Unendlichem) in lichte Spiegel schauen.
Auf seinen Blick entsprang schnell ein höchst schönes Bild
Zum Wesen, unendlich glanzvoll zu
Verdunkeln funfzig Sonnen.
Ursprünglich war der Göttin Name Maja *)
Die ihrem Vater, entflammt von göttlicher Liebe
Ein Käfigen gab, reicher Ideen voll
Woraus er bildete dieß höhere Weltall.
Denn, wie der Allmächtge wollte
Schaffen zahllose Welten
Wandelte seine Einheit in tausend Gestalten
Indeß die frohe Schöpfung lachte, die zeugende Natur sich freute.

3.

Zuerst gebot ein allvermögend, alldurchdringlich Wort
Daß Wasser flössen, und die Wasser flossen,
Zu ihrer Wohnung ohne Maas sich hebend
Ergießend sich in reicher Menge und Tiefe
Hinauf, herab, rings um;
Nun kam der Urwind auf die ungeheure Masse
Sanft wehend bis empor stieg eine leichte Blase

*) Göttin der Einbildungskraft.

Geschafne Wesen solchen Glanz nicht zeigen, noch kennt
Die Erde solche Schönheit,
Hoch über den kämpfenden Wogen tanzt es erhaben,
Bis aus seiner berstenden Schale eine blaue Gestalt
In lieblicher Pracht über die Tiefe hinwallte
Als der Wesen Glänzendstes, der Großen Größtes
Das nicht wie Sterbliche hingiebt
Sein Auge dem feuchten Schlafe,
Das in himmlischen Gedanken vertieft auf der Lotos *) liegt
Deren Blume entsprang, als es sie berührte und goldne Strahlen warf.

Diese letzte Strophe ist besonders deßhalb noch hinzu gefügt, nicht weil sie hier überhaupt auf die Schöpfung des Erdballs, wie sie bereits zuvor **) nach Monus Gesetzbuch angedeutet ist, anspielt, sondern die Aehnlichkeit mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte noch deutlicher macht. Dieß sey genug zu zeigen wie groß, ja wohl über alles erhaben und rein, was wir von den übrigen Theogonien der Asiaten wissen, hier die Idee des höchsten Wesens, als Urhebers alles Erschaffenen, die alten Hindus gedacht haben.

---

*) M. s. weiter unten.

**) M. s. zuvor S. 195.

Aus jenem erhabensten Wesen ging aber, den dortigen Grundsätzen zu folge, nicht nur alles hervor, sondern es kehrt ebenfalls in dasselbe wiederum zurück.

Diese Emanation oder den Ausfluß aus dem grossen Urwesen, welches das zweite wichtige Dogma der alten Brachmanen ist, lehren uns noch jezt ihre heiligen Vedams.

Dieses Dogma mit dem kalten Pantelismus der das Gute und Böse gänzlich für gleichgeltend erklärt, anzunehmen, wäre, wie unser geistvolle Schlegel sehr richtig bemerkt, höchst ungerecht.

Die Emanation der Hindus macht nicht bloß den entschiedensten Unterschied zwischen beiden, sie straft vielmehr durch schwere Verdamnis das Böse, und lohnt mit steigender Glückseligkeit das Reine, das Gute, das Göttliche. Aus Gott floß nämlich alles rein und lauter aus, ward nur nachmals durch Leidenschaft zum Bösen verdunkelt, kehrt aber nach vielfacher Büssung und Reinigung zur ersten erhabnen reinen Quelle, zur Gottheit zurück.

Der Ewige ließ nämlich nach Einigen zuerst aus seinem Wesen, aus sich selbst hervorgehen, die Göttin Bhavani, das ist, die Natur, die große Erzeugerinn; sodann ein Heer von Geistern, unter welchen drei erhabene Wesen als Halbgötter, nämlich Brahma, Wishnu oder Vistno und Schiwa, die oberste Stufe an Macht und Vollkommenheit einnahmen.

Mehrere dieser obern Geister giebt der Schaffer namentlich an, sie würden etwa das seyn was wir Erzengel und Thronen nennen.

Von diesen hohen Geistern nun ging, nachdem das ganze Heer von 1180 Millionen eine lange Zeit in Eintracht und Glückseligkeit fortgelebt hatte, der Keim der Empörung aus. Stolz auf ihr Ansehen und scheelend auf Brahmas Vorzüge versagten die ihm zunächst stehenden Geister (Engel) Moisasur und Rabhun den Gehorsam. Sie zogen eine sehr große Zahl der übrigen Geister mit sich fort, und Brahm, der Ewige, befahl, nach vergeblichem Bemühen sie wieder zur Ordnung zurückzubringen, dem Sieb oder Schiva diese Rebellen von der großen Höhe, dem Himmel hinab in die Ordrah, oder den Abgrund der Finsterniß zu stürzen.

Hier litten sie lange Zeiten harte Strafe, als endlich Brahm, durch die Fürbitte der drei obersten Wesen Brahma, Wischnu und Schiwa, wie auch der übrigen treuen Heerschaaren bewogen, sie nach harter und langer Büßung ihres Verbrechens wieder anzunehmen beschloß.

Er ertheilte dem Brahma die Macht und und den Befehl, im Verein mit der Göttin Bahwani die Körperwelt zu schaffen. Hier sollten jene abtrünnige Geister die organischen Körper beleben, und indem sie von einem Körper zum andern wandelten, von einem niedrigen zu einem höhern bessern hinaufsteigen, durch dieses Durchlaufen und Leiden während dieses Durchgangs mehr und mehr gereiniget werden, um dereinst

der Verzeihung und Wiederaufnahme würdig zu seyn.

Hiedurch ward nun die Lehre von der Seelenwanderung, die Metempsychose, ein Hauptdogma der Hindus=Religion. Jedes Thier, ja selbst die Pflanzen, war von einem gefallenen Engel beseelt, alles war belebt. Es mußte also nicht nur eine zahllose Summe organisirter zu belebender Körper entstehen, sondern es ward zugleich hiedurch eine Gradation, eine Stufenfolge unter diesen Körpern gebildet, so daß der gefallene Geist als Seele zu seiner Reinigung von den niedrigern Körpern zu dem höchsten, zu dem Menschen hinaufsteigen, oder auch wieder hinabsinken konnte, je nach dem Grade seiner Büßung und nach seinem Thun und Lassen während dieses irdischen Lebens. Die von mehreren der heutigen Naturalisten angenommene und oft bestrittene Stufenfolge organischer Körper fand sich also bereits in der ältern Religion der Hindus.

Diese Metempsychose mußte nun gleichfalls ein mächtiger Sporn zur Tugend und Gottesfurcht werden. Ein jeder fühlte nämlich hiernach, daß seine Seele, je nach dem Werthe seines Lebenswandels, ein schlechteres oder besseres, höherstehendes Thier beleben werde, und dadurch mehr oder minder leiden, um gereiniget zu werden. Da aber zugleich angenommen war, daß selbst nach dieser Prüfung oder Läuterung vermittelst der Thierkörper, noch sieben überirdische Prüfungsperioden folgen müßten, welche ebenfalls nur durch das Betragen des Menschen als Mensch

abgekürzt oder verlängert werden könnten, um sodann erst Verzeihung zu erhalten und wiederum unter die seligen Geister von neuem aufgenommen zu werden und zur Gottheit zurückzukehren, so mußte diese glückliche Aussicht eine größere Anstrengung sich dem Urquell alles Guten würdig zu machen, zum Beobachten der Gesetze Gottes, zur Tugend bewirken.

Unsere Seelen als Geister betrachtet, und selbst durch die Fürsprache der guten Geister zu dieser Prüfung innerhalb der Körper gelanget, stehen hiernach höchstwahrscheinlich in Verbindung oder wenigstens unter einer Art von Obhut mit ihren Fürsprechern, mit den nicht gefallenen Geistern. So ergiebt sich hieraus zugleich eine besondere Art der Providenz für jedes menschliche Individuum. Ueberhaupt kann man diese Lehre der Metempsychose als ein sehr bedeutendes Dogma, nicht bloß für die gesamte Religion sondern für die Moral selbst ansehen. Denn augenscheinlich muß daher daneben die lebhafteste Theilnahme an den Schicksalen und Leiden der Thiere selbst entstehen. Sie sind ja mit einander gleichsam unsere Mitbrüder, und das Mitleid gegen die Thiere selbst, wodurch sich die Hindus so sehr auszeichnen, ist hievon die nächste Folge.

Diese Hauptsätze der indischen Religion haben aber zugleich eine auffallende Aehnlichkeit mit den Lehren des Christenthums. Zwar ist bei uns nie von der Metempsychose die Rede; allein die Anerkennung eines einzigen, erhabensten Gottes, Urhebers alles Erschaffenen, ferner die Lehre von

den Engeln und ihrem Fall, endlich die Lehre von der Sünde überhaupt, so wie die daher nothwendige Vermittelung durch andere Wesen und Büßung, die Behauptung der Mensch sey als ein sündiges und verdorbenes Wesen hier auf dieser Erde nur in einem Prüfungszustande, es stehe ihm dereinst nach einem tugendhaften oder lasterhaften Wandel, ewige Belohnung oder Bestrafung bevor; dieß zusammengenommen dient wohl zu einiger Entschuldigung, wenn Männer welche sich besonders dem Studium der Religion der Braminen widmeten, wie z. B. der Engländer Holwell, gar so weit gingen, die Religion der Hindus für die wahre Religion aller Rechtschaffnen anzunehmen, ja sie mit der christlichen selbst für gleichgeltend zu achten. Hiezu glaubte er sich noch desto mehr berechtiget, da einigen englischen Theologen *) zufolge, die Seelen der Menschen bereits lange vor ihrem Daseyn auf der Erde präexistirt hätten, wodurch dann der biblische Ausdruck, der Mensch werde bereits in Sünden empfangen, zu erklären stehe. Mag man dieser Hypothese nun auch jeden beliebigen Werth zuschreiben, sie verdiente doch hier wohl einer Erwähnung, wegen der sonderbaren Analogie jener uralten Religion mit der unsrigen; wir gehen nun in der Auseinandersetzung der ersteren weiter fort.

---

*) Er nennt den Capel, Berrows und Jives.

Die Summe der von Gott abgefallenen Geister war fast unermeßlich, sie stieg auf viele hundert Millionen. Jeder derselben mußte zu seiner Büßung während Jahrtausenden eine ganze Reihe animalischer Körper durchwandern. Je reicher daher diese Stufenfolge organisirter Wesen an Individuen war, desto mehr geeignet war sie zu den vielartigen Büßungen und Läuterungen jener ungeheuern Zahl Gefallener. Aus diesem Grunde mußte der lauteste Wunsch andächtiger Hindus eine unermeßliche Menge Thiere und Pflanzen seyn, also eine ununterbrochne, und reichste Erzeugung.

Und wie schön stand hiemit die ganze Schöpfung in Einklang! Ein einziger vernünftiger Hinblick auf die wirkliche Welt, sprach dann den großen Zweck der Natur, die Erzeugung organisirter Körper, auf das bestimmteste aus. Jetzt mußte dem Hindus die Zeugung zur Weihe, zum wahren Gottesdienst werden, und die dazu wirkenden Glieder wurden ihm verehrungswerthe, heilige Wesen.

In der lautersten, religiösesten Hinsicht konnte daher der Hindus dem Lingam, dem Bilde der vereinigten Zeugungstheile, göttliche Verehrung bezeugen; war es ihm doch auf zweifache Weise heilig worden.

Da dieses Zeugen aber fast durchgängig zwei Individuen erforderte, ein männliches und ein weibliches, so dachten sich die Hindus selbst bereits in den von Parabrama, dem Urquell aller Wesen erschaffenen ersten Göttern etwas ähnliches. Sie

nahmen daher an, daß Brahma, der Schöpfer der irdischen Welt, aus einem gedoppelten, aus einem mänlichen und weiblichen Wesen zusammengesetzt, also ein hermaphroditisches Wesen sey.

Nimmt man hingegen jene Göttin der Natur, die Erzeugerin, die Bhawani als die früher Erschaffne an, so läßt es sich hier vieles auf eine einfachere Weise erklären. Heißt es nämlich in der dortigen Mythologie, Brahma habe sich mit seiner Mutter vermählt, nämlich Brahma habe vermittelst der erzeugenden Natur alles übrige der Körperwelt hervorgebracht, so fällt jener wunderbare Hermaphroditen Zustand hinweg. Diese Erläuterung scheint aber auch deßhalb paßlich, weil diese Göttin ebenfalls als Gattin der beiden übrigen früh geschaffnen Wesen, nämlich des Vistnu und des Schiwa angenommen wird.

Jene drei Obergeister, die Dreieinigkeit der Hindus, dort Trimurti genannt, werden nun unter dem Bilde dreier mit einander vereinigter Menschenköpfe dargestellt. Dem Brahma ward das Schaffen, dem Vischnu das Erhalten, dem Schiwa oder Siven das Zerstören zugetheilt.

Hiedurch wird dann allerdings jene Idee oder Allegorie noch vernünftiger, diesen dreien die Bhawani, das ist, die Natur selbst zur Gattin dienen zu lassen, denn durch sie wird ja alles erzeugt oder geschaffen, durch sie alles erhalten, durch sie alles wiederum zerstört, um von neuem diesen ewigen Kreislauf anfangen zu können.

So zeigt sich hiemit der Anfang der Mythen Hindostans durchaus nicht ohne Verstand noch Scharfsinn, und man dürfte allerdings mit Herdern behaupten, daß wohl nur nachmals das Abentheuerliche dieser Religion durch Verfälschung und vorsätzliche Unverständlichkeit und durch die Zeitfolge im Munde des Pöbels ein fast wahnsinniges Gaukelspiel geworden sey.

Mit der eigentlichen Mythologie der Hindus zeigt sich nämlich für uns, vielleicht zum Theil aus Unkunde oder Unverständlichkeit, ein unergründliches Meer der abentheuerlichsten Fabeln und Ungereimtheiten.

Es wird daher hinreichen, hier nach kurzer Anzeige der vornehmsten Gottheiten und Untergötter, aus ihrer eigenen Geschichte, eins oder das andere dieser Märchen vorzulegen.

Jene drei Obergottheiten Brama, Vishnu und Siwe noder Rutren, deuten zugleich die drei Elemente, Erde, Wasser und Feuer an. Die Luft ist hiebei übergangen, sollten die alten Braminen Wasser und Luft bereits für eins angesehen haben?

Brama wird mit 4 Menschen-Köpfen abgebildet, und aus seinen 4 Mündern erließ er dann die 4 Vedams; in der einen Hand hält er das Gesetzbuch in den übrigen andere Sinnbilder; dabei sitzt er auf einer Art von Schwan, Annon genannt. Brama wird in keiner Pagode oder Tempel verehrt, er verlohr dieses Vorrecht wegen seines Stolzes; denn da er und Vishnu die

Kühnheit hatten das höchste Wesen, Brahm oder Parabrama, erforschen zu wollen, und Brama deßhalb auf seinem Schwan hoch über die Welten hinaufstieg, wähnend alle 100tausend Himmel zu besuchen, kam er endlich nach vergeblichem Bemühen, ermüdet zurück, und ward von Parabrama deßhalb dadurch bestraft, daß ihm die Verehrung in eigenen Tempeln versagt ward. Nach Bereuung seiner Thorheit und Demüthigung vor dem Allerhöchsten gestand ihm dieser indeß zu, daß die Braminen ihm zu Ehren eigene feierliche Feste, Poutché genannt, anstellen sollten. Zugleich liegt in dieser Geschichte ein neues Zeugnis, daß der wahre Gott durchaus für gänzlich verschieden von allen übrigen angenommen werde.

Brama hat zur Gattin die Saraswadi, die Göttin der Weisheit, der Wissenschaften und der Harmonie. Sie ging aus einem Milchmeer hervor und bei ihren Abbildungen hält sie in der einen Hand ein Buch, und in der andern das musikalische Instrument Kinneri.

Vishnu, der zweite in der Trimurti, nahm da er als Erhalter der Welt, alles aufbieten wollte diese gegen Ruchlosigkeit und Tyrannei zu schützen, deßhalb vielfache Gestalten an. Daher wird er, je nach diesen auch auf die wunderbarste Art vorgestellt. Seine Verwandlungen steigen hiezu, nach Einigen, auf 21, wovon indeß nur die ersten 9 die wichtigsten sind. Man sieht ihn zuerst als ein Meerwunder, halb Fisch halb Mensch, um in der großen allgemeinen

Ueberschwemmung, welche in dem dritten Alter der Welt eintrat, den Ganagriva den Urheber des Bösen zu bestreiten, und die heiligen Bücher (Veda) zu retten; so erklärt sich hierüber das alte indische Buch Mahabdarada. Nach Andern war es auf die Rettung des Königs Sattiawiradan nebst seiner Frau, den Noah der Hindus angesehen. Vishnu steuerte die Barke des Sattiawiradan, und beschäftigte sich, nachdem die Gewässer verlaufen waren, so fort, mit der Bevölkerung der Erde.

In der zweiten wichtigen Metamorphose zeigte sich Vishnu als eine Schildkröte, um die im Milchmeere versinkende Erde wieder empor zu heben.

„Dein ist der Sieg, o Vishnu, heißt es in dem Mahabdarada von der dritten Verwandlung, der Du die Gestalt eines Ebers annahmst, und in derselben, den Hirannya ums Leben brachtest, der durch seine Bosheit die Welt aus ihrem Gleichgewichte hob, und sie ins Verderben stürzte, Du sie aber durch deine Weisheit gerettet, und wieder in ihrem Mittelpunkte befestiget hast."

Auf ähnliche Weise kündigt dieses alte Buch die übrigen siegreichen Verwandlungen des Vishnu an, wie er nämlich bald in einen Halblöwen und Menschen, bald in einen Zwerg, dann in einen Büßenden, dann in ein Kind verwandelt, Riesen und Dämonen bekämpft, die die Welt in Laster versenken oder auch zerstören wollten; in der achten nahm er die Gestalt des Budha an, einer Untergottheit die, wie wir zuvor

sahen *) auch als historisches Wesen, als ältester weiser Gesetzgeber, von dem größten Theil Asiens verehrt wird. In der 9ten Verwandlung des Vishnu, zeigt er sich in der Gestalt des Krischna, des schwarzen schönlockigen Gottes, den man mit dem Apollo vergleicht.

Diese 9te Verwandlung des Vishnu, worin er als Krischna oder, wie Sonnerat schreibt, Quischena, (auch Kistna) auftritt, hat noch besondere Merkwürdigkeiten.

Da er von der Schwester des Camsa Königs von Madura geboren ward, so sagte man dem Könige vorher, dieser Sohn werde ihn um sein Reich bringen. Camsa ließ daher alle Kinder männlichen Geschlechts ermorden; allein Krischna ward so sorgfältig verborgen, daß er glücklich entkam, unter den Hirten auferzogen ward, und hier durch sein trefliches Flötenspiel Menschen und Thiere bezauberte. Er erzeigte in dieser Gestalt die furchtbare, höchstgiftige Schlange Calengam, und wird daher oft abgebildet wie er diesem schrecklichen Thiere den Kopf zertritt. Beide hier erzählte Ereignisse haben veranlaßt, daß man Aehnlichkeit mit dem Stifter unserer Religion in ihm hat finden wollen, wozu denn selbst der Name Krischna etwas mag beigetragen haben. Denn in seinem Wandel zeigte Quischena gerade das Gegentheil, indem er sich

*) M. s. die vorhergehenden Jahrgänge über China, Japan, Siam u. a.

den höchsten Ausschweifungen hingab, und in solcher Rücksicht sogar an Mannskraft den Herkules mit der schnellen Erzeugung von 90 Kindern mehr als 16hundertmal übertraf. Die eigentliche Gemahlin des Vishnu (denn als Quischena hatte er 7 Weiber und 16000 Beischläferinnen) führt den Namen Lakschimi.

So wie Vishnu der Erhalter ist, so ist sie die stets hervorbringende Mutter, die Göttin der Fruchtbarkeit, des Reichthums, der Schönheit und des Wohlseyns; auch hat sie den Beinamen der großen Gebährerin; ihr zu Ehren wird die Kuh heilig gehalten. Sie blieb ihrem Gatten in allen jenen sonderbaren Verwandlungen stets getreu, denn beide strebten nach Erhaltung der Welt. Ihr Bild trägt, ihrer Natur zufolge den Lingam an der Stirne, in den Händen aber den heiligen Lotos und ein Kind an der Brust. Hier ist mit vielem Sinne gleichsam Venus und Cybele vereint.

Der dritte Obergott ist Schiwa oder Siwen, auch Rudren oder Mahaweda, das Feuer, nach Einigen auch die Sonne, der männliche Zerstörer, Rächer, Umwandler, der unüberwindliche Sieger des Todes. Er hat daher einen doppelten Charakter wohlthuend oder furchtbar, er belohnt und bestraft. Er ist zugleich der Gott der männlichen Urkraft; daher verehrt man ihn auch unter dem Bilde eines Ochsenkopfs mit dem Lingam im Maule.

Gewöhnlicher wird er aber gräßlich abgebildet, ganz von Blitzen umgeben mit drei Augen, (er

heißt der schrecklichäugige), hievon ein sehr großes mitten auf der Stirn; hiebei hat er acht Arme in welchen ein Schild, ein Schwerdt, ein Dreizack, der Lingam, ein abgehauener Kopf, ein Hirsch, und andere Attribute. Als Halsband hängt eine Kette von Menschenschädeln bis zu den Füßen hinab. Diese treten auf einen erlegten Riesen.

Auch wird er hermaphroditisch vorgestellt, da dann die eine Hälfte seine Gemahlin, die Göttin Paraswadi oder auch jene zuerst gedachte Bhawani, einnimmt, welche alle Verrichtungen des Schiwa theilt; sie ist Rächerin und wohlthätige Erzeugerin, Hecate und Nemesis. Daher sieht man sie denn ebenfalls einzeln abgebildet, unter zwei sehr verschiedenen Gestalten, nämlich als Wohlthäterin oder als die große gute Frau. Sodann sind bei einem freundlichen Antlitz der Lotus, der Mond und der Ganges, auch der Dreizack ihre Attribute; als Rächerin ist sie dagegen schwarz, hat, wie ihr Gemahl, viele Arme mit Schwerdt und andern Waffen, ihr Antlitz ist furchtbar und auch sie trägt ein Halsband mit Todtenköpfen und Schlangen umwunden. Schiwa ist ebenfalls der Höllenrichter über die Verstorbenen, denen er mit dem Untergott Jama als Gehülfen, je nach ihren Handlungen ewige Freuden oder Verdamniß zuerkennt.

Schon vorhin ist es indeß bemerkt, daß Bhawani, eigentlich die Natur, diesen drei Obergöttern voranging, ja sie selbst erzeugte,

und daher hier freilich allen dreien wiederum wohl nur unter verschiedenen Namen, Gestalten und Eigenschaften zugesellet ward; denn leztere mußten nothwendig mit denen ihrer Gatten in Verhältniß stehen, da diese die drei verschiedenen Elemente bezeichneten.

Viel Abentheuerliches zeigt sich bereits in dem, was hier von diesen drei Hauptgottheiten gesagt wurde, indeß könnte man vielleicht in diese Mythen noch einigen Sinn hineinzwingen; dagegen sind andere von so gänzlicher Verworrenheit, daß sie für uns fast an Unsinn zu gränzen scheinen.

Hievon nur noch ein Beispiel vom Gotte Schiwa. Brama hatte Schiwas Tocher geheirathet, und nachdem er sie in eine Hindin, sich selbst aber in einen Hirsch verwandelt hatte, entfloh er mit ihr in einen Wald, deßhalb schnitt ihm Siwa mit einem seiner großen Nägel am Finger einen von den fünf Köpfen ab.

In andere Mythen die anfangs eben so unsinnig scheinen, mag freilich einiger Sinn zu bringen seyn, wenn man auf diese Gottheiten als Repräsentanten der Elemente Rücksicht nimmt. So erklärt Paulinus die uns empörend scheinende Verheirathung des Vishnu und Siwa durch eine Verbindung des Feuers und Wassers; dieß wäre dann nach Art eines Paracelsus oder ähnlicher Mystiker oder Alchymisten gesprochen.

Von diesen drei obern Gottheiten, Brama, Vishnu und Siwa haben nun jede ihren eigenen Himmel oder Paradies, in welchen die gereinig-

ten Seelen oder Geister aufgenommen werden. Diese Himmel sind indeß gänzlich von dem Himmel des Allerhöchsten, des Parabrama verschieden, auch sind sie weit niedriger sowohl der Lage als dem Werthe nach.

Da diese drei Gottheiten in gleichem Grade gegen einander stehen, so scheint es sonderbar daß dennoch nur die beiden letztern Wishnu und Siwa die Religion in zwei Secten theilen. Es giebt nämlich nur Priester und Anhänger die dem Wishenu und andere die dem Siwa göttliche Ehre erzeugen. Die ersten heißen Wishnu-batter. (Wishnu Schüler) und Siwa-batter. Brama hat wohl nur deßhalb keine eigene Secte, weil, wie wir oben sahen, ihm die Tempel oder Pagoden versagt sind; man könnte indeß die ganze Priester-Caste, die Braminen überhaupt für seine Verehrer ansehen, da sie sich aus seinem Haupte entsprungen zu seyn ankündigen.

Die Wishnuiten welche unter einem Guru, einem geistlichen Oberhaupte stehen, tragen vor der Stirn oder auf der Brust ein röthliches oder gelbliches Zeichen der Joni oder Matrix. Die Schiwoniten hingegen, da sie unter dem Bilde des Lingams den Schiwa besonders verehren, tragen das Zeichen des Lingams, oder auch einen Obelisk oder ein Dreieck an der Stirn, auch wohl die Sonne, wahrscheinlich als das Zeichen des Feuers, welches Shiwa represention.

Paulinus läßt auf diese drei Obergottheiten den Budha, auch Dherma genannt, folgen, den wir in Japan, Siam und besonders in Tibet

kennen lernten *), wie denn auch dort bereits angezeigt ward, daß viele andere Religionslehren der Lamaischen Lehre ganz und gar mit der Religion der Hindus zutreffen und daher von ihr herstammen. Hier ist noch etwa hinzuzufügen, daß die Hindus den Budha für einen Sohn der Maja, also der Einbildungskraft halten; er wäre daher wohl nur ein erdichtetes Wesen, wie der Hermes, oder Thaut, der große Lehrer der Völker. Mam bildet ihn ab wie er auf dem Lotus sitzt, den Lingam und die Joni, also die vereinigten Geschlechtstheile vor der Brust hält, und diese tiefdenkend betrachtet.

Die Lotus oder egyptische Seeblume (Nymphäa Lotus L.) mit weissen Blumen und herzförmigen gezähnten Blättern, spielt überhaupt in der Religion der Hindus, so wie bei den Egyptern, eine bedeutende Rolle. Sie ist, gleich wie ihre Verwandte die Nymphaea Negumbo, durch ihre Wurzel und ihre Saamen so nahrhaft, daß alte Völker, die Lotophagi in Africa sich hauptsächlich davon nährten; auch verehrten die Braminen und die Egypter sie als das Sinnbild der erzeugenden Naturkraft aus Feuer und Wasser. Brama wird eben sowohl als Budha und andere Götter mit dem Lotus abgebildet, und oft sieht man in seiner Mitte den Triangel, eine Anspielung auf die Zeugungskraft.

*) M. s. den 10ten Jahrgang S. 111 u. f.

Budha kann gleichsam zur Uebergangsstufe von den drei Obern Göttern zu den geringeren Gottheiten, Dewar oder Dewerkels genannt, dienen. Die ganze Summe derselben ist ungeheuer, La Flotte nimmt sogar 333 Millionen an. Wer würde sich wohl in diesen Ocean von Chimären stürzen? Mögen indeß einige dieser Untergottheiten unsere Aufmerksamkeit verdienen, weil sie häufig vorkommen oder auch selbst Pagoden haben und ihnen eigene Feste geweihet sind.

Hierunter kommen besonders vor: Götter der Elemente und Naturphänomene; dann Götter moralischer Eigenschaften und Leidenschaften; Götter einzelner Künste und Wissenschaften, wie auch Götter einzelner Krankheiten. So ist Indra der Gott der Wetter, des Regens, Blitzes und Donners, zugleich das Oberhaupt der Götter des zweiten Ranges, der sie in Ordnung hält und richtet. Als Donnergott bildet man ihn vierarmig mit Bogen, Pfeil, Donnerkeilen und dem Lotus ab, auf dem Kopf eine Krone. Er wohnt in Norden, nach Andern in Osten auf dem hohen Berge Meru.

Dann giebt es ferner eigene Gottheiten des Feuers, der Luft oder Winde Aghui und Weju, so wie einen Gott des Meers, Warunim, der auf einem Krokodill reitend vorgestellt wird, mit einer Peitsche bewafnet. Er wird besonders von den Fischern verehrt.

Ferner haben die Gestirne z. B. Sonne und Mond ihre Anbetung unter den Namen Schurien und Sandrien oder Ciandra, und da dem Monde

der Montag heilig ist, so heißt dagegen der Vorsteher des Dienstags Anguraguen; der Gott des Mittwochs ist Budha (Mercur); Barassuadi des Donnerstags; Sucra oder Welly der Vorsteher des Freitags.

Des Gottes der Liebe, des Kamadewa oder Manmadi (Cupido der Griechen) ist bereits zuvor gedacht worden *). Die Anarasinha (samskredanisches Realwörterbuch) nennt ihn den Seelenberauschenden, den Wollüstigen, den Heimlichkommenden. Wir sahen wie sinnreich sein Ursprung und seine Attribute angegeben waren.

Eine bedeutende Gottheit ist dann ebenfalls der Ganewadie, oder Ganescha, auch Pollear genannt. Er ist ein Sohn des Schiwa, da dieser ihn aber nicht anerkennen wollte, so riß er ihm den Kopf ab, indeß ließ er sich erbitten ihn wieder zu beleben, und setzte ihm deßhalb den Kopf eines Elephanten, als des klügsten Thieres auf. Er wird als der Gott der Weisheit und der Zahlen, wie auch des Schicksals, des guten und schlechten Gelingens verehrt, und fast bei jedem Unternehmen ruft man ihn feierlich mit den Worten an: Heil Dir Ganesa! auch findet sich sein Bildnis fast überall. Er wird mit einem Elephanten-Rüssel und auf einer Ratte reitend abgebildet, denn wenn der Elephant für das klügste, so wird letztere nicht minder für ein

*) M. s. den vorhergehenden Th. S. 5.

sehr gescheidtes Thier gehalten; dabei hält er den Lingam und die Zeichen des Mondes und der Sonne in Händen. Man hält ihn für keusch und heilig. Jones vergleicht den Ganesa mit dem Janus der Römer.

Außer andern Söhnen erzeugte Schiwa den Subramanja, eine Art indischen Herkules, wovon die Entstehung und die Thaten höchst fantastisch lauten. So soll er vom Siebengestirn (den Bären) gesäuget worden seyn, und wird daher als Führer der Gestirne angesehen. Er wird in dem Tempel des Schiwa selbst verehrt und mit 6 Köpfen auf einem Pfau reitend vorgestellt.

Wir erwähnen noch den Gott der Tugend, Derma-dewe, den die Hindus unter dem Bilde eines Ochsen verehren; Schiwa, in menschlicher Gestalt, reitet auf dem Dermadewe.

Der Gott der Reichthümer, Ruderu, reitet auf einem weissen Pferde; der Gott Sani, der Bestrafer, auf einem Raben.

Noch müssen wir die Göttin der Kinderblattern, Mariatale hier anführen, da ihr Fest eine der wahnsinnigsten Ceremonien enthält. Vormals Göttin der Elemente, verlohr sie durch Unkeuschheit ihr Leben, ward indeß wieder auf eine höchst sonderbare Weise erweckt, gelangte aber nicht zu ihrer Götterkraft, jedoch erhielt sie die Gabe die Kinderblattern zu heilen. Sie gehört übrigens nur zu den untersten, von den Braminen nicht anerkannten Gottheiten, wird

daher auch nur von den untersten Volksklassen, vorzüglich von den Parias verehrt *).

Es führte zu weit die Genien, guten und bösen Dämonen, hier aufzuführen, nur allein der guten zählt man über 300 Millionen, die in 9 Zünfte getheilt sind. Eben so hat man eine unzählbare Menge böser Geister, Riesen und Poltergeister, welche auf ähnliche Weise wie bei uns den Abergläubigen auf tausendfache Art furchtbar sind und sie z. B. auch als Irrlichter irreführen, Menschen und Thiere in Abgründe und Seen stürzen und daher vielartige Opfer und Aussöhnungen erhalten.

Die Verehrung der Hindus erstreckt sich ferner auf Menschen der Vorzeit, wovon einige vom Himmel selbst sollen entsprungen seyn, Wesen die zum Besten der Erde die menschliche Gestalt annahmen, und dann wohlthätig unter den Menschen wirkten. Man nennt und verehrt sie unter dem Titel Muni, von Gott gesandte Lehrer, und Sichtbarmachung Gottes Avatars. Der schon oftmals angeführte Gesetzgeber Menu gehört hieher; auch mehrere verehrte Könige.

Ebenfalls giebt es Hausgötter, Penaten, und Götter für einzelne Städte und Dörfer. Ihre Bildnisse sind gewöhnlich in Riesengestalt mit Flammen und wilden Thieren geziert.

Endlich sind viele andere Dinge den Hindus heilig. Dahin gehört außer andern Flüssen vor-

*) M. s. weiter unten von dem Feste Quedil.

züglich der Ganges. Er soll nach Einigen aus dem Schweiße des Schiwa, nach Andern hingegen aus dem Fuße des Vishnu oder Beshan entstanden seyn, und jeder Hindus hält sein Wasser so hoch, daß man viele Meilen landeinwärts damit einen Handel treibt, auch wird der Sterbende für glücklich geachtet, wenn er noch zuvor aus dem Wasser des Ganges gewaschen oder gar darin gebadet ist. Indeß hebt, Rennel zufolge, diese Heiligkeit nur erst an 800 engl. Meilen von seinem Ursprung. Daß aber auch andere Flüße heilig gehalten werden, ist bereits zuvor angezeigt worden.

Von Thieren sind außer der Kuh und dem Ochsen noch der Elephant, die Affen, der Affenkönig Anumar, der Adler, der Schwan die Schlange und der Käfer noch bei den Hindus verehrt, bekanntlich, war dieß von mehreren derselben auch der Fall in Egypten. Von Pflanzen, wie auch eben dort, der Lotus ferner der Banianen und Mangobaum.

Ganz besondere Ehrfurcht bezeugen die Braminen einem Stein der wie Sonnerat angiebt, sich in dem Fluß Cachi, einem Zweige des Ganges findet (Benares soll vormals das Reich Cachi genannt seyn) wie auch im Fluße Gandica *). Es ist, nach Sonnerat, entschieden ein Ammonshorn in Schiefer versteinert, und spielt vielleicht auf das Ammonshorn des Jupiters

*) Ich finde diese Flüsse im Rennel nicht.

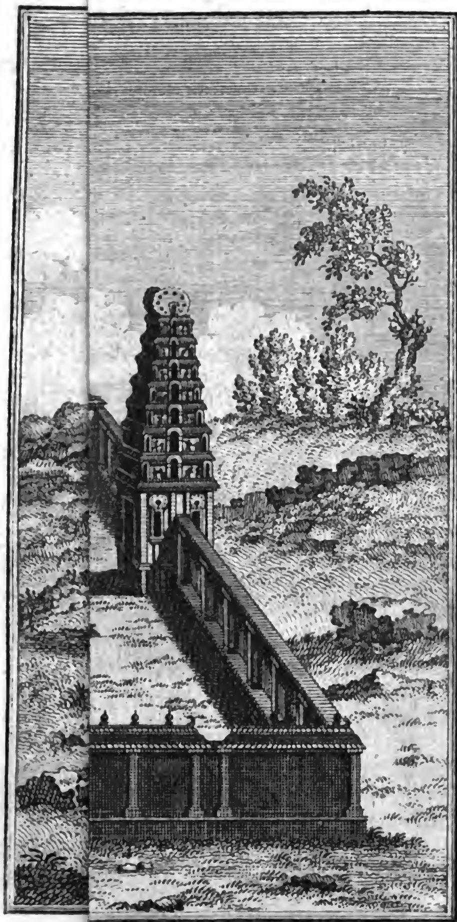
der Egypter an? Die Secte der Wischeniten verehren diesen Stein eben so heilig als die Schiwiten den Lingam.

Wir gehen nun zu dem Kultus dieser sonderbaren Religion über. Zuerst die Tempel oder Pagoden und heiligen Orte dortiger Gottheiten. — Eben so merkwürdig als verehrungswerth ist es daß sich von dem Allerhöchsten, dem Parabrama oder Brahm, nirgend in Hindostan weder eine Abbildung noch für dasselbe ein Tempel fand. Dieses höchste Wesen schien ihnen zu groß um in eingeschlossenem Gemäuer verehrt zu werden. Die gesamte Erde war sein Tempel und unter jenen tausend Gestalten und Gottheiten betete man es an.

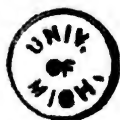
Daß sein Ersterzeugter Brama ebenfalls keinen Tempel hat, und wie er darumgekommen ist, haben wir zuvor bereits gesehen. Dagegen ist für seine beiden Miterschaffenen, den Vishnu und Siwa und andere Gottheiten, eine fast zahllose Menge von Pagoden noch jetzt sichtbar.

Diese Göttertempel sind zwar an der Küste von Malabar in mehreren Stücken von denen der entgegenstehenden Küste verschieden, indeß zeigen beide Arten das unleugbarste Siegel des höchsten Alterthums, unerschütterlicher Festigkeit, imponirender Größe und riesenmäßiger Anstrengung und Ausdauer der Erbauer.

Der Natur des Gesteins zufolge finden sich hier mehrere Verschiedenheiten. Einige Pagoden



andel


UNIV.
OF
MICH.

sind nämlich von Marmor erbauet, dieß ist häufig auf Malabar der Fall; andere bestehen aus Ziegelsteinen oder auch aus Granit; so zeigen sich uns die auf Coromandel. Endlich finden wir einige dieser colossalischen Werke im lebendigen Stein gehauen, wie z. B. auf den Inseln Salsette und Elefanta, ferner im Gebirge Illura im Decan. Diese letzteren im Felsen selbst gehauenen verdienen fast noch eine größere Aufmerksamkeit als die wirklich erbaueten.

Da übrigens die meisten der letzteren stets in ihrer Architektur eine bedeutende Aehnlichkeit unter sich haben, so wird es hinreichend seyn, ein Paar der merkwürdigsten hier etwas genauer anzuzeigen, so wie nachmals eine der großen Tempelhöhlen oder einen ausgehölten Felsen.

Um zuerst von erbaueten Pagoden, in Hindostan selbst, Koil genannt, einen allgemeinen und richtigern Begrif geben zu können, mag hier die von Sonnerat genommene Zeichnung einer großen Pagode der Küste von Coromandel zum Grunde dienen *).

Eine hohe, starke, sehr feste, viereckige Mauer umschließt das Ganze. Wenn anjetzt bei mehreren Pagoden die Winkel mit Bastionen versehen sind, so gehörten diese anfänglich nicht zu dem Baue selbst; sie sind von Europäern hinzugefügt, die sich zu zeiten genöthigt sahen, sich ihrer als feste Plätze zu bedienen.

---

*) M. s. das Kupfer.

Auf jeder der vier Wände steht ein pyramidenähnlicher, oft 3 bis 4hundert Fuß hoher Thurm (Kobrom) von 8 und mehr Absätzen. Der oberste trägt eine runde Krone, bei einigen mit Spitzen und Knöpfen besetzt. Auch finden sich bei einigen noch kleine Seitenthürmchen oder hohe Capellen auf den einzelnen Stufen.

Unter diesem Thurm oder Kobrom hat jede der vier Mauern gewöhnlich einen Eingang oder Thür, und dieser entsprechen ähnliche Oefnungen in der über ihr ruhenden Pyramide bei jedem Stockwerke. Das Ganze ist genau nach den 4 Weltseiten gerichtet.

Die vier Seitenwände haben oftmals, wie bei der hier abgebildeten, mehrere Abtheilungen, bei andern hingegen laufen die Mauern gleichförmig fort, jedoch stets mit einem erhabenen Aufsatz, der selbst mit Knäufen geziert ist.

Die merkwürdigsten Zierrathen zeigen sich aber vornehmlich an den Pyramiden selbst. Le Gentils schöne Abbildungen der Pagode von Vilnour unweit Pondicheri, zeigen uns eine bewundernswürdige Arbeit von viel hundert Mythen in halberhabener Arbeit; Figuren von kämpfenden Göttern mit ihren Attributen, größtentheils zu Fuß, theils auf Elephanten, Ochsen und andern Thieren reitend, und die ganze Krone oder der oberste Kranz selbst, ist mit solchen hervorragenden Figuren eingefaßt. Perrin bezeugt daß diese Figuren der Pagoden oft von Granit wären mit bewundernswürdiger Kunst gearbeitet. Dem beim Gentil angegebnen Maaße zufolge, hat

diese aus 11 Absätzen bestehende Pyramide von Villenour, die Basis, einen großen Würfel von Quadersteinen, mit eingeschlossen, nur eine Höhe von 15 Toisen oder 90 Fuß.

Tritt man in den Hof welchen die vier weiten Mauern mit den Thürmen einer solchen Pagode einschließen, so zeigen sich zuerst Tangs oder ansehnliche mit Steinen eingefaßte Teiche zur Reinigung, Abwaschung der Sünden; dem Paulinus zufolge, ist die Einfassung gewöhnlich von Marmor und schön gearbeitet. Längst den Mauern sind viele Ruhebänke und Arkaden zum Schutze der Andächtigen, wie auch kleine Kapellen, theils mit dem Bilde irgend eines Gottes oder Königs, theils als Wohnungen der Braminen und der den Göttern geweiheten Tänzerinnen. Bei andern finden sich indeß sowohl diese Tangs als die Wohnungen der Priester und Tempeltänzerinnen außen vor der Pagode.

Gegen die Mitte der Pagode steht das Heiligste, der Tempel der Gottheit selbst. Er hat einen Vorhof, bestehet ebenfalls aus einer Pyramide nach den vier Weltgegenden gerichtet, in Stockwerke in die Höhe steigend; jede Seite hat ein Fenster.

Unserer Sonneratschen Zeichnung zufolge, sieht man indeß im Innern mehrere solcher Tempel, wahrscheinlich herrscht hiebei eine Verschiedenheit. In dem untersten Stockwerk zeigen die Mauern die Thaten des Gottes noch reichlicher als die Basreliefs der Thürme, nebst seiner monströsen Statue oftmals mit 12 und mehr Armen. Da

nun das Licht beim gänzlichen Mangel an Fenstern, allein durch die Thür hineindringen kann, so wandelt man hier in einem furchtbar heiligem Dunkel.

Die berühmtesten Pagoden sind dem Vishnu und dem Schiwa mit seinem Sohne dem Supramania errichtet. Ist die Pagode dem Schiwa gewidmet, dann ist darin der Lingam das vornehmste Bild, auch sieht man überhaupt unter den Basreliefs der meisten Pagoden mehrmals sehr obscöne Vorstellungen der Thaten der Götter. Hieran nehmen indeß die Hindus durchaus kein Aergerniß. Einen catholischen Geistlichen der sich über die Vorstellung des Lingams ärgerte, fragte der Tempel-Bramin sehr ernsthaft, ob derselbe Gott, welcher das Auge geschaffen hätte, nicht auch der Urheber der übrigen menschlichen Glieder sey?

In verschiedenen Nebencapellen stehet dann die Familie des Schiwa, seine vornehmste Gemahlin hat jedoch einen Platz im Innern gleich neben Schiwa selbst. Die Zeichnung zeigt zugleich eine Statue des Gottes Dermadeve, des Gottes der Tugend, als einen liegenden Ochsen auf einem Postamente,

Die Tempel des Vishnu haben statt der eigenen Capellen für die Angehörigen nur Nischen, z. B. für den Hanuman oder Affenkönig, für den Adler oder Garudhas der den Vishnu trägt, gleichsam Jupiters Adler u. a.

Von den Statuen der Gottheit welcher der Tempel geweihet ist, sind gewöhnlich zwei; eine

vor

vor dem Tempel, die andere im Innern. Sie müssen von Stein, von Kupfer oder Gold seyn; die von Pollear oder Ganesa stets von Stein. Oftmals sind diese Statuen, wenn gleich der Figur nach schlecht gebildet, dennoch sehr kostbar. Die große Statue des Krischna (Vishnu) welche Tavernier im Tempel von Jagrenat sahe, bestand aus Sandelholz. Sie war mit einem großen Mantel von Gold- und Silberstücken bedeckt, der bis auf die Füße herabging, so daß nur das Gesicht und die Arme und Hände gesehen werden konnten.

Statt der Augen waren zwei große Diamanten eingesetzt, auch hingen ebenfalls Diamanten am Halse herab. Der kleinste dieser Steine hielt etwa 40 Karat. Die Arme und Hände waren mit Geschmeide von Perlen und Rubinen geziert.

Es sind indeß weder die Statuen noch die Zierrathen der Pagoden welche unsere Bewunderung verdienen; denn die Bildhauerkunst hat bei den Hindus keine große Fortschritte gemacht, wenn gleich einige Vasen, Basreliefs wie auch kleines Schnitzwerk aus Elfenbein, nicht schlecht ist.

Das wodurch die Pagoden jeden in Erstaunen setzen ist das colossalische, und die Ehrfurcht gebietende Gestalt des Ganzen, die ungeheuern Steinmassen woraus sie zusammengesetzt sind, die Genauigkeit ihrer Zusammenfügung, die Nettigkeit und Glätte selbst ihres härtesten Granits.

Das Beispiel der berühmten Pagode von Jagrenat mag für diese Art der Pagoden, für die erbaueten zum Beispiel dienen, worauf dann ein anderes für die in Felsen ausgehauenen folgen wird.

Jagrenats Pagode ist auf der Küste von Coromandel nicht weit vom Meere unter 19° 48′ n. Breite und gegen 86° 50 L. v. Greenw. an einem kleinen Arm des Mahawady Flusses gelegen. Taverniers Irrthum, diesen Fluß für den Ganges anzugeben, entstand höchstwahrscheinlich durch die Verwechselung des Namens Ganga oder Gonga, d. ist überhaupt Fluß, mit welchen vorzugsweise auch der Ganges belegt wird.

Die Pagode von Jagrenat, sagt ihr genauerer Beschreiber le Gout de Flaix, hält in der Länge 360 Cadjes, also ($1\frac{1}{4}$ Cadje = 1 Par. Elle) 288 Par. Ellen, folglich über 1122 Par. Fuß, die Elle zu 3 Fuß 8 Zoll und 190 Ellen oder $696\frac{2}{3}$ Fuß in der Breite. Das Ganze der Einfassung bildet ein regelmäßiges Parallelogram, und ruhet auf einem ungeheuern Granitblock den man zu einer wagerechten Fläche geebnet hat, so daß der lebendige Felsen dem ganzen Gebäude zur Grundmauer dient. Die Höhe der Mauer selbst, die des Grundes mit eingeschlossen, beträgt 24 Fuß, die Breite 38, und hierauf läuft eine Gallerie von 14 Fuß um das ganze Parallelogram mit einem einfachen jedoch eleganten Gesim.

Diese Art der Architectur nähert sich der Dorischen Ordnung, und hat sie auch nicht die

edle Einfachheit der griechischen Baukunst, so muß man dennoch die kühne Idee zu dem Plane von einem so ungeheuern Umfange bewundern, der auf den 4 Seiten eines Parallelograms eine Folge von 276 Arkaden bildet, die durch Uebergänge so verbunden sind, als wären sie nach einem cirkelförmigen Plan errichtet.

Was aber, fährt der Beschreiber fort, die Einbildung noch mehr in Erstaunen setzt, ist die ungeheure Höhe der Pyramide die den Haupteingang des Tempels krönt. Die Höhe beträgt 344 Fuß, die Zierrathen daran sind von vergoldetem Kupfer. Die Seiten sind so sehr mit Bildhauerarbeit überladen, daß sie dem Auge zur Last fallen.

Jetzt denke man sich hiebei, daß die Blöcke Granit, woraus dieses ungeheure Monument errichtet ist, aus einem Steinbruche gezogen sind welcher in den Ghauts 68 Stunden (Lieues) von Jagrenat entfernt liegt, und das mehrere der einzelnen Quaderstücke 10 bis 12 tausend Kubikfuß enthalten. Wie viele Jahre hat man nicht gebraucht um sie zu schneiden, sie so weit fortzuschaffen, sie zu behauen und zu glätten, und sie über 350 Fuß hinaufzuführen! Ich halte, sagt der Franzose, es nicht übertrieben zu behaupten, daß 2500 Jahre kaum hinreichend gewesen sind, den ganzen Bau zu vollenden.

Mag nun auch in dieser letzten Aeußerung viel Uebertriebenes liegen, so muß doch sicher die Zeit das Ganze zu erbauen, sich auf mehrere Jahrhunderte erstreckt haben. Plinius behaup-

tet ja, die Erbauung der größten Pyramide Egyptens habe bei einer Summe von 366000 Arbeitern dennoch 20 Jahr erfordert. Diese Pyramide war doch nur aus verhältnismäßig kleinem und viel weicherem Gestein; wie unbedeutend ist nun hiernach diese Pyramide Egyptens gegen unsere Pagode, und die einzelnen Steine gegen jene; und nun endlich dieß alles von dem festesten, so schwer herbeizuschaffenden zu bearbeitenden oder gar zu polirenden Granit!

Da dieß hinreichend scheint das ungeheure dieser Pagoden einigermaaßen darzustellen, so übergehen wir die ähnlichen von Chalembron, von Tanjour, Tervalour und andere, besonders da sie einige Tausend Jahre jünger seyn sollen; den der von Jagrenat geben die Braminen, dem Sonnerat zufolge, ein Alter von 4883 Jahren. Le Gout de Flaix spricht gar in übertriebenem Enthousiasmus von eilftausend Jahren.

Bei Erwähnung der Pagode von Schalambron (unter 11° 24′ 42″ n. Br. und 79° 48′ 6″ Länge von Gr.) verdient noch folgendes bewundernswürdige Werk, wenn gleich nur eine Verzierung erwähnt zu werden. Es besteht nämlich aus einer einzigen, aneinanderhangenden Kette in Granit gehauen, und an 4 großen Steinen befestigt. Die Kette hängt, oder hing wenigstens vormals als Guirlande mitten vor dem Schiffe der Pagode herab und bildet 4 große Guirlanden, jede von 137 Par. Fuß, also zusammen 548 Fuß aus einem Stück, jedes Glied ist 3 Fuß 2 Zoll lang, und 2 — 3 Fuß dick, das erstaun-

liche Ganze ist aber dabei so treflich polirt, daß es wie der feinste Stahl spiegelt. Schwerlich findet sich auf der ganzen Erde etwas ähnliches!

Die Pagoden der Küste von Coromandel sehen sich fast alle, der Form nach ähnlich, auch sind sie bei weitem die prächtigsten. Unter denen auf Malabar herrscht dagegen zwar mehr Verschiedenheit, allein sie erreichen nicht das Erhabene von jenen. Die Architectur der Hindus ist indeß oftmals nichts weniger als schlecht oder ohne Sinn des Schönen. Hodges hat uns z. B. die Zeichnung einer Säule von einer Pagode unweit Benares geliefert, welche mit Recht auf Schönheit Anspruch macht. Sie nähert sich durchaus der griechischen und zwar der corinthischen Säule, und zeigt sehr gefällige Verhältnisse und Verzierungen.

Die zweite Art der Pagoden, die in den lebendigen Felsen selbst gehauenen, setzen noch mehr in Erstaunen.

Jllura oder wie die Engländer schreiben Ellore, die Ortschaft unter 16° 42½′ n. Br. und nach Rennels Karte gegen 81° 12′ westl. von Gr. acht Cos von Aurengabad gelegen, entstand durch den Zusammenfluß der Pilgrimme welche die dortigen Pagoden besuchen.

Das hiesige Felsengebirge (im heutigen Hydreabad) zeigt sich in der Form eines Hufeisens, ist zwei Stunden weit senkrecht von unten nach oben ausgehöhlt, und gleichsam in Pagoden vertheilt. Alle Gottheiten Indiens vom ersten und zweiten Range, selbst Brama hat wider sonstige

Gewohnheit hier eine Pagode. Dieß ist mithin ein hindostanisches Pantheon, riesenmäßig im Vergleich des römischen, wenn gleich bei weitem nicht so schön. Nur allein Schiwa hat 20 Pagoden, und zwei der größern Tempel sind der Dreieinigkeit Trimurti gewidmet.

Die vielen Pagoden nebst ihren Vorhöfen, Gallerien und auf großen Säulen ruhenden Stockwerke, alles inwendig mit einigen tausend Statuen und Basreliefs, welche den ganzen Pandawen oder Gigantenkrieg darstellen, dieß alles ist aus dem festen Felsen mit unendlicher Arbeit lediglich durch Hammer und Meissel hervorgegangen, eine Riesenarbeit, vielleicht von Jahrtausenden! Auch geht die Zeit der Entstehung über unsere Zeitrechnung hinaus, und die Braminen, welche es für das Werk himmlischer Wesen ansehen, wagen es nicht, die Epoque davon zu bestimmen.

Nicht minder alt und bewundernswürdig sind die Aushöhlungen der Felsen auf den Inseln Elefanta und Salsette, unweit Bombay, wovon besonders Niebuhr und Anquetil du Perron Beschreibungen und Zeichnungen geliefert haben. Die von dem Felsengebirge von Kenri auf Salsette, sind der Zeichnung nach, wie in einem Hufeisen gelegen in dessen Grunde sich ein See befindet. Die Oefnung oder Mündung des Hufeisens beträgt dem Maaße zufolge über 50 Fuß. Allein weit höher hinauf gegen den See oder Boden der Figur zu, fand Anquetil Ruinen einer Brücke welche die beiden Schenkel des

Hufeisens, also die Gebirge unter sich vormals vereinigte, und dieser Abstand beträgt gegen 100 Fuß. Die größte Anzahl der in den Felsen ausgehauenen Pagoden lag in Südost und hier sah man ganze Reihen solcher Höhlen zu Pagoden geformt, einige waren 50 Fuß tief; ferner achteckige, sechseckige und andere Säulen in einigen Pagoden bis zu 14 der Zahl nach, nebst vielen Figuren von Göttern, Menschen, Riesen, Tiegern, Elephanten, Sphinxen und Lingams, alles aus dem lebendigen Felsen gehauen und darin geschnitzt, nebst vielen jetzt gänzlich unbekannten Inschriften.

Man muß also auch hiebei gestehen, daß alle übrige Alterthümer der bekannten Erde hiergegen nur kleinliche Werke sind, zwar nicht an Schönheit aber wohl an imponirender Größe und Ausdauer in Arbeitsamkeit.

Die Insel Elefanta in eben diesem Busen, östlich von Salsette, welche ebenfalls mehrere in Felsen gehauene ähnliche Pagoden enthält, erhielt ihren Namen von einem aus schwarzen Gestein in natürlicher Größe gehauenen Elephanten; er steht am Fuße eines Berges gegen Bombay hin, und scheint ein Junges auf dem Rücken zu tragen. Der eigentliche Name dieser Insel ist Galipuri oder Kalpuri, d. ist, Felsenstadt.

Der Dienst in diesen Pagoden wird von eigenen Priestern versehen, Braminen. Diese und die dem Gottesdienst gewidmeten Devedaschis oder Tänzerinnen, wohnen theils innerhalb theils außerhalb der Pagoden, denn hierin herrscht

Verschiedenheit; ja mehrere Pagoden werden nur zu zeiten von den Priestern besucht, andern mangeln sie jetzt gänzlich.

Das Innerste oder Heiligste der Tempel, steht nur den Braminen selbst offen, dahingegen das übrige der meisten von jeder Caste der Hindus, die Parias ausgenommen, besucht werden darf.

Sind nun gleich so viele seit Jahrhunderten erbauete Pagoden vorhanden, so fehlt es dennoch nicht an Errichtung neuerer. Ein reicher sterbender Hindus glaubt kein grösseres Opfer oder grössere Söhnung bringen zu können, als durch Errichtung einer Tschoultri für Reisende, noch gültiger aber durch Errichtung einer Pagode. Das heilige Thier, die Kuh, muß sodann den Fleck der Errichtung selbst bestimmen. Man führt sie an den dazu schicklichen Ort, läßt sie die Nacht dort weiden, und der Fleck woselbst die Braminen des Morgens die größte Menge ihres Düngers vorfinden, ist der Platz für die neue Pagode.

Ist diese erbauet, so werden eigene Ober- und Unterpriester, Braminen, für sie gewählt. Der oberste dieser Braminen darf nie den Tempel verlassen. Er erhält von dem Landesherrn zu seinem und der übrigen Geistlichen Unterhalt ein eigenes Stück Land, dieß ist von allen Abgaben frei; daneben wird ihm noch ein Zoll von den Kaufleuten gegeben. Seine Würde ist erblich, und wenn er sich öffentlich zeigt, so wirft sich das Volk so lange zur Erde, als er sich sehen läßt. Hierauf wird die Pagode mit großen Kosten

eingeweihet. Das deßhalb angestellte Fest dauert 40 Tage und alle hiebei versammelte Braminen müssen ernährt werden.

So wenig man nach den ehrwürdigen einfachen Grundwahrheiten der Religion der alten Hindus, die wir zuvor auseinandergesetzt haben, die darauf folgende aberwitzige Götterlehre und die Tausende uns vernunftlos scheinende Mythen erwarten konnte, eben so wenig wird man nun den jetzt darzulegenden Kultus jenen großen Grundwahrheiten angemessen finden.

Hätte man nämlich nicht bei dem Glauben an ein einziges Urwesen von höchster Heiligkeit, bei der Ueberzeugung daß nur allein die Tugend der einzige Zweck des Menschen seyn müsse, um sich der Gottheit würdig zu machen, hier einen Kultus erwartet der in feierlichem Dank und Anrufung des höchsten Wesens und vornehmlich in täglicher Annäherung zur Tugend bestehen würde?

Wie auffallend ist es aber hier nirgend eine Anrede oder Predigt an das Volk, nirgend eine ihm angemessene Auseinandersetzung der Erhabenheit und Güte des Schöpfers, ja nicht einmal eine Darstellung der Pflichten des Menschen in einer verständlichen Sprache, eine Auseinandersetzung der zum Theil höchst schätzbaren Sittenlehre jener merkwürdigen alten Schriften, der Vedas, vorzufinden.

Der Bramine erlaubt nicht einmal den übrigen Casten diese schätzbaren Schriften zu studiren, er versagt dem Volke so wie vormals der zelo-

tische Catholik das Lesen seiner heiligen Schriften, seiner Bibel.

Der ganze Kultus besteht nämlich in dem täglichen Bedienen der einzelnen Götter oder vielmehr Götterbilder, durch die Braminen und durch die ihnen geweiheten Mädchen, Devedaschis; ferner in auffallenden, die Augen des Pöbels täuschenden Ceremonien, er ist Bilderwerk. Er zerfällt in Opfer, in wenig verständliche Anrufungen und Gebete, körperliche Büssungen und endlich große Feste, lärmende Feierlichkeiten.

Der tägliche Gottesdienst, oder die täglich dem Götzenbilde gewidmeten Ceremonien, werden unter dem Namen Poutsche befaßt.

Sie bestehen hauptsächlich in Abwaschen der Götzenbilder, sowohl mit Wasser als mit Milch; ferner wird es mit Butter und wohlriechenden Oelen gesalbet, man bedeckt es mit reichen Zeugen und Juwelen; Man stellt Lampen vor dasselbe hin, und läßt Butter darauf verdampfen, wirft nach den in den heiligen Büchern verzeichneten Regeln, ihm geheiligte Blumen zu, und während der ganzen Ceremonie tanzen die Devedaschis nach der Instrumental-Musik um den Gott. Ein Theil der Braminen verscheuchen mit Fliegenwedeln die Insekten von ihm, der übrige bietet derweilen die von dem Volke dargebrachten Opfer an; sie bestehen in Reiß, Butter, Blumen und Früchten.

Uebrigens giebt es vielartige Opfer und hiebei ebenfalls sehr verschiedene Ceremonien; sie lassen sich auf solche zurückbringen, welche täglich den

Göttern dargebracht werden, um Schutz und besondere Begnadigungen von ihnen zu erhalten, und auf andere von einer feierlichern oft geheimnisvollen Art, welche nur zu gewissen Zeiten statt haben.

Die Opfer bestehen in Lebensmitteln mehrerer Art, z. B. Milch, Honig, Pisang und andern Früchten, Kokosoel, Zucker, Reiß, mehreren Arten Korn und Gemüse, Blumen und Speecereien, auch wird Geld geopfert. Alles ist den Braminen annehmlich, denn es dient zu ihrem Unterhalt.

Der feierlichen Opfer, welche man nicht bloß den Göttern, sondern den Gestirnen, den Geistern, den Verstorbenen und auch dem Lingam bringt, giebt es zu viel um sie hier einzeln anzuzeigen; ein paar Beispiele mögen hinreichen.

Das große Brandopfer Jaga oder Jagam, der Sonne und den Planeten gewidmet, erfordert sehr bedeutende Zurüstungen. Auch hat es keinen geringern Endzweck als den, ein heiliges Feuer zu bekommen, wodurch der Scheiterhaufe der Leichname der Braminen könne angezündet werden, um sie dadurch nach dem Tode aller fernern Reinigungen (Büssungen) zu überheben, und sie hiedurch unmittelbar aus der Asche in den Himmel des Brama zu versetzen.

Es werden hiezu 100 der gelehrten Braminen (Pundits) außer einer weit größer Anzahl geringerer erfordert. Jene höheren Braminen wählen einen nach den vier Welttheilen gelegenen Platz, und weihen ihn durch Kraftgebete und Weih-

wasser dazu ein, um ihn zugleich hiedurch gegen die bösen Geister zu schützen. Auf diesen Platz wird ein für die 100 Braminen hinreichend großes Zelt errichtet, um dasselbe aber viele kleine, worinn sich die übrigen Braminen versammlen, diese Zelte werden so gestellt, daß man daraus jenes große heiligste Zelt sehen kann. In letzterem wird ein Heerd angebracht, aus dessen Mitte sich eine hölzerne Säule erhebt, an welcher oben Stricke befestigt werden, die zu den Seiten herabhangen. Neun verschiedene Holzarten, den 9 Planeten gewidmet, legt man in einen Holzstoß zusammen. Jeder Priester hält dann ein Stückgen dieser geheiligten Hölzer in der Hand. Durch Aneinanderreiben zweier Stücke des Arasu-Holzes machen sie nun Feuer an, um den Holzstoß damit anzuzünden. Hierauf wird ein fehlfreier Widder oder Bock in den Kreis geführt; über ihn werden Gebete gehalten, und ihm zugleich mehrere Kraftworte ins Ohr geflüstert. Nun erstickt man das Thier durch Verschließen des Mauls und der Nase. Hierauf nimmt man seine Leber heraus, wäscht sie mit Milch, bestreicht sie mit Butter und bratet sie zuerst an der Sonne, sodann am Feuer. Der ganze Körper des Widders wird sodann auf dem Holzstoße verbrannt, und der Geruch durch Weihrauch, Muscatnüsse und Sandelholz vertrieben, während daß die Priester zu Brama, Mitra Schiwa (der Sonne) und andern Gottheiten beten. Die Ueberbleibsel der Leber werden unter die Braminen vertheilt, und von allen zu gleicher Zeit

verschluckt. Der Oberpriester nimmt sodann von dem heiligen Feuer mit sich zu Hause, um es dort zeitlebens zu dem zuersterwähnten Endzweck zu unterhalten.

Hier ist also schon eine Ausnahme von einem der Hauptgesetze der Hindus, nämlich von der Vermeidung des Blutvergießens, oder vielmehr des Tödtens der Thiere. Ein anderes Opfer giebt aber davon einen noch entschiedenern, ja selbst furchtbaren Beweis. Das heilige Buch Indischtira gedenkt eines dem Schiwa zu Ehren geopferten Stiers, ja das zuvor angeführte Buch, Amarasinha, spricht sogar von Menschenopfern. Durch den Tod eines Thiers als etwas außerordentlichen und daher noch mehr durch das Blut eines Menschen, wollten auch selbst die am höchsten kultivirten Völker die Gottheit versühnen. Noch in unsern Zeiten, 1746, soll der König von Travancore bei Gelegenheit eines Krieges gegen die Malabaren, auf Anrathen der Braminen, 15 Kinder unter vielen mystischen Ceremonien lebendig haben vergraben lassen.

Auch zeigt sich noch jetzt etwas ähnliches in dem Opfer Tukam, welches der Parwadi (Bhawani in ihrer traurigen Gestalt) durch Aufopferung mehrerer Hähne gebracht wird, sondern man erkauft dabei sogar einen heiligen Menschen, durchbohrt ihm die Rückenhaut mit einem eisernen Haken, hebt ihn in dieser schmerzhaften Lage auf einer Stange empor, und dreht ihn sodann jubelnd und zur Göttin betend umher. Nach Sonnerats Berichten gehört dieses feier-

liche Opfer der Mariatale, der zuvor erwähnten Göttin der Kinderblattern, und dieses veranlaßt ein eigenes Fest Quedil genannt. Es wird im Monat Chitteré (unserm April) gefeiert und solche Personen welche sich dieser Göttin ganz vorzüglich verpflichtet glauben, oder von ihr besondere Wohlthaten zu erbitten haben, lassen sich an einen doppelten Haken, der durch das Rückenfleisch geht, an einem langen Hebel aufhängen *).

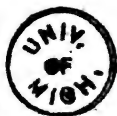
In der einen Hand eine Citrone in der andern einen Säbel und Schild, muß ein solcher Fanatiker mit fröhlichem Gesichte die Rolle eines Streitenden spielen. Hiebei wird er von einem Andern einige mahle mit dem Hebel, woran er hängt, umhergedreht. Er würde aber nicht nur den ganzen Werth dieser grausamen Gaukelei, sondern selbst der Ehre seiner Caste verlustig gehen, sobald er durch Klagen oder Seufzen einiges Misbehagen merken ließe.

Da übrigens die Göttin Mariatale nur zu der geringern Ordnung gehört, so wird dieses Fest, Quedil, als Fest nur von den untersten Volksklassen, hauptsächlich von den Parias gefeiert.

Hieher darf man auch das Fliegenfest rechnen. Anquetil sagt, es werde am 12ten Julius gefeiert. Nach gehörigen Reinigungen und Gebeten streuen die Andächtigen vor ihren Häusern solche Dinge

*) M. s. das Kupfer.





aus, welche den Fliegen besonders angenehm sind, z. B. Zucker, Mehl u. dergl.

Bevor wir von den Opfern zu den eigentlichen Festen übergehen, müssen wir wenigstens noch kürzlich bemerken, daß, bei der hohen Verehrung der Fruchtbarkeit, die Hindus ebenfalls dem Lingam, den vereinigten Geschlechtstheilen, opfern.

Sie bekränzen den Lingam bald mit Blumen, bald salben sie ihn mit wohlriechenden Oelen. Auch den Dämonen oder bösen Geistern oder Genien werden Opfer gebracht, ja selbst den Schlangen, denen man um sie von den Häusern, abzuhalten, eigene Steine weihet, auch ihnen Hütten errichtet.

Von den größern Festen bedarf es ebenfalls nur einiger, um im Ganzen davon einen Begrif zu geben.

Es giebt aber eine sehr große Anzahl Feste, fast jeder Monat hat seine eigene, indeß haben die dabei üblichen Nebenceremonien sehr viel ähnliches unter einander, wenn gleich die Veranlassung dazu, und also die Hauptsache bedeutend unter sich verschieden ist.

Eins der wichtigsten ist das Tirounal, welches auch wegen des dabei vorkommenden Wagens das Wagenfest, oder Teroton (nach Sonnerat) benannt ward. Es ist die Weihe jeder bedeutenden Pagode, hat keine bestimmte Zeit und dauert ganzer 10 Tage hindurch. Das Zuströmen der Hindus aus allen Theilen des Reichs ist sodann bei den berühmten Pagoden unermeßlich, und daher für diese Tempel z. B. für

Schalonbron oder Jagrenat sehr einträglich, da jeder Andächtige ein Opfer darbringt. Daher erklärt sich auch zum Theil die große Einnahme dieser Pagoden. So ist die von Jagrenat im Stande viele Tausende armer Pilgrimme zu speisen, obgleich die Anzahl der zu dieser Pagode gehörenden Braminen, welche ebenfalls ihren Hauptunterhalt durch die Opfer finden, selbst sich auf mehrere hundert beläuft.

Ehe das Fest Tirounal anhebt, werden in den Hallen des Tempels Altäre errichtet, und mit kostbaren Tapeten behangen, auf welche die Thaten des Gottes gestickt sind, worauf dann im Innern eine Procession um das Bild selbst gehalten wird.

Sodann zieht am Abend vor dem Anfange des Fests eine Procession mit Musik durch die Straßen, sie dient dazu, allen Schwangern anzudeuten, daß sie sich während der folgenden 10 Tage des Fests in ihren Häusern halten sollen. Den ersten Tag des Fests selbst werden nun, unter stark schallender Instrumental-Musik und vielen Opfern, Processionen innerhalb des Tempels gehalten. Am zweiten, dritten, vierten, fünften und sechsten Tage erscheint dann das Bild der Gottheit öffentlich in großen mit Musik begleiteten Processionen, und zwar wenn das Fest dem Vischnu gewidmet ist, bald auf einem Affen, bald auf einem Adler reitend, ist es hingegen dem Siwa heilig, dann sitzt sein Bild entweder auf einem Riesen oder auf einem Stier, Elephanten oder einer Schlange. Der siebende Tag ist zwar ohne

ohne Procession, allein das Bild wird in einem Fenster der Pagode dem Volke sichtbar, und man bringt ihm sehr viel Opfer. Am 8ten tragen die Braminen das Bild selbst, und am 9ten nur innerhalb der Pagode. Der 10te ist der feierlichste, und oftmals schrecklichste Tag. Das Bild, auf einem steinernen Altar ruhend wird mit Blumen bekränzt und auf einen Wagen von ungeheurer Größe und Schwere gehoben. Er besteht aus einer großen hölzernen Maschine, auf 4 Rädern, die, um das Bild zu decken, mit einem eigenen Schutzdache versehen ist. Unter den Verzierungen die an dem Bilde selbst angebracht sind, findet sich dießmal die Vorstellung einiger Pferde von Pappe als zögen sie Gott. Die ganze ungeheure Maschine wird indeß nicht von Thieren gezogen, sondern von Menschen. Sechs bis sieben Tausend Personen spannen sich selbst vor, und dann geht, unter dem Klange vieler Instrumente und eines unermeßlichen Volks, die Procession fort. Bei dieser Gelegenheit geschieht es, daß einige vor Aberglauben Wahnsinnige sich vor die Räder des Wagens legen, und sich von dieser schweren Maschine zerquetschen lassen, um sich dadurch einer schnellen Seligkeit zu versichern. Während daß der Götterwagen diese Unglücklichen zermalmt, jubelt die tolle Menge, und die singenden, vorauf tanzenden, auf das prächtigste geschmückten Devedaschis nebst der volltönenden grellen Musik, übertäuben das Aechzen der Gerädderten, und verwandeln diese gräßliche Trauerscene in das

fröhlichste Volksfest. Indeß muß hiebei nicht unbemerkt bleiben, daß auch dieser Act von heiligem Wahnsinn schon jetzt anfängt seltner zu werden.

Ein sehr wichtiges Fest ist bei den Hindus die Feier des Neuenjahrs. Dieß Fest, das bei ihnen am ersten April, beim Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widders gefeiert wird, führt den Namen Pongol, d. h. es siedet oder kocht. Dreißig Tage zuvor errichtet man deßhalb einen kleinen, viereckigen Tisch oder Altar von Ziegelsteinen. Frühmorgens des ersten Tages bedeckt man diesen Tisch mit Kuhdünger, symmetrisch geordnet und mit Kürbisblumen geziert. Abends wird alles wieder abgeräumt, jedoch der Dünger stets aufbewahrt. Dieß setzt man fort bis zum Tage des Pongols selbst; sodann kocht man bei dem Feuer des Düngers Reiß mit Milch, und so wie das erste Aufkochen bemerkt wird, ruft alles Pongol, es kocht!

Man opfert zuerst davon den Göttern und nachmals ißt die ganze Familie davon. Nach der Zeichnung, die uns Sonnerat davon geliefert hat, scheint hiebei eine feierliche Anrufung an die Sonne gerichtet zu werden, und wirklich ist dieses Fest zur Freude der Rückkehr der Sonne nach Norden angestellt.

Am folgenden Tage vergoldet man den Kühen die Hörner, und läßt sie in den Straßen umherlaufen. Hierauf folgen Tages darauf Processionen des Bildes der Gottheit, wahrscheinlich das des Schiwa, als (nach dem Paulinus) des

Sonnengottes, wie er auf einem (gemachten) Pferde reitend, mit der Lanze in der Hand auf die Jagd geht. Es wird von mehreren Menschen wirklich in dieser Stellung in das Feld getragen, auch tödtet man deßhalb irgend ein Thier. Die Braminen werfen sodann das Loos über das Schicksal des jetzt angefangenen Jahrs.

Bedeutende Feste sind ferner; das Fest des Feuers und das Waffenfest. Man feiert das erste zur Zeit einer allgemeinen Dürre, die bekanntlich oftmals in mehreren Theilen Hindostans eintritt, wenn der Regen zurückbleibt, und dann, da sich das Volk fast gänzlich von Erdfrüchten nährt, die schrecklichsten Verheerungen verursacht.

Le Gentil wohnte bei ähnlichem Falle am 28sten April 1769 einem solchen Feste bei, das ¼ Stunde unweit Pondicheri gefeiert ward; er nennt es das Fest der glühenden Kohlen. Man grub auf dem Felde einen Graben gegen 23 Fuß, wohl nach Norden, lang und nicht völlig so breit, etwa 10 Zoll tief. Dieser ward mit glühenden Kohlen gefüllt. Am westlichen Ende dieser großen Kohlenpfanne hatte man eine kleinere, von jener durch einen Damm getrennte Grube mit Wasser gefüllt, wodurch dann, da die Erde sich stets damit vermischte, eine Schlammgrube entstand.

Etwa eine halbe Stunde vor Ankunft der Gottheit (wahrscheinlich des Schiwa als Gott des Feuers?) ward nun alles in Glut gesetzt, eine Feuerfläche von 430 Quadratfuß, welche sehr weit um sich her durch ihre Hitze das Volk ent-

fernt hielt. Während dieser Zubereitung war das Götterbild, wahrscheinlich von Bronze in einer kleinen mit Blumen und Kränzen geschmückten Capelle (Bethäuschen) auf einer Tragbahre von sehr vielen Hindus auf den Schultern unter dem Zulauf einer großen Volksmenge in der Stadt umhergetragen. Die Gegend umher war mit einer zahllosen Menge Volks bedeckt, hierunter große Gruppen schön geschmückter Mädchen, wie auch vieler Betenden und Büßenden.

Nun ward der Gott den Vorrichtungen selbst genähert, und oben in Westen gegen die ungeheure Glutpfanne gesetzt, und sofort sprangen gegen 60 völlig nackte Männer in die Glut hinein. Sie waren von Kopf zu Fuß gelb bemahlt, und trugen Säbel in ihren Händen, liefen mit Schnelligkeit über die Kohlen der ganzen Länge nach hin, und traten darauf sogleich in die zu Ende derselben angelegte Schlammkiste, um den Brand zu löschen, dreheten sich darin zur rechten und linken umher, um sogleich den Nachfolgenden Platz zu machen. Nach Sonnerats Zeichnung zeigen sich hiebei selbst Frauen, doch spricht le Gentil nur von Männern, gesteht aber daß hiebei durchaus kein Betrug obwalte, und hält diese Menschen für wirkliche Märtirer ihres Aberglaubens. Indeß giebt er zu, daß wohl die Gewohnheit der Indier, stets barfuß zu gehen, bei diesen Leuten eine sehr harte, gefühllose Schwiele könne hervorgebracht haben. Ihre Hauptanführer trugen Reiß in den Händen und legten diesen dem Götzenbilde zu

Füßen. Auch sollen sie sich mehrere Tage zuvor durch Fasten und durch Baden auf dieses Fest zubereiten.

Der Gott ward nachmals unter großem Jubel zur Stadt zurück gebracht. Merkwürdig schien es, daß da in sehr langer Zeit kein Tropfen Regen gefallen war, der Himmel gleich nach Beendigung der Feierlichkeit sich bezog, und einige Tropfen herabfallen ließ; begreiflich ein unwiderleglicher Beweis der Wirksamkeit der tollen Ceremonie!!

Das Waffenfest oder Mahare-Naomi, welches im October fällt, gehört ebenfalls zu den ansehnlichsten, und dauert neun Tage. Die acht ersten Tage sind dem Vischnu und dem Schiwa gewidmet; der neunte aber den Göttinnen Parwadi, Lackschimi und Saraswadi. In den ersten Tagen hält man Processionen, und die Schulknaben singen vor den angesehensten Häusern Gedichte; sie werden nebst ihren Lehrern dafür belohnt. Der neunte Tag Aida Putsche genannt, ist der heiligste. Jedermann bringt seine Waffen ohne Scheide, wie auch seine Bücher und musikalischen Instrumente, seine Wägen und Böte in ein aufgeputztes Zimmer. Hier werden sie mit einander von einem Braminen durch Weihwasser geheiligt. Die Waffen für die Parwadi, vielleicht als Rächerin, die Bücher für die Saraswadi, als Göttin der Weisheit, die übrigen Geräthschaften für die Lackschimi, als Göttin der Reichthümer. Dieser Tag ist so heilig, daß kein Hindus, würde er sodann angegriffen, sich dem Feinde widersetzen würde. So erzählt

Sonnerat, daß als der General des Souba des Decans an diesem Tage die Festung Gingi stürmte, vertheidigten sich die Belagerten nicht, und der Ort ward genommen.

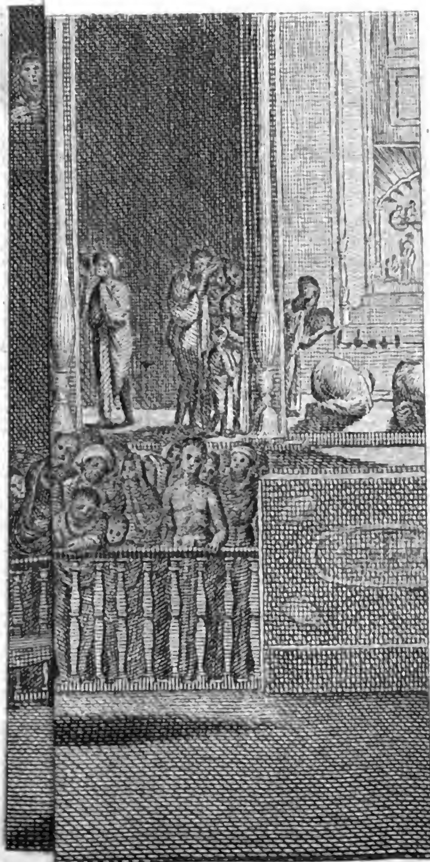
Das Fest der 9ten Incarnation des Vischnu oder seine Erscheinung als Krischna, mag diese Anzeige der Feierlichkeiten der Hindus beschließen. Solvyns, der uns vorzüglich davon Nachricht giebt, nennt es D'jolon Jatrah, the Swinging of Kistnah *), das Schwingen, Tanzen mögte man es nennen, des Kistnah oder Krischna.

Dieß Fest wird in der Pagode, oder vielmehr in den Pagoden gefeiert, welche sich innerhalb der ersten Höfe der Wohnungen reicher Hindus befinden. Hiebei ist der Boden stets mit schönen Fußdecken oftmals von weißem Mousselin bedeckt. Die Braminen dirigiren die ganze Ceremonie, und das Volk eilt mit desto größern Vergnügen hinzu, da man dabei Betel, Rosenessenz und Erfrischungen austheilt, hiedurch wird dieß Fest sehr kostbar.

Die Opfer (Poujahs) werden des Morgens dargebracht, die Tänze haben nur Abends statt; und das Fest dauert lange in die Nacht hinein; eine Menge Stocklaternen von eigenen Trägern getragen, erleuchten das Ganze.

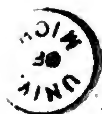
Auf einem kleinen Altar sieht man hier das Tanzen oder Schwingen der beiden Figuren des Kistnah und seiner Geliebten der Radica, das

*) M. s. das Kupfer.



I. C. Böhme sc.

ein Fest.


UNIV. OF MICH.

Volk wirft sich davor nieder, und betet. Die Mutter des Kistnah, Jussudah, zeigt sich hier gleich hinter ihrem Sohn mit einer Lampe von 5 Tochten; durch diesen Talisman will sie ihn gegen die Bezauberungen seiner vielen Maitressen schützen, denn wir sahen vorhin daß Vishnu als Krischna eine sehr große Anzahl Favoritinnen hatte. Das Gefolge des Kistnah pflegt hiebei zuweilen sein Costum oder seinen Anzug zu ändern, und die Rollen dieser Favoritinnen zu spielen.

Es ist noch übrig verschiedenes zur Religion der Hindus Gehörendes hinzuzufügen, das theils die Diener derselben, theils die Gebräuche im Allgemeinen angeht.

Unter den letztern verdienen besonders die Reinigungen, die Wallfahrten und Büssungen einer Erwähnung.

Die Reinigungen und Büssungen sind in dem Grade von einander verschieden als die Vergehungen oder Verbrechen, welche dadurch getilgt werden sollen, selbst gegen einander niedriger oder höher stehen.

Leichtere Sünden werden mit feierlichem Abwaschen in geheiligten Gewässern oder Flüssen z. B. dem Ganges, Indus und andern bereits erwähnten getilget. Der Hindus, der sich überhaupt sehr häufig badet, steigt in den Fluß, wendet sich mit dem Gesichte gegen die Sonne, schöpft mit der rechten hohlen Hand Wasser,

gießt es dreimal gegen drei Weltgegenden, und eben so vielmal über seinen Körper, und spricht dabei Gebete aus. Auch geht er zu einem Priester, wirft sich ihm zu Füßen, bekennt seine Vergehungen und läßt sich vermittelst aufgesprengten Weihwassers entsündigen.

Auch werden von den Braminen oftmals Wallfahrten zur Sühnung auferlegt, Wallfahrten nach heiligen Flüssen z. B. dem Ganges, oder Pagoden, wie nach Jagrenat, und selbst nach einzelnen heiligen Teichen (Tanks); man sieht daher Tausende der Andächtigen oft 100 Meilen weit herbei strömen.

Größere Versündigungen erfordern sehr beträchtliche Büßungen, wovon selbst die Fürsten und Könige nicht ausgenommen sind. So hatte der König von Travancore sich an die Klöster der Priester vergriffen und sie während des Krieges aufgehoben. Um von diesem schweren Verbrechen losgesprochen zu werden, nöthigten die Braminen den Fürsten (1752) nach vorhergegangenen vielen andern Opfern, eine Kuh von massivem Golde verfertigen zu lassen, von solcher Größe daß der König in das Maul hinein, und unter dem Schweife wieder heraus kriechen konnte. Dieß Monument königlicher Sühnung stand noch zur Zeit des Paulinus (1789).

Auch halten die Hindus verschiedene Arten von Fasten, wovon einige nur ein Paar Tage, andere dagegen ganze Monate hindurch dauren. Die Zeit ist bei den verschiedenen Secten der Priester, Wischnuiten oder Schiwaniten, selbst

verschieden. Bemerkenswerth ist es aber daß die Weiber dem Kamadava (dortigen Cupido) zu Ehren, den 27sten Januar einen eigenen Fasttag halten. Es ist die Trauer um den Kamadava oder Mahmudi, der einmal von dem Schiwa getödtet bald aber wieder lebendig gemacht wurde.

Schwerer, ja man kann sagen wahnsinnig, sind aber die Büßungen von einzelnen Andächtigen, besonders unter den Religiösen, deren zuvor unter den Namen Saniassi und Vanaprasten gedacht ist. Einige dieser Thoren wählen eine unbequeme Stellung des Leibes für ihre ganze übrige Lebenszeit; so z. B. stehen sie ununterbrochen auf einem Fuß, sehen fortdauernd in die brennende Sonne, ohne sich je zu setzen noch mit den Füßen einmal zu wechseln; andere halten stets den einen Arm gen Himmel, die andere Hand aber runden sie zusammen und lassen an beiden die Nägel stets fortwachsen; diese dringen zuletzt sogar durch das Fleisch. Andere Büßende rollen sich nackend mehrere Meilen weit auf der Erde über allen Sand, Steine und Morast zu einer heiligen Pagode hin. Noch andere zerfetzen sich den Körper mit Messern, durchstechen sich die Zunge und die Seiten mit scharfen Eisen, oder legen sich nackt auf ein Lager, auf ein Bret das mit spitzen Nägeln besetzt ist, andere bleiben in gekrümmter Stellung viele Jahre hindurch stehen und werden hiedurch durchaus unfähig sich je wieder in die Höhe zu richten. So giebt es eigene Feste oder vielmehr feierliche Aufzüge, J'Haump und Nila-

Payah, wobei eine große Menge Volk unter starktönender Musik zusammenströmt um solche wahnsinnige Zeloten zu bewundern, die sich bald stark verwunden, bald von einer Höhe auf ein Bret mit scharfen Nägeln beschlagen herabstürzen. Verschiedene dieser Heiligen ziehen sich gänzlich in finstere Höhlen zurück und würden, da sie durchaus keine Nahrung selbst nehmen, verhungern, fütterte sie nicht der andächtige Pöbel wie Kinder.

Unter diesen Heiligen findet man auch vorgebliche Zauberer welche oftmals bei Krankheiten oder andern Vorfällen zu Hülfe gerufen werden. Es befremdet indeß weit weniger, die abergläubigen Hindus diesen Menschen große, übernatürliche Kräfte zutrauen zu sehen, als daß dieß sogar von catholischen Geistlichen geschieht. Perrin bezeugt dennoch hievon folgendes Beispiel. In Hindostan, sagt er, nennt man die Kraft durch den Blick zu bezaubern oder übernatürliche Wirkungen hervorzubringen, die Toqueillade, den Zauberblick.

Diejenigen welchen diese Kraft verliehen ist, tödten, nur allein mit ihrem Blick, das Federvieh, machen dadurch Menschen krank oder gesund; erregen die Leidenschaften, ja sie stürzen Bäume und Häuser um durch das bloße Hinsehen.

Ein Jesuit wollte die Mauer einer alten Kirche umwerfen, um eine neue Kirche auf demselben Platz errichten zu lassen. Die Arbeiter hatten bereits den größten Theil dieser Mauer umgestürzt, als eine der Wände mit so großer Gewalt

widerstand, daß sie vergeblich ihre Kräfte hiezu aufboten. Ein Maurer äußerte sich gegen den Missionair, dieses mächtige Mauerwerk würde sogleich einstürzen, wenn man einen jener Zauberer hiezu beriefe. Gerade um den Hindus von seinem Aberglauben zu heilen, ließ der Jesuit nun den Mann rufen, der die Kraft der Toqueillade besaß. Er kam, sahe mit unverwandten Blick auf die feste Mauer hin, und sie stürzte sofort mit großem Krachen zusammen!!

Schon zuvor ist bemerkt worden, daß jedes ansehnliche Dorf seinen eigenen Braminen hält; dieser wird dann gewöhnlich bei jedem Unternehmen befragt, über die glücklichen und unglücklichen Tage, denn der Hindus ist abergläubig und sucht das Schicksal in den Gestirnen. In dieser und anderer Wahrsagerei ist aber eine eigene fremde Volksklasse vorzüglich berühmt, nämlich die Baziguhren gewöhnlich die Nuts genannt; sie verdienen aus gleich zu ersehender Ursache einer etwas genauern Anzeige. Capt. Richardson, welcher uns darüber schätzbare Nachrichten ertheilt hat, sagt, der persische Name dieses Volks, Bazighur, bedeute so viel als Taschen- oder Gaukelspieler. Ihrem Glauben nach, wenn man anders ihnen wirklich eine feste Religion zuschreiben darf, sind sie Mahomedaner, indeß begränzt sich bei ihnen alles darauf, daß sie sich beschneiden lassen, einen Kadi als Richter und Mulla als Geistlichen unter sich haben, sie kennen aber kaum den Mahomed dem Namen nach, glauben an Gott,

wenden sich auch an ihn, außer wenn sie dafür halten eine Sache gehöre vor den Tansyn, einen sehr berühmten Musiker der Vorzeit, den sie als einen Schutzgott verehren. Einige ihrer Stämme richten sich äußerlich in Hindostan nach der Religion des Orts woselbst sie sich aufhalten. Uebrigens nehmen sie zwar ein Daseyn nach dem Tode an, glauben aber ihre Seele kehre als ein Ausfluß Gottes nur in ihn zurück. Sie ziehen beständig umher; leben von Allmosen und von ihren vielartigen Talenten; genießen jede Art von Thieren, selbst abgestorbenes Vieh, auch Schakhale, Füchse, Eichhörner u. dergl. verschmähen sie nicht.

Ihr Hauptgewerbe besteht nämlich in der Musik. Auf ihren daurenden Wanderungen singen sie, musiciren, tanzen, zeigen große Gewandtheit in Seiltänzer- und Sprünger Künsten, und einige ihrer Klassen sind hauptsächlich Chiromanten, Astrologen, sagen den Leuten ihr Schicksal vorher, und bieten ihre Dienste als wandernde Aerzte an, besonders bei weiblichen Krankheiten. Daher besitzen sie einige Kenntniß in der Kräuterkunde; auch zähmen sie wilde Thiere und Vögel zum Verkauf. Verschiedene ihrer Stämme werden aber als sehr geschickte Diebe gefürchtet, obgleich sie unter sich äußerst rechtschaffen sind, und da sie unter einem eigenen Oberhaupt oder Directeur, der Sorbar genannt, leben, so bestraft dieser jede Verletzung ihrer Gesetze genau. Gewöhnlich besteht die Strafe darin, daß der Schuldige seinem Stamme eine

große Quantität starker Getränke Preis geben muß. Die Bazighurs sind nämlich unmäßige Liebhaber des Trinkens. Männer, Weiber und Kinder betrinken sich so oft nur dazu Gelegenheit und Vermögen vorhanden ist.

Diese Nuts haben zwei verschiedene Sprachen, die sich zwar beide auf das Hindostanische gründen, wovon sie indeß nur die eine als allgemeine Geschäftssprache reden, die andere hingegen nur innerhalb ihrer Familien, so daß sie dadurch den Hindus unverstanden bleiben. Bekanntlich hat unser gelehrte, in Rußland verstorbene Pr. Grellmann bewiesen, daß die Zigeuner aus Indien abstammen; der Engländer Richardson, hiedurch aufmerksam gemacht, hat deßhalb diese Nuts besonders studirt, und er findet in ihren Sitten, Gewohnheiten, ihrem Umherziehen und ihren Künsten und Talenten und ganzer Lebensart so viel Aehnliches mit den Zigeunern, daß er sich von der Wahrheit der sinnreichen Idee Grellmanns überzeugt hält. Hierinn bestärkt er sich auch dadurch desto mehr, da er die Sprache der Zigeuner der der Hindus auffallend ähnlich fand, wovon er eigenes Beispiel an mehrern Worten gegeben hat.

Nach dieser nicht uninteressanten Abschweifung kehren wir noch einmal zu der Religion der Hindus zurück.

Die verschiedenen Arten der Geistlichen oder Braminen haben wir zwar schon zuvor kennen lernen, nur die Hauptsekten unter ihnen verdienen hier noch einer Anzeige. Es war dort schon

bemerkt, daß die Hauptabtheilungen nach der Gottheit der sie sich widmen benannt sind. Die erste, die Verehrer des Vischnu, daher Vishnuiten genannt. Sie zerfallen in zwei Klassen wovon die eine ehelos bleibt und ein gelbes Zeichen der Joni (Matrix) als Sinnbild der vereinigten Wasser- und Feuerkraft auf der Brust trägt.

Die zweite Hauptsekte, die Schiveniten, tragen dagegen das Bild des Lingams oder auch ein Dreieck, auch wohl eine Sonne und Mond an der Stirne, bemahlen sich mit der Asche von Kuhdünger, und bedienen sich bei ihren Gebeten eines Rosenkranzes und Armbänder von den runden harten Saamenkörnern des Outrachon als Amulets.

Sodann giebt es eine Priestersekte, Senarta oder des ernsten Nachdenkens, sie behauptet Schiwa und Vishnu seyen als ein und dieselbe Gottheit unzertrennlich.

Eine 4te Sekte, die Paschandisten, sagt Paulinus, da sie die meisten Dogmen der übrigen ableugnen, hält man gleichsam für Atheisten.

Die 5te, die Paraschaktisten, verehren eigentlich die weibliche Urkraft wodurch die Dreieinigkeit (Brama, Vishnu und Schiwa) hervorgebracht ward, also eigentlich die Natur selbst; sie nennen sie Schakti und Paraschakti, daher der Name.

Endlich giebt Paulinus noch eine 6te Sekte an, welche er Sarvagnia nennt. Sie giebt vor alles zu wissen und gehöret eigentlich keiner Sekte an.

Hiemit mag sich die allgemeine Uebersicht der Religion der Hindus endigen; bei den besondern Sitten und Gewohnheiten, zu denen wir bald übergehen, sollen noch einzelne religiöse Gebräuche angezeigt werden.

Verschiedenes über die Sitten und Gebräuche der Hindus.

Wenn die Religion der Hindus, ihren Grundlagen nach, sich sehr vortheilaft von der fast aller übrigen Asiaten auszzeichnete, so findet ein gleiches ebenfalls bei ihrem häuslichen Leben, und besonders bei ihren Ehen statt.

Die meisten Völker Asiens sind Polygamen, sie halten eine große Anzahl Frauen welche sie in eigenen Harems oder Serails einschließen, und dem andern Geschlecht wird sogar der unschuldigste Umgang mit jedem andern Manne als dem ihrigen auf das härteste verboten.

Die Hindus begnügen sich dagegen größtentheils mit einer Frau; denn wenn gleich ihre Gesetze ihnen Mehrere zugestehen, so findet man dennoch, daß nur die Fürsten und Großen, sich eine Anzahl von Kebsfrauen erlauben.

Diese leben dann ebenfalls in einer eigenen Abtheilung des Pallasts, die man dort Zenang nennt, allein selbst dieser Name deutet auf fremden Ursprung, da Zen, nämlich im Persischen, Frau bedeutet. Den milden Sitten und der Häuslichkeit der Hindus, so wie der guten

Begegnung welche sie überhaupt dem andern Geschlechte zugestehen, scheint auch die Monogamie angemessener. Denn nur in einzelnen Provinzen Hindostans, z. B. in Bengalen, ist es den Weibern verboten sich ohne Schleier sehen zu lassen.

Dahingegen sieht man die Weiber der Mahratten in Gesellschaft ihrer Männer ohne Schleier, und auch in andern Provinzen werden sie auf keine unschickliche Weise, wie sonst im Orient, eingezwängt; sie lassen sich vielmehr frei in dem Palankin tragen.

Die Ehe selbst ist aber bei einem Volke, dem die Fortpflanzung aller organischen Wesen gleichsam ein Religionsartikel ist, von so großer Wichtigkeit, daß ein Unverheiratheter verachtet, ja als ein schädliches Mitglied der Societät angesehen wird.

Ist daher eine Ehe unfruchtbar, so verläßt der Hindus seine erste Frau, und wählt eine Zweite, oder selbst eine Dritte, und wenn er auch hiebei kinderlos bleibt, für ihn ein Zeichen der härtesten Strafe des Himmels, so wählen die Eheleute einen Knaben aus ihrer Verwandtschaft, und adoptiren ihn als ihren Sohn, damit sie wenigstens dereinst von jemanden eine feierliche Beerdigung zu erwarten haben.

Dem Hindus ist vor andern Asiaten die Unbeflecktheit seiner künftigen Gattin von unersetzlichem Werth, deßhalb wählt er seine Braut noch in ihrer Kindheit. Es ist daher nichts ungewöhnliches, sagt Perrin, zarte Mädchen,

Kinder

Kinder von einigen Jahren zu sehen, welche bereits das Zeichen der Verheirathung an sich tragen; dieß besteht in einem kleinen, goldenen oder silbernen Bilde des Gottes Pollear, als Gottes der Niederkunft, es wird Taly genannt. Auch gereicht es der Familie zur Unehre eine heirathsfähige Tochter unverheirathet zu haben, und der Vater sucht selbst in seiner Familie, oder in seiner Caste, (denn außerhalb derselben zu heirathen ist irreligiös, irgend einen Mann für sie, wäre er auch noch so alt oder selbst fehlerhaft.

Uebrigens finden Ehen zwischen Verwandten statt, jedoch nicht zwischen Bruder und Schwester und ihren Kindern, überhaupt nur nach dem dritten Grade; auch sahen wir vorhin, daß der Vedam ebenfalls die Ehe zwischen Eltern und Kindern als Blutschande unter die größten Verbrechen zählte.

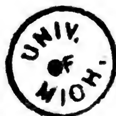
Der Heirathsact selbst ist, Sonnerat und Paulinus zufolge, von zwiefacher Art. Es ist entweder ein wirklicher Kauf der Frau, da nämlich der Bräutigam einen Kaufschilling, Pariam genannt, von einigen 20 bis 38 Thalern bezahlt, oder das Mädchen wird ihm vom Vater geschenkt, dieß wird daher cannigadanam d. h. die Schenkung der Jungfrau benannt, (von Canna die Jungfrau und danam, donum, Geschenk).

Bei der ersten Art von Verheirathung, welches die gewöhnlichere ist, ist die Anzahl der Ceremonien und Feierlichkeiten viel zu groß als daß sie hier genau auseinandergesetzt werden

können. Indeß kommt es dennoch stets auf einige derselben ganz vorzüglich an. Wir dürfen daher die astrologischen Bestimmungen des glücklichen Antrags und Hochzeittages, so wie auch der verschiedenen feierlichen Processionen, welche unter Musik und Vortanz der öffentlichen Tänzerinnen statt haben, hier nur im Allgemeinen anführen, da etwas ähnliches ebenfalls bei andern Festen vorgekommen ist. Nächst dem Brautpaar und seinen Eltern, spielen die Braminen hiebei eine Hauptrolle. Bei den Hochzeiten reicher und vornehmer Hindus ist diese für sie oftmals so einträglich, daß sich viele hundert dazu von andern Orten her versammeln.

Die Hauptsache besteht indeß fast wie bei uns, in der Verlobung und sodann in der Hochzeit. Nachdem der junge Mann vermittelst seiner Freunde bei den Eltern des Mädchens hat anfragen lassen, ob seine Anwerbung um die Tochter gut werde aufgenommen werden, und nun durch das Wahrsagen der Braminen ein glücklicher Tag zu seinem Unternehmen bestimmt ist, geht er selbst in das Haus seiner Braut, und wird mit Betel, Arekanüssen und Rosenwasser empfangen, auch von den Braminen ein Brandopfer angezündet und Gastereien gehalten. Dieß Brandopfer besteht aus mehreren theuern, wohlriechenden Holzarten. Die daraus entstandene Asche läßt der Bramine durch seine Finger an die Erde fallen, bildet sich hieraus dann die Figur eines Rades, das Wapen des Vishnu, so deutet dieß auf eine glückliche Ehe. Bald




UNIV.
OF
MICH.

darauf wird die Summe oder das Pariam, welches er den Brauteltern zahlt, festgesetzt und nachmals feierlich übergeben. Hiebei erklärt der Bräutigam in Gegenwart des Braminen und der Anverwandten mit lauter Stimme: Das Geld ist Dein, und mein ist Deine Tochter, dagegen sagt der Vater der Braut ebenfalls laut: Das Geld ist mein, und meine Tochter gehört Dir. Der Bramine ruft hiebei: dieser Betel dient zum Unterpfande daß eine solche einem solchen von ihrem Vater übergeben sey.

Zuweilen wird der Pariam aus Liebe zur Tochter in Juwelen angenommen. Ein wirklicher Ehecontract wird sodann auf Olles von beiden Partheien niedergeschrieben, gegen einander ausgewechselt und nebst der erwähnten heiligen Asche aufbewahrt. Auch muß der Bräutigam seiner Verlobten den Taly, und ein schön seidenes Hüftgewand oder Pagne zum Geschenk machen, womit sie sich nur am Tage der Hochzeit schmückt. Dem Bramanen wäscht die Brautmutter die Füße, der Vater beschenkt ihn aber für die ganze Feierlichkeit.

An dem Tage der Hochzeit, welcher sofort nach der völligen Mannbarkeit der Braut angesetzt wird, begiebt sich der Bräutigam in feierlicher Umgebung von seinen Anverwandten nach dem Hause seiner künftigen Schwiegereltern. Bei angesehenen Leuten läßt der Vater des Bräutigams hiebei in eigenen hiezu verfertigten Körben Patagons genannt, reiche Geschenke tragen. Vor dem Hause pflanzt der Bräutigam nun den Kal,

nämlich einen der Pfähle der Laube welche zu dieser Feierlichkeit errichtet wird. In der Mitte der Laube wird auf einen kleinen Altar das Bildnis des Pollears, des Gottes der Ehen, gestellt. Sodann wird die Braut von sieben verheiratheten Frauen gewaschen, und Abends halten die Verlobten in großem Pomp und starker Musik, in einem schönen Palankin gegen einander übersitzend, unter Vortretung der Tänzerinnen einen feierlichen Umgang *). Bald darauf nimmt der Bramine unter vielen Ceremonien den Taly das Zeichen der ehelichen Treue, läßt ihn von allen Hochzeitgästen berühren, und übergiebt ihn dem Bräutigam. Dieser hängt ihn sodann um den Hals der Braut und hiedurch ist die Ehe unauflöslich geschlossen.

Die auf die Weise angetrauete Frau ist nicht nur, wie gesagt, bei den minderreichen Hindus gewöhnlich die einzige, sondern selbst wenn die Großen und Rajas eine Anzahl Beischläferinnen halten, so beerben dennoch nur die Kinder der erstern einzig rechtmäßigen Frau den Vater, ja die Kinder der Nebenfrauen werden gleich nach ihrer Geburt zu der vierten, untersten Caste, zu der der Soudra oder Schouders gezählt.

Ein Raja, oder selbst zuweilen ein reicher Kaufmann, hält aber nicht bloß in dem Orte seiner Residenz ein Serail, oder Zenana, sondern da letzterer oftmals in Geschäften abwesend

*) M. s. das Kupfer.



Serail)


UNIV.
OF
MICH.

ist, so unterhält er an verschiedenen Orten, die er gewöhnlich besucht, Nebenfrauen.

Die Zenana ist so viel möglich von den übrigen Theilen des Hauses oder Pallastes entfernt, und mit eigenen höhern Wänden umgeben. Oftmals sind diese Weiberbehälter sehr groß. Sie enthalteu außer sehr kostbaren Zimmern und den prächtigsten marmornen Bädern, wie wir dieß bei der Beschreibung einiger Palläste der Fürsten bereits zuvor kennen lernten *), große Höfe mit Tanks oder Teichen zur Reinigung, die zugleich mit Wassergeflügel aller Art besetzt sind, man trift ebenfalls darin schöne Gärten von ansehnlichem Umfange an, Parks für verschiedene Hirsch- und andere Thierarten.

Im Innern der Zimmer fand ein Engländer, der wegen eines wichtigen dem Besitzer erzeigten Dienstes dort einmal zugelassen ward, die reichsten Meublen und Verzierungen. Die Frauen saßen auf das kostbarste geschmückt, auf roth samtenen Polstern. Hier werden sie von Sklavinnen bedient, Tänzerinnen und Sängerinnen führen Schauspiele auf **) oder unterhalten sie mit angenehmen Erzählungen. Auch fehlt es dort nicht an Intriguen, obgleich das hiesige Frauenzimmer hiezu weniger aufgelegt ist, als in dem übrigen Orient.

---

*) M. s. den vorhergehenden Theil.

**) M. s. das Kupfer.

Als ein Zusatz zu der Beschreibung der Heirathszeremonien scheint es billig die Anzeige eines höchst sonderbaren, durchaus merkwürdigen Gebrauchs einer Caste der Hindus, bei ihrer Verheirathung, welche uns Werrin erzählt, nicht unangezeigt zu lassen.

Er behauptet in dieser Caste, Moroussu Cappou Vandlou genannt, würde das Braut-Paar zum Götzentempel geführet, die Braut böte dem Opferpriester ihrer Hand dar, und dieser schnitte ihr die beiden Glieder d r zwei letzten Finger ab. Vormals habe der Bräutigam einen Finger und die Braut ebenfalls nur einen verlohren, da der Mann hiedurch zur Handarbeit unfähig geworden, habe man diese gräßliche Sitte auf die angegebene Art verändert. Es ist mir nicht bekannt daß andere Reisende dieses erwähnen; allein dieser Verlust der Finger wäre dann ein merkwürdiges Analogon mit dieser Verstümmelung mehrerer Völker, sowohl in Afrika als besonders im Südmeere.

Anmerkungswerth ist es, daß auch bei dem Bekanntwerden der ersten Schwangerschaft ein Fest gefeiert wird, so wie ferner im 7ten Monat derselben, und endlich bei der Niederkunft. Da durch Letztere aber das Haus für verunreinigt gehalten wird, so reibt ein Bramine sowohl sich als dem Vater des Kindes den Kopf mit Oel, worauf beide sich sehr sorgfältig waschen, letzteres geschiehet ebenfalls mit der Wöchnerin. Zehn Tage nachher erhält das Kind einen Namen, oftmals nach einem der Götter. Sechs Monat

darauf giebt man dem Kinde zum erstenmale mit Milch und Zucker gekochten Reiß zu essen. Jedes dieser Ereignisse wird festlich begangen.

Die Ehe ist aber bei den Hindus nicht nur eine der heiligsten Pflichten des Menschen, sondern diese Nation ist im Ganzen mäßig und genügsam. Gewöhnlich, sagt Orme, ist das Weib von anständigem Betragen, von zärtlicher Sorgfalt für ihre Familie, und von einer ehelichen Treue die der Menschheit in den civilisirtesten Ländern Ehre machen würde. Es findet daher der Ehebruch nicht häufig statt. Tritt indeß ein solcher Fall ein, so hat der Mann nicht bloß das Recht die Frau zu verstoßen, sondern selbst zu tödten, wenigstens erlaubte sich dieß ein so beleidigter Bramine.

Jetzt kommen wir zu dem sonderbaren und unmenschlichen Beweise ehelicher Anhänglichkeit der Hindus, zu der Selbstaufopferung der Witwen bei dem Tode ihres Mannes. Da sich eine Witwe auf keine Weise mit Anstand wiederum verheirathen darf, da sie mithin bei dem hohen Werth, welchen die Hindus in die Ehe setzen, das Leben ihres Gatten für ihr größtes Glück hält, da sie sogar, als der Erbschaft ihres Mannes verlustig, sich nach dessen Tode der willkührlichen Unterhaltung der Anverwandten überlassen muß, und auf die Weise einer traurigen Zukunft entgegen sieht, da endlich die Braminen, ihrer Religion zufolge, der Witwe die ihrem Manne im Tode folgt, die höchste Glückseligkeit in jener Welt und daurenden Nachruhm

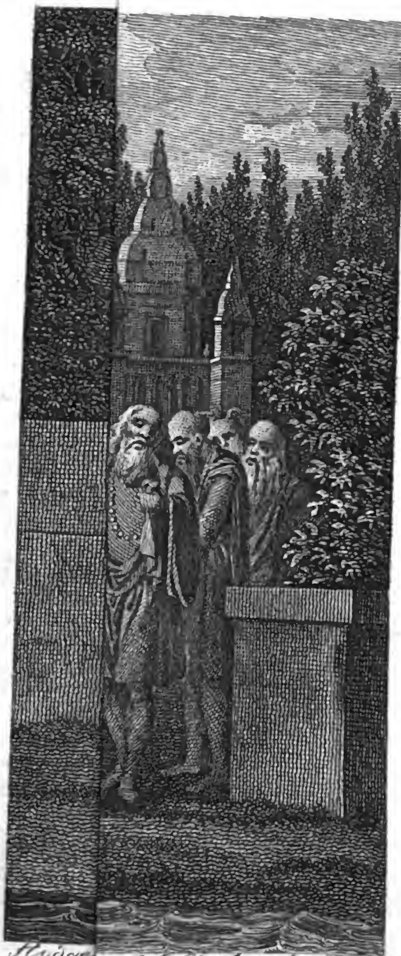
in dieser verheißen, so scheint es begreiflich wie selbst junge Weiber sich so weit fanatisiren lassen, um ihr Leben beim Tode ihres Mannes aufzuopfern.

Die hier angeführten Gründe scheinen mehr Gewicht für diesen Wahnsinn zu haben, als jene alte Sage, der zufolge man bösartige Weiber, welche unzufrieden mit ihren Männern sie vergifteten, von diesem Verbrechen habe zurückhalten wollen.

Da mit den Leichen der Hindus auf zwei verschiedene Arten verfahren wird, indem diejenigen, welche zur Sekte des Vischnu gehören die Todten verbrennen, die Sekte der Schiwisten sie aber beerdigt, so findet dann ebenfalls diese Verschiedenheit bei der Aufopferung der Witwen statt.

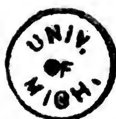
Ein Glück ist es indeß daß diese empörende Gewohnheit nach und nach seltner wird, einmal weil die Regierungen der Mongolen (Mahometaner) sie untersagt haben und die Christen in ihren indischen Besitzungen diesem Gräuel größere Schwierigkeit entgegensetzen, so daß sie sogar bei den geringern Kasten der Hindus selbst fast ganz in Vergessenheit kommen; nur einzeln findet sie bei den beiden obern Kasten noch statt. Indeß sind uns doch noch in den neuesten Zeiten, zu Ende des letzten Jahrhunderts, einige Beispiele, sowohl durch Franzosen als Engländer umständlich bekannt gemacht.

Die Zeremonien hiebei weichen aber selbst bei jeder der beiden angegebenen Aufopferungsarten unter sich selbst ab.



Hodge… J. G. A. Frenzel sc. Dresd.

… des Mannes


UNIV.
OF
MICH.

Hier mit wenigen Worten das hauptsächlichste über das Verbrennen der Wittwen.

Die diesem traurigem Schauspiele vorangehenden Feierlichkeiten kommen indeß, bis auf einige Abweichungen, ziemlich mit einander überein. Einige Tage zuvor enthält sich das unglückliche Schlachtopfer aller Nahrung; nur Betel ist ihm erlaubt zu kauen. Dabei wird der Fanatismus durch daurende Gebete mit den Braminen stets höher gespannt, und durch Opium am Tage der Vollziehung bis zum Ungefühl erhöhet. Sodann schmückt sich die Frau mit ihren schönsten Kleidern und kostbarsten Kleinodien, in diesem Anzuge wird sie von ihrem Hause in einem schönen Palankin bis gegen den Scheiterhaufen getragen. Hier befindet sich bereits die Leiche des Mannes, welche bei einer so heiligen Handlung nicht wie gewöhnlich von Leuten aus der niedrigsten Volksklasse, sondern von andern Hindus gewaschen, und zum Verbrennen in Mousselin gewickelt daliegt. Jetzt hebt die feierlichste Procession an. Begleitet von einer großen Volksmenge machen eine Bande Musiker, vorauf die Tänzerinnen, (Devedaschis) den Anfang. Die Braminen, in deren Mitte sich die Heldin befindet, loben in feierlichen Gesängen ihre große That. Sie selbst von einigen Verwandten umgeben, eine Citrone mit Gewürz besteckt in der Hand, nähert sich mit festem, ruhigen Schritt, legt ihre Kleider ab, badet sich in dem nächsten Tank und nähert sich sodann mit ernster Andacht der Leiche des Mannes. Diese liegt an der zuvor deßhalb gegrabe-

nen weiten Feuer=Grube, welche bereits in voller Glut steht, und nur bisher durch vorgesteckte Mattenwände verhüllt war. Den weinenden Anverwandten reicht sie zuletzt ihr Geschmeide, geht dreimal mit Wehmuth um die Leiche, und verbeugt sich ehrfurchtsvoll vor ihr. Mit anscheinender Standhaftigkeit nimmt sie dann Abschied von den Ihrigen, man bringt ihr einen Krug voll Oel während daß der Leichnam in die Glut geworfen wird, sie schüttet es über sich und den Todten und stürzt über ihn in die Flammen. Lautes Geschrei der Weiber und die grellste betäubende Musik blasender Instrumente übertönen das Wimmern der Leidenden, die Umstehenden werfen Feuerbrände über sie her, und die furchtbare Glut verwandelt in kurzem alles in Asche.

Die Aufopferung, wovon nach Hodges als Augenzeugen hier eine Zeichnung geliefert wird *), weicht in verschiedenen Stücken von derjenigen welche uns Hafner angezeigt hat, **); etwas ab. Hier war die schreckliche Scene unweit Benares am Ganges. Der Scheiterhaufen in der Nähe bestand aus einer Menge Holz mit einer Einfassung bekleidet, eine Thür führte zu ihm, und vor derselben wartete ein Mann mit der Fackel zum Anzünden. Die junge, schöne

---

*) M. s. das Kupfer.

*) Haafner Reizen in een Palankin. Amsterd. 1788. I. p. 88. u. f.

Witwe näherte sich unter ähnlichem Pomp und feierlicher Musik (wie zuvor) der Leiche mit vieler Gleichmüthigkeit, besprach sich sehr ruhig mit den Umstehenden, und bezeichnete einen jeden der es wünschte, mit rother Farbe einer aus Cocosnuß, die sie in der Hand hielt.

Sie betete dann mit den Braminen; der Leichnam ward in den Scheiterhaufen gebracht, sie folgte ihm mit den sie begleitenden Braminen, ging darauf ruhig in die Thür, ohne ein Wort zu sprechen, und sofort ward das Ganze in Flammen gesetzt. Unter großem Geschrei und Gesang warf man noch eine Menge Holz und andere brennbare Materien hinzu, und die Leiche nebst der Witwe wurden, unter dem Lärmen und Jauchzen der Menge, vom Feuer verzehrt.

Von der andern Art dieser Selbstaufopferung, von der der Schiwisten, durch Beerdigung, hier nur folgende Verschiedenheiten. Die der Schreckensscene vorhergehenden Ceremonien treffen mit den so eben erzählten größtentheils zu. Der Hauptunterschied besteht in der zur Beerdigung des Mannes gemachten Grube. Hierin setzt sich die Witwe, nimmt den Körper in ihre Arme, und wird sodann bis über den Hals mit Erde beschüttet. Man verdeckt das Gesicht mit einem Tuche, um der Menge die Schrecken der Todesangst zu entziehen, reicht ihr etwas in einer Muschel, Sonnerat hält es für Gift, wahrscheinlich ist es ein stark betäubender Trank, bald darauf verdreht man ihr mit größter Schnelligkeit den Hals, und alles wird mit Erde bedeckt.

Eine zweite Methode dieser Barbarei ist nur bei den zuvor erwähnten fünf Strängen *), (Five Strings) welche kein Fleisch genießen, üblich; sie ist offenbar, laut Martons Bericht, den Zuschauern weniger schaudererregend als obige. Ueber der Gruft, worinn die Leiche des Mannes bereits gelegt ist, hat man ein Gerüst errichtet, das nur auf sehr schwachen Pfeilern ruhet, und zu oberst einen sehr großen, schweren Korb mit Erde trägt. Nach zuvorgegangenen Feierlichkeiten tritt die Wittwe in die Gruft aufrecht unter das Gerüst, und hält eine Cocosnuß unter das Kinn. Hierauf giebt sie ein Zeichen; in dem Augenblick werden die schwachen Stützen hinweg gehauen; die große Masse Erde des Korbes stürzt herab, und verfehlt nie das Schlachtopfer augenblicklich zu tödten und es mit dem Leichname zu begraben. (Dalrymple).

Aber wie seltsam contrastirt mit dieser übertriebenen Anhänglichkeit an den Mann, hingegen die Sitte der Weiber der niedern Stämme der Nayren, einer kriegerischen, stolzen, grausamen aber ihren Herren sehr treuen Race, ebenfalls Hindus, welche auf der Küste von Malabar die Kaste der Krieger, also die dortigen Tschetries ausmachen. Wie dürfte man, nach so heilig gehaltener Ehe, bei den Hindus, Vielmännerei suchen? Dennoch ist es so. Den gültigsten Zeugnissen zufolge darf eine Frau, auf dem Theil der Malabarischen Küste von dem Fluß Cotta (gegen 11½ Grad der Breite) bis

*) M. s. zuvor S. 72.

zum Cap Comorin, drei, vier, ja noch mehr Männern zugleich angehören; nur darf keiner derselben aus einer geringern Caste seyn, als die ihrige. Gewöhnlich sind dieß Brüder.

Um nun aber Einer dem Andern nicht zur Unzeit beschwerlich zu seyn, herrscht die Gewohnheit, daß jeder der Männer, zu der Zeit, da er sich bei der gemeinschaftlichen Frau befindet, sein Gewehr, Schild oder Stock an die Thür lehnt, als ein Zeichen, die Stelle sey für dießmal besetzt.

Die aus dieser Polyandrie entsproßenen Kinder, erben mit einander gemeinschaftlich von allen Männern der Mutter zusammengenommen. Einigen Nachrichten zufolge, soll sich diese Polyandrie der Malabaren nicht auf die Caste der Krieger allein begränzt finden, sondern da die Nayren ebenfalls mehrere niedere Kasten z. B. Ackerleute, Goldschmiede und andere Handwerker unter sich haben, so dehnt sich die sonderbare Sitte auch auf 5 dieser untern Klassen aus. Pennant behauptet sogar, die Nayren, nämlich die Klasse der Krieger seyen monogam. Indeß ist dennoch diese Polyandrie in Rücksicht des Lokals selbst sehr beschränkt.

Die Nayren bedecken nur allein die Mitte des Leibes, und dieß ist selbst der Fall der Frauen; auch zeigen sich diese eben so öffentlich als die Männer.

Auf jene barbarische Beerdigung der Weiber mag nun eine Anzeige der Leichenbegängnisse der Hindus überhaupt folgen. Zuerst noch eine Bemerkung.

Ist ein kranker Hindus von den Aerzten aufgegeben, so wird er in feierlicher Procession durch mehrere Parias in einem, mit Guirlanden behangenen, Palankin zu irgend einem heiligen Gewässer, wo möglich zum Ganges getragen. Wehklagende Weiber suchen die Träger zurückzuhalten, und äußern dabei den heftigsten Schmerz. Hat man den Fluß erreicht, so überschüttet man den Sterbenden mit dem heiligen Wasser, läßt ihn auch davon trinken, bis er seinen Geist aufgiebt; bei mehreren solcher Kranken soll dadurch der Tod beschleunigt werden.

Gleich nach seinem Ableben begeben sich die Verwandten, denen man sofort den Tod gemeldet hat, in das Trauerhaus, erfüllen die Luft mit ihren Klagen und Heulen, ja die Frauen zerraufsen ihr Haar, wälzen sich an der Erde, zerschlagen die Brust. Bei einigen Kasten halten sie einen Todtentanz, und singen hiebei Trauerlieder. Ein bei diesen Ceremonien stets nothwendiger Bramine windet um den Goldfinger (4ten Finger) einen Ring von einer Art Queckengras, Herbé genannt, segnet den Körper ein, reinigt das Haus durch Besprengen mit Weihwasser, und opfert den Göttern. Hierauf richtet sich der nächste Verwandte des Verstorbenen, an diesen, nennt seinen und seiner Familie Namen, und bittet nebst den Umstehenden die Götter, jenem seine Sünden zu erlassen, und ihm das Paradies zu zugestehen. Nun werden mehr Brandopfer gebracht, sowohl von dem Herbé, als von Kuhmist; der Bramine betet, und man

beschenkt ihn dafür mit einer mit Blumen geschmückten Kuh. Der Leiche murmelt er sodann Weihworte ins Ohr, der Haupttrauermann reiniget sich, und läßt sich das Haupt scheeren, bittet den Braminen das Böse von dem Verstorbenen abzuwenden, und ihm zur Reinigung von seinen Sünden zu verhelfen, hiefür zahlt er dem Braminen je nach seinem Vermögen reichlich.

Sodann wird der Körper nach mehrern Opfern, besonders von Sandelholz, abermals gewaschen, und ihm das Zeichen seiner Kaste auf die Stirn gemahlt, ihm auch ferner ein reines Kleid angethan und Betel in den Mund gegeben. Die Parias tragen ihn in Procession auf einem mit rothem Tuche überzogenen Palankin zu dem Scheiterhaufen oder Begräbnisort; voran gehen Musiker, welche den Tari, die große Trauertrompete blasen, begleitet von Trommelschlägern, mit kleinen Trommeln. Die Trauerleute folgen in langen Gewändern von einfachem Mousselin gehüllt, nebst eigenen Klageweibern.

Auf dem Verbrennungsplatze haben nun von neuem mehrere Ceremonien statt, besonders zur Ehre der Luftgeister welche um die Gruft wohnen. Man zwickt dem Körper die Nase, und berührt ihm den Unterleib, um völlig von seinem Tode gewiß zu seyn. Hierauf setzt man ihn nahe an dem Chodelat (Tschodelet) (Verbrennungsort) auf einen genau gereinigten Platz, vor einen aufrecht gestellten Stein. Dieser Stein stellt den Todtenrichter Aritschandren vor, einen vormals wegen seiner Tugenden berühmten König.

Vor diesem Todtenrichter werden Kupfermünzen wie auch ein neues Stück Mousselin, und eine Hand voll Reiß eingegraben. Der Parias, welcher das Feuer für den Scheiterhaufen unterhalten muß, sagt nun zu Aritschandren, daß da er den Todtenzoll erhalten habe, müsse er die Leiche hinüber lassen; wer verkennt hier den Charon der Griechen?

Nachdem sodann der Leiche die Nägel und die Haare beschnitten sind, wird sie durch die nächsten Verwandten auf den Scheiterhaufen gelegt. Dieser besteht gewöhnlich aus dem Holze des Leuchterbaums (Rhizophora Mangle) bei Reichen und Vornehmen aber aus Sandelholz. Man giebt dem Todten Butter, Reiß und geronnene Milch in die Hände, in den Mund und in die Ohren. Der nächste Verwandte nähert sich sodann dem Scheiterhaufen rückwärts, einen Topf voll Wasser auf der Schulter und einen Feuerbrand in der Hand. Indem er hiemit, stets mit dem Rücken gegen die Leiche, den Scheiterhaufen angezündet hat, muß er, ohne sich umzusehen, das Wassergefäß herabfallen lassen. Es ist ein schlimmes Zeichen für die Nachgebliebenen, wenn dieses sodann nicht zerbricht, man nimmt deßhalb hiezu ein sehr zerbrechliches, irdenes Geschirr. Sofort läuft er dann zu einem Tank (Teich) um sich zu reinigen, und die übrigen Anverwandten opfern indeß schönes Räuchwerk. Bei dieser ganzen Ceremonie ertönt die grellste Musik, begleitet von den Klagen und dem Geheul der Weiber.

Das

Das gänzliche Verbrennen des Körpers wird den Parias überlassen, aber die ganze Anverwandtschaft reinigt sich dann ebenfalls durch Baden. Auf einer Platform, als einem Altar, werden nun die feinsten Speisen für die Seele des Verstorbenen aufgesetzt, worauf man nach einiger Zeit diesen Altar reinigt, und unter Anrufung der Götter und Aufrufung des Verstorbenen, Oel und Wasser darauf opfert. Die Umstehenden reiben sich nachmals mit Erde und Staub, und opfern nochmals den Verstorbenen Reiß.

Sobald der Scheiterhaufen gänzlich erloschen ist, gießt man Milch darüber und sammlet die noch übrigen Knochen. Diese werden in eigenen Gefäßen aufgehoben, und bei erster Gelegenheit in den Ganges oder einen andern heiligen Fluß versenkt. Die Wohnung des Verstorbenen bleibt 10 Tage lang unrein, nachmals wird sie durch Waschen und durch Weihwasser von dem Haupt der Familie gereinigt. Dieses verrichtet dann ein Opfer und druckt, unter Anrufung des Feuer-Gottes auf den Schenkel eines Ochsen das Zeichen eines Dreizacks. Geringere verbrennen ihre Todten sehr einfach auf einen Scheiterhaufen von Kuhdünger.

Diejenigen, welche an den Kinderblattern sterben, werden nicht verbrannt, sondern begraben, da man in dem Wahn steht, die Ausdünstung und der Rauch seyen ansteckend.

Die Schiwenisten begraben ihre Todten, beobachten indeß hiebei viele ähnliche Ceremonien.

Ihre Kirchhöfe sind stets außerhalb der Stadt, oder der Ortschaft, und jede Kaste hat ihren eigenen.

Die Trauer besteht darin, daß man sich den Kopf scheert und ihn in eine Ecke des Schulterkleids hüllt, auch muß sich der Leidtragende des so beliebten Betels enthalten.

Auf diese Leichenceremonien lassen wir einige seltsame Sitten folgen. Sie zeigen einen sonderbaren Contrast mit den sanften Gesetzen der Hindus, und beweissen offenbar wie sehr selbst ihre einfache Religion zu dem furchtbarsten Aberglauben kann gemisbraucht werden.

Wir fangen mit dem dort möglichen Sklavenstande an. Denkt man an die Parias und Pulias zurück, dann darf es freilich nicht sehr befremden, daß selbst bei diesem gutmüthigen Volke, der Mensch seine Freiheit verlieren kann. Indeß werden dennoch hiezu besondere Veranlassungen erfordert; das Gesetzbuch der Hindus giebt deren 15 an; doch kann die Sklaverei niemals auf einen Braminen fallen. Hier einige der bemerkbarsten Ursachen zum Verlust der Freiheit.

Ein Kind das von seinen Eltern und Verwandten gänzlich verlassen wird, bleibt ein Eigenthum desjenigen, der dasselbe aufnimmt.

Dieß ist eben derselbe Fall mit einem solchen der in der Zeit einer Hungersnoth von einem andern erhalten wird.

Auch überliefert sich zuweilen ein Schuldner seinem unerbittlichen Gläubiger zum Leibeigenen.

Ehe die Spiele verboten wurden, setzte oftmals

ein Hindus seine Person selbst auf das Spiel, und ward, wenn er verlohr, Sklave.

Ferner; läßt sich ein freier Hindus mit einer Sklavin ein, dann verliert er ebenfalls seine Freiheit; er erhält sie jedoch von neuem wieder, sobald er diesen gesetzwidrigen Umgang aufhebt.

Ebenfalls verliert ein Saniassi (ein Heiliger) *) im Fall er kein Bramine ist, seine Freiheit, wann er diesen Stand verläßt, also sein Gelübde bricht.

Das Freilassen der Sklaven nimmt einen eigenen Abschnitt in dem Gesetzbuche der Braminen ein. Der Actus oder die Ceremonie selbst besteht aber darin, daß der Herr des Leibeigenen einen Krug, der mit Wasser, Reiß und Blumen gefüllt, und dem Sklaven auf dem Kopf gesetzt wird, darauf zerbricht, so daß das Enthaltene über den Sklaven hinfließt.

Die zweite Merkwürdigkeit sey das sogenannte Dherna, oder Verhaftnehmen irgend eines sogenannten Schuldners. Diese Sitte beruhet auf der Lehre der Heiligkeit oder Unverletzbarkeit eines Braminen.

Hat ein Bramine eine gerechte Forderung an einen Hindus, und sind von ihm alle gewöhnliche Mittel vergeblich angewandt, den Gegner zur Entrichtung seiner Schuld zu zwingen, dann nimmt der Bramine einen Dolch und Gift mit sich, und geht zu dem Hause des Schuldigen. Hier setzt er sich, droht sich zu ermorden, wenn sein Gegner ihn etwa vertreiben, oder gar ver-

*) M. s. vorhin S. 78.

letzen wollte, und fängt zugleich an zu fasten. Der Hausbewohner ist, den Sitten gemäß gezwungen ebenfalls zu fasten, auch darf ihm niemand Nahrungsmittel zuführen; das Haus ist, wie man auf den Süd-See-Inseln sagt, gleichsam Tabou (interdicta). In diesem Zustande beharren denn begreiflich beide, der Kläger und der Schuldige nicht lange, können auch nicht lange darin beharren. Da man aber weiß, daß ein Bramine diese letzte, verzweifelte Methode zu seinem Rechte zu gelangen nie anders wählt, als in dem bestimmten Entschluß sich wirklich das Leben zu nehmen, diese Veranlassung hiezu aber gänzlich auf den Gegner fällt, und die Ermordung eines Braminen, besonders wenn sie auf ungerechte Weise herbeigeführt ist, ein niemals auszusühnendes Verbrechen ist, so bequemt sich der Gegner den Willen des Braminen zu erfüllen.

Selbst in den letzten Theilen des vorigen Jahrhunderts hat man innerhalb der englischen Besitzungen Beispiele von dieser Dherna gehabt.

Eine nicht minder wahnsinnige, ja auf gewisse Art noch grausamere Sitte ist das Einrichten eines Kuhrs. Es soll zu einem fast ähnlichen Zweck mit dem Dherna führen; es soll nämlich diejenigen, welche dieß Kuhr-Errichten veranlassen, nöthigen von ihren ungerechten Forderungen abzustehen, selbst wenn dieß die Regierung betrift. Zu dem Ende wird ein zirkelförmiger Scheiterhaufen errichtet, worauf man entweder eine Kuh, also ein heiliges Thier, oder wohl gar eine alte Frau setzt, und sie verbrennen läßt. Hiedurch

machen sich die Veranlasser dieser Kuhr-Errichtung eines nicht abzubüssenden Verbrechens schuldig. Noch im Jahre 1788 zwang man auf die Weise die Steuer-Einnehmer des Bezirks von Benares, ihre unbillig geforderte Abgabe aufzugeben. Dießmal hatte sich eine blinde alte Frau hiezu hergegeben, und selbst die englische Regierung wagte es nicht, hiegegen mit Strenge zu verfahren.

Beide Fälle, sowohl das Dherna als die Kuhr-Errichtung sind indeß sehr selten, und daher von geringer Schädlichkeit. Dagegen ist die Gewohnheit der Kaste Ragecumar der Societät weit nachtheiliger.

Die Kaste der Ragecumar, welche in der Provinz Benares im Bezirke Jusampore nahe an den Gränzen von Oude lebt, hat nämlich die unmenschliche Gewohnheit ihren neugebornen Töchtern die Milch und jede andere Nahrung zu entziehen, und sie auf die Art umkommen zu lassen. Diese gräßliche Sitte war der englischen Regierung selbst bis zum Jahr 1789 unbekannt geblieben, ein abermaliger Beweis, wie wenig selbst von mehreren Theilen des mittlern Hindostans bis dahin genau gekannt waren. Nur bei der Durchreise durch dieses Land, von Benares aus, vernahm dieß der dortige englische Resident aus dem Munde der Ragecumur selbst. Auch hielten sie dieß nicht geheim, sie glaubten sich hiezu wegen der schweren Kosten der Ausstattung der Töchter einigermaaßen berechtigt. Nur einige wenige reichere hatten Menschlichkeit genug ihren

Töchtern das Leben zu schenken; so war auch ein ganzes Dorf vorhanden, welches ebenfalls eine besondere Ausnahme von dieser Barbarei machte, daher fand man denn aber auch dort mehrere alte Jungfern. Der Stamm oder vielmehr die Kaste wäre fast gänzlich verloschen, hätten die jungen Männer des übrigen Landes sich nicht mit andern Familien der Rajeputs verheirathet. Indeß soll dennoch auch bei andern Stämmen der Rasbuten dieser Gebrauch herrschen. Die englische Regierung hat es endlich dahin vermogt, diese schändliche Sitte erlöschen zu lassen. Sie ließ seit der Zeit die Ragecamar auf ihre heiligen Bücher schwören, ihre Töchter beim Leben zu erhalten.

Endlich mag das Joar der Hindus diese Trauerscenen beschließen; diese Sitte ist hauptsächlich den tapfern Rajeputs eigen und besteht im folgenden. Steht im Kriege besonders bei Belagerungen durchaus keine Hülfe mehr zu erwarten, dann erlaubt es die Ehrsucht diesen kriegerischen, für die Religion der Hindus enthusiastischen Menschen nicht, sich zu ergeben. Sie ermorden daher Weiber und Kinder, errichten ungeheure Scheiterhaufen; besteigen diese und verbrennen sich selbst nebst den Leichen aller der Ihrigen. So schrecklich dieß nun auch ist, so zeigt es dennoch hohen Muth und bewundernswürdigen Freiheitssinn, und der Verlust so vieler, sonst arbeitsamer, friedlicher Menschen steht mit Flammenschrift auf dem Tagebuche d. heißt auf der schrecklichen Liste der Verbrechen jener Ungeheuer

welche bei dieser harmlosen Nation ihn veranlaßten, und die wir bald werden näher kennen lernen *).

Kriegswesen.

Hier findet sich eine schickliche Gelegenheit einige Auskunft über den Krieg der Hindus zu geben. Wenn gleich das Schießpulver schon eine alte Erfindung Ost-Indiens gewesen seyn mag; dennoch ist es, so viel wir wissen, nur zu Lustfeuern gebraucht, und die Hindus bedienten sich seit Jahrhunderten nur Bogen und Pfeil. Auch werfen sie eiserne Stangen, Fugeitos Feuerpfeile, an deren einem Ende sich ein mit Pulver gefülltes schweres Behältnis befindet. Durch eine sehr kleine Oeffnung entzündet sich das Pulver; die Stange fliegt mit größter Gewalt in die Höhe, und schmettert bei ihrem Herabstürzen mehrere Menschen nieder. (Haafner). Dem Tennant zufolge schienen es wirkliche Racketen zu seyn. Jetzt sind die meisten Hindus mit unsern Feuerwaffen bekannt, und nur einzelne weniger mit Europäern in Verbindung stehende Bergvölker, und Polygaren folgen ihren alten Gewohnheiten und Waffen. Auch bedient man sich der Leuchtkugeln, um in der Nacht die Werke der Feinde bei Belagerungen zu beobachten (Tennant).

*) M. s. weiter unter die Revolution.

Schon vorhin ist es bemerkt worden, daß die Säbelklingen von vorzüglicher Güte sind. Als Schutzwaffen hatten sie Schilder, selbst die Leibwache des Moguls führte noch dergleichen.

Unter den Völkerschaften der Hindus sind besonders die Mahratten und auch die Seiks als vorzügliche Reuter bekannt; auch besteht ihre ganze Stärke in der Cavallerie. Vormals setzte der Indier höhern Werth auf seine Elephanten, unser Feuergewehr hat sie minder furchtbar gemacht; dennoch trift man sie stets bei den Armeen und gewöhnlich reitet der oberste Feldherr einen Elephanten.

Zu Befestigungswerken hat die Natur des Landes selbst sehr viele einzelne, steile Felsen, als eine sonderbare Eigenheit von Hindostan, angewiesen, z. B. den von Ginsi, von Tritschinopoli, von Gwallior und andere, wir haben einiger derselben zuvorgedacht *), und die Hindus wissen sich ihrer mit vielem Vortheil zu bedienen. Die Engländer fanden sich mehrmal durch die in den gebirgigten Gegenden von den wilden Colleries des südlichsten Hindostan angelegten Verhacke und dicken Bambushecken, in die äusserste Verlegenheit gesetzt, und litten dadurch beträchtlichen Verlust (Orme).

Ebenfalls vertheidigen sie die in der Noth als Festungen benutzten Pagoden mit unglaublicher Hartnäckigkeit. Uebrigens sind die Hindus im

*) M. s. den vorhergehenden Theil. S. 79 und 28.

Ganzen nicht im Stande unserm regelmäßig geführten Feuer auf die Dauer zu widerstehen, und der ungeheure, unnütze Train bei ihren Armeen, vermehrt durch die leicht daraus entstehenden Verwirrungen und Langsamkeit der Bewegung ihre Unfälle. Daher begreift man zum Theil, wie oftmals ein kleines Corps Europäer von ein Paar Tausend Mann, gut geführt, große Heere von 100000 schlägt, wie dieß sowohl durch die Franzosen als besonders seit Lawrence, Clive, Harris, Cornwallis u. A. durch die Engländer geschehen ist.

In ihren Kriegen bedienen sich die Hindus mit der Spione, Hirkar genant, selbst Weiber, mit vieler Gewandtheit. Der Hirkar weiß die Notizen, oder auch zu überbringende Befehle äußerst geschickt zu verbergen. Im Fall der Noth verschluckt er sie, und man gebraucht dann dagegen das Mittel ihm ein Brechpulver oder heftigen Purgirtrank einzugeben, ja Hyder Ali war grausam genug einem so aufgefangenen Spion den Bauch aufschneiden zu lassen, und sich des verschluckten Papiers zu bemächtigen. Uebrigens bedeutet Hirkar oft nur einen Läufer.

Wir schließen diese unangenehmen Materien und gehen zu heitereren Gegenständen.

Vergnügungen und Zeitvertreib.

Schon im vorhergehenden Theile ist das Vergnügen der Jagd hierunter aufgeführt worden.

Es ist auch freilich für die dortigen Großen ein so wichtiger Zeitvertreib, daß oftmals, wie in der Tartarei und China, viele Tausend Jäger, theils auf Elephanten, theils zu Pferde und zu Fuß ganze Holzungen umschließen, und auf alles darin vorkommende Wild, sowohl mit Schießgewehr als auch mit den vorhin angeführten Jagd-Leoparden *) Jagd machen, selbst Tieger und Elephanten nicht ausgenommen. Dergleichen Treib-Jagen dauert mehrere Wochen, und der Zug gleicht einer Armee.

Der Hindus, als ein solcher, ist übrigens kein Jäger, ja seine ruhige Vernunft achtet dieses Handwerk nicht. So sagt daher Madhawa (in Socontala) „Was soll ich von einem Könige der das unnütze Jagen so leidenschaftlich treibt. Hier läuft eine Gazelle, dort ein Eber; anders wissen wir nicht zu sprechen!“ Und sodann spricht er weiter zu dem Könige selbst:

„Ziemt es dir, die wichtigen Angelegenheiten des Reichs zu verlassen, und hier wie ein Wald-Bruder zu wohnen? Kannst du im Walde Raths-versammlungen halten?“ u. s. w.

Noch stärker drückt sich aber nachmals der Feldherr hierüber aus.

„Wie kommts, sagt er, daß die Jagd, welche bei den Sittenlehrern ein Laster heißt, in den Augen eines Königs eine Tugend scheint?“

---

*) M. s. den vorigen Theil, S. 180.

Man muß übrigens bedenken, daß hier ein Hindus redet, dem das Tödten der Thiere überhaupt zuwider ist.

Thierkämpfe oder Hetzen sind ebenfalls nur Belustigungen der Großen.

Für starke Leibesübungen, z. B. Ballschlagen u. d. scheint der Hindus schon dem Klima zufolge keine besondere Neigung zu haben.

Ruhiger Zeitvertreib in sitzender Stellung, Zuschauen beim Tanzen der Tänzerinnen, bei den Gaukelspielen der Bahzigurs und bei andern Schauspielen, sind ihm angenehm. Daher ist ihm das Tabakrauchen und Betelkauen ein vorzügliches Vergnügen.

Von Spielen sind, durch Monus Gesetzbuch die Hazardspiele gänzlich verboten; abermals eine verehrungswürdige Auszeichnung dieses Volks. Dagegen ward dann der ruhigforschende Hindus der Urheber des Kampfplatzes planvoller Combinationskraft und vorzüglicher Geistesgegenwart, des Schachspiels; eines Spieles, das nun ein vorzüglicher Denker, unser Hellwig, in eine wirkliche Schule zum Feldherren umgeschaffen hat.

Mit Recht sagt Jones, das Schachspiel sey die Frucht des ersten einzigen Gedanken eines großen Kopfs, da alles darin bei seltner Einfachheit sich in höchster Vollkommenheit in einander füget.

Nicht weniger edel als merkwürdig war, alten Schriftstellern zufolge, die Veranlassung dazu.

Behurb, ein junger wilder Regent Indiens, drückte auf das härteste sein Volk. Der Bramine Nassir durch die Gräuel und das Jammern empört, unternahm es, den Tyrann zur Vernunft zu bringen. Er erfand ein Spiel, in welchem der König an sich selbst ohnmächtig, nur allein durch seine Unterthanen, selbst die der niedrigsten Klasse geschützt, und oftmals durch den Verlust eines einzigen selbst verlohren ist. Der Ruf dieser seltnen Erfindung gelangte zum Thron, und der König forderte den Braminen auf ihm das Spiel als einen neuen Zeitvertreib zu lehren. Jetzt fand der edle Mann Gelegenheit, dem jungen Tyrannen die Grundlage einer wahren Regierung spielend beizubringen, und ihm seine Pflichten ans Herz zu legen. Er fühlte sich von diesen Wahrheiten getroffen, faßte Achtung gegen den Erfinder, und drang in ihn, sich eine beträchtliche Belohnung dafür zu erbitten.

Nassir forderte die dem Scheine nach unbedeutende Quantität Weizenkörner, welche sich ergäbe, wenn man auf die 64 Felder des Schachbrets, auf das 1ste eins, auf das 2te zwei, auf das 3te das doppelte von 2 (4) und sofort auf jedes das zwiefache des vorhergehenden lege. Der König, der den großen Werth der Bitte nicht einsah, verlangte unwillig eine von bedeutenderm Gewicht. Als Nassir indeß auf der seinigen bestand, befahl er, daß das verlangte Maas Korn geliefert werden sollte. Nassir hatte aber eine Anzahl Körner verlangt, welche die

63ste Potenz von 2 um eins überstieg. Diese Rechnung giebt eine Zahl von 17 Ziffern, also Trillionen. Rechnet man es durch Logarithmen, so bringt man 18 Trillionen 446 Billionen, und 730700 Millionen, außer die übrigen hundert Tausende in Anschlag zu bringen, heraus.

Mit Erstaunen fanden aber die Verwalter der öffentlichen Magazine bald die Forderung so ungeheuer, daß ganz Indostan sie zu befriedigen nicht im Stande sey, und der König bewunderte jetzt den Braminen fast noch mehr wegen der Bitte als wegen der Erfindung, wählte ihn zu seinem ersten Minister, und das Land ward von jetzt an glücklich.

Im Sanscrit, in welcher Sprache noch eigene Werke über dieß Spiel vorhanden seyn sollen, ward das Schachspiel Tschaturanga genannt, welches die vier Angus oder Theile eines Heers; Elephanten, Pferde, Wagen und Fußsoldaten bedeutet. Von hier ward das Spiel in den westlichern Orient bekannt, daher heißt es verstümmelt in Persien Tschatrang; die Araber, welche sich dieses Reichs bemächtigten, veränderten den Namen in Schatran. Europa erhielt aber dieß Spiel durch die Kreutzzüge, und es litt auch hier Veränderungen. So verwandelte sich jener bedeutende Name im Abendlande, in Schacchi, Echec, Cheff und Schach, und sonderbar genug, trift es endlich mit dem englischen Worte Check (Stoß, Unglück, Regierung) zusammen (Jones). Da nun gar das englische Verbum to check nicht nur einschränken,

hemmen, sondern ebenfalls Gegenrechnung machen (to controul by a counter reckoning) bedeutet, so begreift man wie selbst das Wort Exchequer, (die öffentliche Schatzkammer) daraus erwachsen ist, und wahrlich haben die Minister der Schatzkammer Englands (Chancellor of the Exchequer), seit Jahrhunderten dadurch ihren Gegnern auf das wirksamste Schach geboten.

Noch ein dem Schachspiel ähnliches Spiel führt Jones unter den Namen Tschaturaji, oder die vier Könige an. Da es von vier Personen gespielt wird, welche 4 Fürsten vorstellen, wovon zwei stets mit einander verbunden, oder, als Alliirte wirken. Es soll so wie jenes oftmals auch Tschaturanga genannt werden, und wird ebenfalls bereits in den ältesten Gesetzbüchern erwähnt. Es ist der Beschreibung nach ebenfalls ein Kriegsspiel, welches noch zusammengesetzter scheint, da sogar Schiffe oder Bote dabei vorkommen, obgleich auf dem dazu gehörigen Schachbrete, das ebenfalls 64 Felder hat, keine Flösse bemerkt ist. Daher sieht Jones diese Zumischung für etwas widersinniges an. Auch bedient man sich dabei der Würfel, so daß es zugleich eine Art von Glücksspiel wird, wie zum Theil der wirkliche Krieg; hiedurch wäre es, wenigstens zum Theil, als eine Ausnahme von Menus Verbot anzusehen.

Wir ergänzen hier noch dasjenige, was von dem innern Verkehr der Hindus zuvor beigebracht ist, durch einige Bemerkungen über die dortige Art zu reisen.

Schon zuvor sind die von Ochsen gezogenen Hackeries erwähnt; auch ist oftmals des Palankins gedacht worden, worin sich die Reichern tragen lassen, und wovon sich die Zeichnung auf dem Blatte für die Hochzeitsfeier findet. Dieses mit einem Himmel bedeckte Ruhebette wird auf Bambusstangen von acht Leuten, die stets 4 und 4 mit einander abwechseln, getragen *). Es finden in dem Bau und in der Güte bedeutende Verschiedenheiten statt, so daß einige mehrere hundert Rupien kosten, ja die vorzüglichern sind sogar mit beweglichen Fenstern versehen. Außer den Trägern, Culies, werden bei Nachtreisen Fackelträger, Mussals, und dann eigene Träger des Gepäcks, erfordert. Bei Wechselplätzen erhalten diese dann Trinkgelder. Diese Coolies sind von Jugend auf hiezu gewöhnt und können außerordentlich schwere Lasten tragen. Im Ganzen sind es ehrliche willige Leute der vierten, geringsten Kaste; indeß ließen sie dennoch mehrmal den Lord Valentia im Stiche. Nur anfangs ist eine solche Reise unbequem, man soll ihrer aber bald gewohnt werden.

Um auf Elephanten bequem zu reisen, wird ein eigener Sitz, Hauda genannt, erfordert, welcher

---

*) M. s. dort die Figur.

ebenfalls mit einem Himmel, die Sonne abzuhalten, bedeckt ist, und oftmals aus sehr reichen Zeugen besteht.

Die größere Summe der Reisenden besteht in Hindostan nicht bloß deßhalb aus Fußgängern, weil nur der Vermögendere sich des Fuhrwerks und der Thiere bedienen kann, sondern wegen der häufigen Pilger und Wallfahrter. Daher haben es denn auch seit vielen Jahrhunderten Andächtige oder auch eitle Vermögende für ein wohlthätiges und religiöses Werk angesehen, den Reisenden auf mehr als eine Art ihren Weg zu erleichtern. In diesem Lande haben sie zu diesem Behuf nicht nur schattige Alleen und Tanks oder auch Cisternen längst den Heerstraßen angelegt, sondern auch durch eigene Gebäude für das Nachtquartier der Reisenden gesorgt. Die dazu errichteten Gebäude heißen Choultries (Tschoultries) oder Tschautories von dem samscritischen Worte Tschauto, Viere, weil sie viereckig sind. Die schönsten findet man, nach Hafners Zeugniß im südlichen Coromandel und in Bengalen, und fast jedes Dorf ist damit versehen.

Ein solches Tschoultries besteht gewöhnlich nur aus einem großen ofnen Saale oder einer großen Halle, der Reisende muß daher alles übrige für seine Bequemlichkeiten mit sich bringen.

Einige der alten Tschoultries machen bedeutende, aus Felsenstücken künstlich errichtete Gebäude aus, die mit Ziegeln gedeckt sind; gewöhnlich besteht aber bei den Neuern das Dach nur aus Palmblättern.

Neben

Neben dem Tschoultrie ist oftmals ein kleines Häuschen errichtet, worin ein Bramine oder Joghir wohnt, der diese Herberge nicht nur reinlich hält, sondern zugleich die Reisenden bedient und ihre Thiere wartet.

Auch ist oftmals ein Tank oder Teich zum Baden in der Nähe; das Dorf hält ferner eigene Wegweiser, gewöhnlich Waldbewohner, um die Reisenden sicher zu führen, da sie mit Bogen und Pfeil bewafnet sind. Im Dorfe selbst wird ferner Reiß für die Pilger auf einen Tag gegeben, so daß ein Reisender durch die Wohlthätigkeit der Hindus erstaunliche Strecken ohne große Kosten durchwandert.

Dieß scheint hinreichend, den Hindus dem Körper und Geist nach zu beurtheilen. Wir erhielten einen Ueberblick des Charakters, der Lebensart, Religion, Sitten und Gewohnheiten im Allgemeinen von diesem merkwürdigsten Volke Asiens. Ehe wir es verlassen, um zu den Fremden, welche sich unter ihm angesiedelt haben, überzugehen, wird es erforderlich seyn, einiges über die verschiedenen Völkerschaften der Hindus selbst, und über die Gesamtzahl derselben beizubringen.

Man kann die Urbewohner vom eigentlichen Hindostan eintheilen, in *a*, civilisirte, oder solche, welche sich in ansehnliche Völkerschaften bildeten, und sowohl Ackerbau treiben als auch mit den übrigen Völkern vermittelst ihrer Kunstprodukte

in Verkehr stehen; und in, *b*, solche welche sich zwar einer Regierung unterwerfen, und zum Theil auch Ackerbau treiben, jedoch von den übrigen abgesondert in kleinen Völkerschaften und in einer an Wildheit gränzenden Freiheit leben.

Unter den ersten giebt es freilich abermals verschiedene Abstufungen.

Die Binnenländer des Dekans, so wie diesem nordwestlich, die Länder am Indus, ferner die Provinzen Dehli, Agra, Oude, Bahar, Bengalen und weiter südlich, der bedeutendste Theil des großen Dreiecks, enthielten hauptsächlich die am höchsten kultivirten Hindus.

Mindere Kultur findet sich bei den berühmten Kriegern, den Mahratten und Seiks, beide anjetzt fast die einzigen Stützen der alten Unabhängigkeit von Hindostan. Beide sind zwar Hindus, allein sie weichen dennoch in verschiedenen Sitten, und selbst in Glaubensartikeln von den übrigen Hindus ab; ihre Wichtigkeit verlangt davon eine kurze Anzeige, bevor wir die übrigen Hindusstämme nennen.

Den Ursprung des Namens der Mahratten haben wir bereits zuvor angezeigt; indeß behaupten Andere der Name müsse von Mahrat, eigentlich Merut, (eine gebirgigte Provinz, nachmals Baglana genannt) dem Namen der Provinz worin Sevagi der Stifter dieses Hindus Stammes, seinen Sitz hatte, abgeleitet werden. In früheren Zeiten führten sie den Namen Bergeers, und so werden sie noch jetzt in der Provinz Berar benannt. (Sprengel) Sevagi selbst aber stammte

von dem Rajah von Chittore, der seinen Stammbaum sogar bis zum Porus hinaufführte.

Die Mahratten gehörten indeß stets zu den ältesten Stämmen im Decan, die an der Küste wohnenden waren aber schon längst als Seeräuber gefürchtet, da man hingegen anjetzt vor ihrem ganzen Staat, als den größten Landräubern und Verheerern zittern muß.

Sevagi wußte sich durch seine kriegerische Talente selbst dem allmächtigen Aurengzeb so furchtbar zu machen, daß er nicht nur nie völlig von ihm unterjocht ward, sondern daß der Groß-Mogul sogar die Unthunlichkeit, die Mahratten unter ihn zu bezwingen, eingestand.

Sie gehören zu der dritten Caste zu der der Feldarbeiter und Kaufleute, welche, wie wir vorhin sahen, in sehr viele Unterabtheilungen von Handwerken zerfällt. Sie sind daher weniger beschränkt in der Wahl ihrer Nahrungsmittel und ganzen Lebensart, als die höhern Casten; genießen fast alle Arten von Speisen, Rindfleisch ausgenommen; dürfen zu jederzeit des Tages essen; und halten es ebenfalls nicht sehr streng mit den Gebeten und der Reinigung. Auch in dieser Rücksicht sind sie daher weit besser für den Krieg eingerichtet, als die höhern Casten.

Sevagi erweiterte bald seine Besitzungen, und da diese eine bedeutende Anzahl von Bergfestungen enthalten, (der Engländer Tone zählte nur allein auf seinen Marsch durch die einzige Provinz Kandesh 20 solcher Festungen) so haben sie sich in ihren daurenden Kriegszügen und Eroberun-

gen zu einer der furchtbarsten Mächte Indiens erhoben. Oftmals sind sie nämlich mit einer Armee von mehr als 200000 Kriegern in die Länder ihrer Feinde eingedrungen, und da weit über die Hälfte in sehr geübter Reuterei bestand, so war die Verheerung eben so schnell als schrecklich.

Die Regierung der Mahratten zeichnet sich von der aller europäischen und asiatischen Staaten aus. Man darf sie eine militairische Republik nennen, in welcher die Oberhäupter von einander unabhängig sind.

Der Peischwa, welcher in Punah (18° 30 Br. und 73° 55′ w. L. von Gr. Rennel) der schlecht gebaueten Hauptstadt, seinen Sitz hat, ist eigentlich nur ein Verweser des Reichs, der erste Minister des Rajah, darf gleichwohl nicht ohne Zustimmung der übrigen Oberhäupter ein wichtiges Unternehmen befehlen, wenn gleich er von ihnen als oberster Regent anerkannt wird. Auch hat er für sich selbst kein großes Gebiet. Die Statthalterschaft Amedabat in Guzurate ist darunter die ansehnlichste; sie trägt ihm 6 Millionen Rupien (Gulden) ein; dennoch wird seine Einnahme, welche aus der von seinen eigenen Besitzungen, hauptsächlich in Contributionen von den übrigen Mahrattenfürsten besteht, auf 40 Millionen Rupien, 4 Crore gerechnet.

Die Besitzungen der Mahrattenfürsten werden in das östliche und westliche Mahratten=Reich eingetheilt, und machen seit den letzten Zeiten eine Fläche von 16000 geogr. □ Meilen aus.

lägen nicht in Westen die englischen Besitzungen von Cambone, Surate, und südlicher Bombay an der Küste darzwischen, so bildeten sie ein sehr wichtiges Ganze, das mit dem Golf von Cutch in Norden anhöbe, und bis zum 15ten Breiten=Grade an der Küste fortliefe, während es in Osten unter vielzackiger Form selbst bis gegen Bengalen vordringt.

Die Mahratten theilen sich in drei Hauptstämme, dieß sind die Kuhnby oder Ackersleute, die Dungu oder Schäfer, und in die Cayla oder Kuhirten. Schon diese Anzeige deutet auf eine fast völlige Gleichheit; auch giebt es keinen erblichen Adel, so wie kein von ihnen verachtetes, geringes Geschäft oder Handarbeit; Tone sah einen Mahrattenfürsten sein Feuer selbst besorgen, und auf einer Satteldecke liegend seinen Secretairen dictiren, ja eine Prinzessin, die Tochter eines mächtigen Fürsten backte eigenhändig Brod.

Wahrscheinlich ist es das Gefühl ihrer Unkunde und Rohheit, das sie bestimmt sich zu den Staatsgeschäften der geschliffenen Braminen zu bedienen. Diese regieren dann gewöhnlich mit eben so vieler Feinheit und List als Treulosigkeit. Indeß werden sie dafür dann auch oftmals sehr hart von den Mahrattenfürsten behandelt. Denn wenn sie gleich kein Braminenblut vergießen wollen, so richten sie sie zuzeiten auf eine weit qualvollere Art hin. So ließ z. B. der Mahrattenfürst Tackaii Holcar seinen Minister=Bramin in ein in Oel getunktes Gewand wickeln, und lebendig verbrennen! Merkwürdig ist es, daß da kein

Adel statt findet, dennoch die Stellen in dem hohen Rath des Peishwa zu Punah erblich sind, z. B. die des Schazmeisters, des Staatssekretairs und des ersten Generals. Geringere Aemter werden hingegen nach Verdienst und Fähigkeit vergeben.

In Ansehung der Religion sind diese Hindus ebenfalls sehr tolerant.

In Punah sieht man neben den Pagoden mehrere Moscheen, und auch eine christliche Kirche.

Die Einkünfte der Mahrattenfürsten bestehen aus der Landtaxe oder dem Chout (Tshout) welcher die Hälfte des reinen Ertrags ausmacht; ferner aus den Zöllen von eingeführten Waaren, zu 5 pro Cent, und endlich aus dem Mulukghere, oder der Beute, welche sie auf ihren Streifzügen in fremde Gebiete zu Hause bringen. Denn dieses Volk lebt und webt gleichsam im Kriege, stürmt bald für sich selbst auf die angränzenden Staaten los, um von ihnen entweder einen Chout, eine beständige Abgabe zu erpressen, oder überhaupt zu plündern, bald aber giebt es sich als ein Alliirter jeder Macht zum Kriege hin, wo nur Löhnung und besonders Beute zu hoffen steht.

Wir finden die Mahratten in der neuen Geschichte Indiens fast überall, wo nur Mord und Beute an der Tagesordnung stehen, für jede Parthei fechten, und hiebei gleicht dann ihr Feldzug völlig dem einer großen Räuberbande. Wohin sie kommt, muß man in jedem Dorfe, sey es eines befremdeten oder eigenen Landes, dem

Heerführer sofort ein Geschenk machen, die Artillerie hält sich aber nur deßhalb von der übrigen Armee entfernt, weil diese Geschenke bei ihr noch wichtiger seyn müssen; für jede Kanone muß nämlich das Dorf regelmäßig ein Schaf, eine Rupie und eine Quantität Butter darbringen, und die außerordentlichen Erpressungen sind noch weit größer.

Schlägt der Peishwa, oder der General irgendwo sein Lager auf, dann eröffnet sich sofort auf dem Vorplatze vor seinem Zelte ein großer Markt, ein Handel durch Victualien = Händler und Handwerker, welcher ihm äußerst einträglich; jeder Verkäufer, jede Bude muß ihm nämlich monatlich 5 Rupien bezahlen, und ihrer sind oft über 1000; selbst die Tänzerinnen, welche der Armee nachziehen, sind von dieser Patentsteuer nicht frei, ja was den Finanz = Geist dieses Volks noch deutlicher ausspricht, sogar die Diebe zahlen letztere als Schutzsteuer ihres Handwerks.

Bei ihren Heerzügen nehmen die Mahrattenfürsten dann häufig europäische Officier in Dienst, und zahlen ihnen einen sehr hohen Sold. So erhielten Franzosen als Obristen monatlich fünftausend Rupien, geringere Stellen brachten 3000, und selbst subalterne Officier 2 bis 500 monatlich.

Eigentlich ist aber hauptsächlich ihre Cavallerie deßhalb furchtbar, weil sie als gute Reuter sich mit unglaublicher Schnelligkeit über ein ganzes Land verbreiten, es verheeren und so viel möglich große regelmäßige Gefechte vermeiden.

Wir dürfen hiebei der Rasbutten oder besser Raiputs, nicht unerwähnt lassen, da sie ebenfalls einen sehr kriegerischen Stamm der Hindus für sich ausmachen, dessen vormalige Länder einen sehr großen Umfang einnahmen, jetzt aber gleichsam unter dem Schutz der Mahratten stehen. Sie sind von einer höhern Caste als die Mahratten, nämlich von der Caste der Xetris oder der Krieger.

Die Rasbuten sind äußerst ehrsüchtig, stolz und von höchstem Freiheitssinn. In Ansehung der Weiber sehen sie streng auf Unbeflecktheit; vor der Heirath darf ein Mädchen nur die nächsten Verwandten besuchen. Uebrigens sind sie gehorsam gegen die Eltern, sanft in der Ehe, und liebreich gegen ihre Verwandte.

Ihr Land Oudipour oder Meymar, zwischen den 24sten und 26sten Breitengrad bei Ajemire gelegen, wird jetzt als neutralen Rajas der Mahratten in Nordwesten gehörig bezeichnet. Ihres Hauptrajas (oder Ranas) Sitz ist nach Einigen Oudipour selbst, doch war vormals Chittore (Tschittore) die Hauptstadt. Rennel giebt drei Hauptstämme von den Rasbutten an, Rathore, Chohan und Sisodya.

Sie waren vormals so mächtig, daß der Rana von Chittore ein Heer von 200000 Streitern aufführen konnte. Allein Akbar hat sie sehr gedemüthiget. Dieser sonst höchst ruhmvolle Regent ließ bei der Ueberwältigung dieser braven Nation, die Gräuelthat begehen, 30000 Menschen, die nach dem hartnäckigsten Widerstand, der sie sogar zu

dem grausenvollen Joar brachte *), sich in die ihnen so heiligen Tempel geflüchtet hatten, durch 300 Elephanten zu Tode treten! eine Gräuelthat würdig eines ächten mogolschen Eroberers!! Dennoch sind sie noch mächtig, der Raja von Dschipure kann allein 30000 Reuter stellen, und da sie wegen ihrer Tapferkeit gefürchtet sind, werden sie daher häufig von andern Fürsten in Sold genommen. Unter den Rasbuten giebt es mehrere Abtheilungen; die von Dschupur werden besonders geachtet.

Weit mehr als diese und die Mahratten, weichen von der Religion und den Sitten der übrigen Hindus ab, die Seiks, ein Volk, das nicht nur noch jetzt sehr mächtig, sondern wegen ihrer kriegerischen Räubereien eben so gefürchtet ist als jene.

Sie haben anjetzt so bedeutende Besitzungen im nordwestlichsten Hindostan, vorzüglich zwischen dem Indus und den östlichsten Zweigen des Setledge, also in Pendjab, daß nicht nur Lahore von 4150 □ Meilen unter ihrer Botmäßigkeit steht, sondern daß ihre furchtbare Räuberei die benachbarten Länder oftmals in Contribution setzt.

Diese Volksabtheilung ist nicht sehr alt; sie entstand im funfzehnten Jahrhundert (1469) durch einen talentvollen Rasbutten, mit Namen Nanek, aus dem Orte Chukgur (in Lahore,

*) M. s. zuvor.

gegen 30° 50′ Br. und 73° 25 L.). Nach vielen weiten Reisen verwarf Nanek zwar die Religion der Braminen nicht gänzlich, aber er veränderte sie dennoch so sehr, daß er der Stifter einer völlig neuen Sekte ward. Er verwarf das meiste der alten Lehren der Göttergeschichte, und verehrte nur ein einziges höchstes Wesen, erlaubte auch gänzlich, den Gesetzen der übrigen Hindus zuwider, den Muselmännern und andern Religionssectirern den Eintritt in seine Religion. Indeß müssen die Proselyten dennoch verschiedene Hauptpunkte der Hindus=Religion beobachten: So z. B. dürfen sie durchaus kein Ochsenfleisch genießen; sie müssen ihre Todten verbrennen, und das Haar wachsen lassen. Ein Mahomedaner der zu ihrer Sekte hinübertreten will, muß zuvor die Hauer (Fangzähne) eines wilden Schweins umfassen, um die Verachtung seiner ehemaligen Religion öffentlich anzuzeigen.

Der Obrist Polier, der uns die Seiks am genauesten geschildert hat, beschreibt sie als eine starke, gutgebauete Menschenrace, die von erster Jugend zu einem thätigen Leben gewöhnt ist, und sich mit der schlechtesten Kost behilft. So wird ihr Brod nur unter der Asche gebacken, und macht in allerlei Kräuter getunkt bei ihnen eine Leckerei, da sie übrigens gar nur mit gerösteten Bohnen und Erbsen zufrieden sind. Dagegen bedienen sie sich häufig, gegen die Sitten der übrigen Hindus, berauschender Getränke bis zum Uebermaaß.

Ebenfalls weichen sie durch die blaue Farbe ihrer Kleider, die die Hindus für unglücklich halten, von letztern ab. Ihr ganzer Anzug besteht in langen blauen Pantalons, einem bunten Mantel, und einem schlechten Turban.

Hauptzüge ihres Charakters sind: hoher Geist der Unabhängigkeit; Raubsinn und Kühnheit.

Ihr treflicher Boden macht ihnen den Ackerbau leicht, auch beschäftigen sie sich selbst während des Krieges damit. Man findet dort aber nicht nur alle Arten von Getreide, sondern zugleich große Heerden Hornvieh, Pferde und Schafe. Und da Bernier bereits zu seiner Zeit (1664) die Einnahme von dem Penjab auf 50 Millionen 700000 Livr. schätzte, so darf man sicher annehmen, daß diese thätige Völkerschaft jene große Summe wohl nicht hat vermindern lassen.

Dasjenige, wodurch sie den Nachbarn, ja selbst den Mogoln oftmals so furchtbar sind, ist ihre Reuterei. Wir sahen zuvor, daß gerade Moultan, Laher und Ajemer die treflichsten Pferde liefern. Diese Pferdezucht haben die Seiks so hoch getrieben, daß sie zu Kriegszeiten ihren Feinden bis 200000 ja drittehalb hunderttausend Mann sehr gewandte, kühne Reuter entgegen stellen. Ihre Waffen sind hauptsächlich Luntenflinten und Säbel.

Auch die Ceilaner oder Singalesen dürfen wir als einen besondern Volksstamm nicht übergehen. Perceval will in ihrem Aeußern viel Aehnlichkeit mit den Bewohnern der Maldiven finden. Sie sind übrigens von Körperbau nicht so stark

als die Malabaren. Ihr großer Hang zur Rache scheint diesem Beobachter zufolge, auf Malahischen Ursprung zu deuten. Die Beispiele, welche er aber von ihrer Rachsucht beibringt, zeigen offenbar den dortigen Gebrauch des Dherma *) den wir so eben bei den Hindus angeführt haben. Indeß berechtigen ihre Casten Abtheilung, so wie viele der übrigen Sitten und Gewohnheiten, sie zu den Hindus zu zählen. Sie sind mäßig, höflich und ungereizt von sanften Sitten, und freundschaftlich. Dieß gilt indeß hauptsächlich nur von den Bewohnern der niedern, der Küsten Landschaften, woselbst vielleicht der lange Umgang mit Fremden ihre Sitten verändert hat. Der Bewohner des Gebirgslandes, des Candyers ist dagegen stolz, sein Blick trotzig, kriegerisch und höchst rachsüchtig.

Die Sprache der Ceilaner ist ebenfalls von der der gegenüberliegenden Küsten verschieden, und auch bei ihr will Perceval eine Aehnlichkeit mit der der Maldiver gefunden haben. Es giebt aber zweierlei Mundarten, die Hofsprache das Pahli, ist das, was in Hindostan der Sanscrit ist; die gemeine Mundart hält aber vieles von dem Arabischen, wahrscheinlich weil die Araber wohl hieher seit langer Zeit hier handelten.

Die Religion ist die des Buddha dessen wir vorhin unter dem festen Lande von Hindostan erwähnt haben, und in den vorhergehenden Jahr-

*) M. s. kurz zuvor von dem Dherma.

gängen fast über ganz Indien verbreitet fanden. Auch hier herrscht die Casten=Eintheilung so wie überhaupt das meiste mit den übrigen Hindus übereinkommt.

Die Regierung in Candy ist durchaus despotisch. Unter dem König, der sich über alle Monarchen der Erde erhaben glaubt, und daher übertriebene Titel führt, regieren die ersten Minister, Adigar genannt, und sehr oft sind sie die eigentlichen Regenten.

Die Einnahme des Königs besteht hauptsächlich in Landesprodukten, allein fast alles Eigenthum steht in der Willkühr des Königs. Daher dann, wie zuvor gesagt, das Suchen der Edelsteine, woran Ceilan besonders reich ist, nicht stark betrieben wird, indem der Finder sie wieder abliefern muß.

Die gesamte regelmäßige Kriegsmacht besteht etwa aus 20000 Mann, indeß müssen alle Candyer die dazu nur fähig sind, nach Willkühr des Königs die Waffen tragen, die Landmiliz ist daher ansehnlich. Die Garden bestehen, wegen Mistrauen gegen sein eigenes Volk, aus Ausländern, Malayen und Malabaren.

Die Waffen bestehen aus Lanzen, Säbeln, Bogen und Pfeil, Luntenflinten und etwa tausend Gewehren mit Bajonetten. Das Innere des Landes, vorzüglich die Hauptstadt Candy, ist besonders durch die engen Wege und Verhacke gegen den Feind geschützt.

Die Justiz ist sehr schnell, und die Strafen höchst grausam; das Spießen, das Zertreten und

Zerschmettern durch Elephanten, oder auch das Zerstampfen des Verbrechers in einem Mörser sind nicht ungewöhnlich.

Die wilden Völker des tiefsten Innern der Insel, besonders der Waldungen, die Vedas oder Wedas, sind keine Hindus; wir werden sie aber bei einer andern Gelegenheit näher kennen lernen, indem sie sich auf vielen andern Inseln des indischen Meeres verbreitet finden.

Unter andern minder bedeutenden Abtheilungen der eigentlichen Hindus verdienen wenigstens genannt zu werden: die Dschaten, welche vormals in Moultan wohnten, zu der vierten Kaste, zu den Sodras gehören, und sonst mächtig waren. Sie sind jezt in die Gebirge am Jumnah (Dschumnah) zurückgedrängt.

Von den wildern und kleinern Stämmen welche Hindostan bewohnen, bekennen sich einige zu der Religion der Hindus, und leben unter kleinen Fürsten, Rajas, in gebirgigten und waldigten Gegenden. Diese Gebirgsvölker werden dann unter den Namen der Polygaren begriffen. Andere, noch wildere, z. B. die Colleries oder Collars, Gohauds, Choans, haben ihre eigene Religion. Sie verstehen es, sich in den Bergschlüchten und auf den Höhen der Ghauts nicht nur mit vieler Geschicklichkeit und Wildheit zu vertheidigen, sondern richten durch ihre Raubzüge und Ausfälle aus ihren kaum zugänglichen Schlupfwinkeln vielen Schaden an. Besonders in den südlichsten Provinzen gegen Cap Comorin

hin, wie auch am Indus sind sie am furchtbarsten. Mehrere reden ihre eigene Sprache.

Dieß wären etwa die Hauptvarietäten der Originalbewohner Hindostans.

Es wird allerdings sehr schwer seyn, ihre gesamte Volkszahl zu schätzen. Man könnte freilich glauben es sey nicht so schwierig, zu einiger Gewißheit hierüber zu gelangen, da dem Paulinus zufolge, jeder Ehemann oder Liebhaber sofort nach der Niederkunft der Wöchnerin (stets zugleich die Amme ihres Kindes) verbunden ist denen Vorstehern seiner Kaste, dort Giadi Egiaman genannt, die Geburt anzuzeigen und es in ein eigenes Buch der Kaste einzutragen, so daß der Fürst dadurch ein genaues Cataster erhält für die ganze ihm gehörige Volksmenge oder Uebersicht seiner Einnahme. Indeß muß dieß einmal wohl nur bei den Regierungen der wirklichen Hindus oder Rajas, und vielleicht nicht bei denen Statt finden, die unter der Botmäßigkeit der Moguln stehen, und da ferner mehrere ansehnliche Völkerschaften z. B. die so eben angeführten Seiks und Mahratten nicht so regelmäßig regiert werden, so mag dieß wohl die Schwierigkeit vermehren, den wahren Stand der Population zu erfahren.

Folgendes ist mir überhaupt aus den gültigsten Schriftstellern hierüber bekannt worden. Orme schätzt die Zahl der in Hindostan lebenden Muhamedaner auf 10 Millionen, und setzt dabei hinzu, die Zahl der Hindus selbst sey wohl zehnmal stärker. Ohne die erstern gäbe dieß mithin

etwa 100 Millionen Hindus. Die Gesamtzahl aller Bewohner von Hindostan müßte aber hienach offenbar wenigstens auf 111 Millionen steigen, da einige der übrigen Nationen, welche wir sogleich aufführen werden, keine geringe Anzahl ausmachen, wie z. B. die Gebern oder Alt-Perser, Abessinier, Caffern, Europäer aller Religionspartheien und andere.

Aus Tennant lernt man über die Provinzen, welche jetzt die brittische Oberherrschaft anerkennen, etwas Bestimmteres. Nach verschiedenen auf genauere Angaben der angebaueten Aecker gegründeten, an Ort und Stelle gemachten Berechnungen, bringt er für Bengalen und Behar eine Summe heraus, die zwischen 32 und 33 Millionen Menschen beträgt, und da er für die zuletzt den Britten anheimgefallenen Länder von Mysore und dem Carnatic 20 Millionen anzunehmen sich berechtigt glaubt, so wäre die Gesamtzahl der Einwohner des brittischen Indiens stets über 50 Millionen.

Setzt man die ganze Ländermasse des brittischen Ostindiens mit Hr. Albers auf 17387 geogr. □ Meilen, so gäbe dieses eine Volksdichtigkeit von etwas mehr als von 2875 Menschen auf jede □ Meile. Und dieß ist in der That nur eine geringe Menschenzahl, sobald man auf die große Fruchtbarkeit Hindostans Rücksicht nimmt, und zugleich darauf, daß die Hindus fast durchaus von Vegetabilien leben, und dabei überhaupt sehr mäßig sind. Denn wenn nach Randel England (allein genommen) zu 3382 □ Meilen gerechnet

rechnet, 2366 Menschen auf einer □ Meile ernährt, so müßte Hindostan eine weit größere Population halten können, besonders da, wie Tennant mit Recht bemerket, dort wegen der vielfachen Erndten im Jahre, viermal so viel Menschen auf eben derselben Länderfläche ernährt werden könnten als im Mutterlande, in England. Daß auch wirklich diese Population für Hindostan sehr gering ist, ergiebt sich noch deutlicher durch den Vergleich mit unserm vormaligen Holland, woselbst man sogar 4000 Menschen auf die Quadrat-Meile rechnete.

Diesen Ansichten zufolge dürften die Angaben des le Gout de Flaix *), nicht so übertrieben scheinen, nach welchen die gesamte Volksmenge von Hindostan auf 184 Millionen steigt, nämlich für den Decan 95, und für die nördlichern 89 Millionen. Diese Berechnung giebt aber keine so übermäßige Dichtigkeit als man anfangs glauben sollte, da le Gout zuvor die Arealgröße Hindostans gar auf 88200 geogr. □ Meilen (245000 lieus com. zu 25 auf den Grad) also viel zu groß annimmt, da die neuern englischen Angaben nach Hr. Albers überhaupt noch nicht 60000 (58617) □ Meilen dafür rechnen. Nähme man jene Größe von le Gout für die wahre an, dann

*) Uebrigens scheint allerdings le Gout de Flaix etwas zu große Vorliebe für Indostan in mehr als einer Rücksicht zu äußern, besonders in seinen Beschreibungen der Kunstwerke und Gebäude.

gäbe dieß nur die mäßige Volksdichtigkeit von 2087 Menschen.

Nach diesen Auseinandersetzungen scheint es nicht übertrieben, wenn man jenen ersten Angaben zufolge, die gesammte Volksmenge etwa auf hundert und eilf Millionen schätzte.

Zugleich ginge aber dann hieraus eine andere, nicht unwichtige Thatsache hervor, nämlich daß das brittische Hindostan der volkreichste Theil dieses großen Landes sey, da hier auf 17387 □ Meilen 50 Millionen Menschen lebten, also für den Rest von mehr als 40000 □ Meilen nur etwa 40 Millionen übrig blieben. Dieß ließe sich besonders dadurch erklären, daß in diesem Rest von 40000 □ Meilen die beträchtliche Sandwüste hinter Agimere gegen den Indus hin vorkommt; auch mögen innerhalb der Ghauts und den südlichen Gebirgen der Polygaren und Colleries, viele unangebaute Flecke übrig seyn, so wie endlich die fast stets in Kriegen lebenden Völker die Seiks und Mahratten, wenn gleich Ackerbauend, schwerlich ihre Länder so anbauen noch weniger aber durch Fabriken eine große Menschenmasse ernähren als Bengalen, Orissa und der größte Theil der Küste von Coromandel, wo unter dem Vorsitze der Europäer, besonders der Britten, der fleißiger arbeitende Hindus seine Familie ruhiger ernährt.

Nach dieser Darlegung dessen was sich etwa von der Population der Hindus vermuthen ließe, verlassen wir dieses wichtige Volk, und wenden uns zu den fremden in Hindostan angesiedelten Nationen, wovon die meisten sich dem Lande aufgedrängt haben.

Wir fangen mit der mächtigsten Nation dieser Fremdlinge an.

Mongolen, Mogolen, Islamen, Mohren auch Tullukern von den Hindus genannt, sind diejenigen Mahomedaner welche seit Walid I. (im 8ten Jahrh.) in Hindostan (in Moultan) zuerst auftraten, und nachmals bestimmter unter Mahmond sich dort, seit dem 10ten Jahrhundert fester setzten.

Da sie bald Herren über das in kleine Reiche getheilte Hindostan wurden, und nun mehrere Menschenracen besonders Perser und Araber einwanderten, zugleich eine große Anzahl der unglücklichen Hindus Weiber raubten, und in ihre Serails steckten, so erwuchs daraus eine eigene Menschen Varietät, welche von der Häßlichkeit, der Originalgestalt der Mongolen viel verlohr. Daher sind sie höchstwahrscheinlich im Ganzen anjetzt weit besser gebildet als ihr Urstamm. Wenn gleich der Farbe nach noch dunkler als jener, ist der hindostanische Mogol dennoch gut gebauet und von ansehnlicher Größe. Es ist ihm daneben die körperliche Stärke, die Gewandtheit in den Waffen und im Reuten, und überhaupt die Kraft und das Talent zum Kriege seiner roheren Vorfahren verblieben; dabei weder

durch die sehr kleinen Augen und ihren schieflaufenden Schnitt, noch auch durch die gepletschte Nase widrig. Indeß sind dennoch das schwarze Haar, und das fast bartlose Kinn, so wie die Unansehnlichkeit und kleine Gestalt der Weiber verblieben, obgleich la Boullaie le Gouz letzteren einen guten Bau wegen der langen Schenkel und kurzen Oberleib zugesteht. Uebrigens ist es kaum möglich die heutigen Muhamedaner als eine einzige Hauptvarietät unsers Geschlechts, wie die Tatarn und wirklichen Mogolen anzusehen, da sie nun aus so sehr gemischten Volksstämmen bestehen.

Ihre Kleidung zeichnet sich besonders durch die Turbane, und dadurch aus, daß sie ihre dünnen seidenen, wie Schlafröcke gestalteten Kleider nicht wie die Hindus von der Linken zur Rechten, sondern umgekehrt, überschlagen. Im Uebrigen gehören ihre Trachten und Wohnungen, häusliche Einrichtungen und Sitten ebenwohl den Türken und Persern an, und können daher bis zur Darstellung jener Völker aufgespart bleiben.

Dagegen haben die Mogulen oder die Mahomedaner in Hindostan nicht nur wegen Gleichförmigkeit der Religion, sondern weil sie sich alle auf ein und dieselbe Art dem Lande einverleibt haben, nämlich durch Krieg und Eroberung, einen ihnen allen gemeinschaftlichen Charakter angenommen.

Dem Ursprung ihres Hierseyns gemäß, sind sie herrschsüchtig, despotisch, stolz, menschenverachtend, grausam; und ihr Muth wird durch die Lehre der Prädestination unerschütterlich. Vor-

mals waren sie höchst intolerant; das vieljährige Zusammenleben mit den sanften Hindus hat sie darin nachgiebiger gemacht. In Verhandlungen ernst und feierlich, in allen Ränken gewandt und abgeschliffen, sind sie verstellt und trugvoll, und so drückend der Höhere gegen den Niedern, so kriechend ist er gegen seinen Obern.

Dieser, aus den rauhen Gebirgen herabgestiegene rohe Nomade ward durch die Milde des hiesigen Klimas verfeinert, er ward in den schwelgerischsten Wollüstling umgeschaffen, und deßhalb von unersättlicher Habsucht.

Im Aeußern liebt der Mogul die Pracht, und ist sinnlich bis zur übertriebensten Ausschweifung. Nur öffentlich zeigt er sich mäßig, denn im Innern des Hauses genießt er, selbst seinem Glauben zuwider, die erhitzendsten Getränke, und der Große schwelgt im Serail von vielen hundert Weibern.

Nur in den schlechtern Sitten und Gewohnheiten haben sie sich den Hindus genähert. Lächerlicher Stolz theilt auch die Mogolen gleichsam in Casten. So haben sie z. B. auch die thörichte Gewohnheit, daß jeder Diener eines Europäers nur das zu thun sich schuldig glaubt, wofür er eigentlich angenommen ist; der Friseur hält es unter sich zugleich auf des Herrn Kleidung Acht zu haben, und derjenige welcher diese besorgt, würde nie die Stube kehren. Daher die unnöthig angehäufte Anzahl der Bedienten.

In Rücksicht der Religion weicht der Mogol hingegen durchaus auch darin von dem Hindus

ab, daß er anderer Religionspartheien in die seinige aufnimmt. Nie wird ein Christ oder ein Muselmann zu der Religion der Hindus zugelassen, ausgenommen bei den Seiks, welche aber, wie wir sahen, eine völlig neue Sekte gestiftet hatten. Auch predigt der Hindus daher nie seinen Glauben um Proselyten zu machen, und ist daneben höchst tolerant. Allein seinen Glauben zu verlassen, ist für ihn die höchste Schmach und Schande.

Der Mogol ist gerade das Gegentheil. Als er Hindostan eroberte war er intolerant wie ein Dominikaner des Auto da Fe, zwang oftmals unter den blutigsten Gräueln die sanften Hindus zur Beschneidung, und noch jetzt zieht er mit zelotischen Armen jeden anders denkenden zu seiner Religion hinüber; und kein Mittel ist ihm hiezu zu schlecht oder zu hart (Tennant).

Wir sahen daß die Hindus eine große Menge Büßender, deren Zustand oftmals an Wahnsinn gränzte, ernährten. Hierin werden sie indeß, zwar nicht der Anzahl nach, wohl aber in Rücksicht der Schädlichkeit dieser Thoren, von den mogolischen oder mahometanischen wandelnden Heiligen weit übertroffen. Zu Taverniers Zeiten rechnete man bereits 1,200000 solcher herumziehender Hindusheiligen, dagegen nur 800000 muhamedanische Fakiren, und sie waren wegen ihrer Wuth gegen jeden Andersgesinnten fürchterlich. Besonders war letzteres der Fall wann sie von ihrer Pilgerschaft nach Mecca zurückkehrten. Sie führten eigene, sonderbar geformte

Mordgewehre, Dolche worin die Hand bis zu der langen, drei Zoll breiten Spitze hineinpaßt, so daß der Arm selbst durch einige eiserne Stangen nach hinten zu geschützt wird. Hiemit fallen diese Zeloten unvorhergesehen auf ihnen völlig Unbekannte, selbst auf Unkosten ihres Lebens, wütend los. So würden z. B. 13 holländische Bootsknechte von ihnen ungereizt niedergestoßen, und Taverniers Bruder wäre beinahe ebenfalls das Opfer eines solchen Wahnsinnigen geworden. Sie glauben nämlich durch den Mord eines Christen oder Hindus das Paradies zu verdienen. Dagegen sind Heere der oft zu viel tausenden anwachsenden Hindusfakire höchst selten schädlich, obgleich ebenfalls bewafnet, wohl aber den Reisenden sehr lästig, wie Anquetil dieß von einer von Jagrenat Pagode kommenden, 6000 Mann starken Armee solcher Hindus Fakiren, erfuhr. Die Religion der Mogolen selbst, so wie alles was wir bei anderer Gelegenheit von den Muselmännern des Orients darstellen müssen, scheint hier nicht herzugehören, nur einige Einrichtungen, Sitten und Gewohnheiten wodurch sie sich in Hindostan besonders auszeichnen, mögen hier aufgeführt werden.

Hauptsächlich verdient die durch die Mogolen hier eingeführte Regierung einer kurzen Anzeige.

Ein Volk das gänzlich durch Feuer und Schwerdt sich des Landes bemächtigte, mußte schon um seines ungerechten Unterjochen des Ureinwohners gewiß zu seyn, stets unter den

Waffen bleiben. Der Staat der Mogolen ist daher der, der Würde des Menschen am wenigsten entsprechende, der kriegerische. Er hat also es mit dem türkischen und ähnlichen Despotenstaaten gemein, daß alles von dem Willen und der Laune des Einzigen abhängt; und dieß hier selbst fast noch bestimmter, da hier kein Mufti widerspricht, ja selbst der Koran nicht einmal in so hohem Ansehn steht als dort. Auch gehörten hier alle Ländereien dem Groß-Mogul; nur er war der einzige freie Güterbesitzer. In diesem bloß kriegerischen Staat gab es dann keinen erblichen, sondern nur einen militairischen Adel, der auf die im Felde geleisteten Dienste beruhete, und besoldet ward; solche Besoldungen bestanden denn sehr häufig in Lehngütern, Jaghiren genannt. Diese Adlichen hießen Omrahs, und hatten drei Abstufungen; der Kaiser Akbar machte diese Einrichtung. Jeder Omrah mußte zuvor Officier oder Mandsebar gewesen seyn. Zum Omrah ward er feierlich eingeweihet, und erhielt, außer einer bedeutenden Summe Geldes zwei Elephanten, ferner einen mit Juwelen besetzten Säbel und Turban oftmals auch eine Jaghire; durch ein eigenes Adels-Diplom, das vor ihm mit Gepränge hergetragen ward, wurde dieß alles bestätiget.

Auch die Form der Regierung des ersten Kron- oder Staatsbeamten ist der türkischen ähnlich; es folgt nämlich auf den Kaiser oder Groß-Mogul sofort der Vizier, und regiert wie dort bei gewöhnlichen Regenten fast einzig das Reich. Zu

diesem höchsten Posten des Reichs wählte der Groß = Mogul zu Zeiten seinen eigenen Sohn. Das hier dem Feldherrn Staatssecretaire Schazmeister und andere hohe Staatsbeamte, fast wie bei den Türken folgen, bedarf keiner umständlichen Anzeige.

Unter dem Vizier stand in Rücksicht der Länderverwaltung der Subah. Er ward aus den vornehmsten Omrahs gewählt, beherrschte eine ganze große Provinz als Statthalter, und hatte mehrere Unterstatthalter, Nabobs oder Nababs unter sich, auf deren Betragen er genau Acht haben, und alles deßhalb nach Hofe berichten mußte.

Diese Nabobs oder Vicekönige der Provinzen, nach Tennant wohl einerlei mit den Nizams, sind indeß nur dem Vizier und also dem Kaiser selbst verantwortlich, werden auch nur von ihm eingesetzt, und da sie alle Ländereien und ihren Ertrag, mithin das Volk selbst unter sich haben, da sie alle Aemter und Würden in ihrer Provinz ertheilen, so liegen die eigentlichen Staatskräfte in ihren Händen; der Subah nimmt sich indeß des Volkes gegen ihre Bedrückungen an. Auch dadurch waren sie beschränkt, daß der Steuereinnehmer, der Dewan oder Duan nicht vom Nabob sondern vom Hofe selbst eingesetzt wurde, doch verfuhr er gewöhnlich hiebei in Uebereinkunft mit dem Nabob. Indeß war auf verschiedene Weise dafür gesorgt, daß die Nababs das Volk nicht zu Grunde richten konnten; auch lagen die zu ihrem Gehalt angewiesenen Lehne (Jah=

giren) nicht in den ihnen untergebenen Provinzen.

Gleich auf den Nizam folgte der Fouidhar als höchster Beamter. Nach der Größe der Provinz waren derer mehr als einer.

Die Abgaben wurden von den durch die Nabobs vermietheten Grundstücken genommen, waren aber nicht übermäßig.

Die Civil-Gewalt war in den Händen des Daroga oder Präsident des Gerichtshofes, indeß behielt sich der Kaiser selbst die Entscheidung sehr wichtiger Fälle bevor.

Unter dem Daroga verrichtete der Adawlet die kleinere Justiz; er hatte ein eigenes Lehngut (Jaghir) als Besoldung um Bestechungen zu vermeiden; dafür mußte er aber auch von Tagesanbruch bis drei Uhr Nachmittags jedermann anhören und entscheiden.

Indeß ward dennoch dieß Richteramt beim Hinsinken des Reichs selbst schlecht und bestechbar; daher kam es 1782 in den brittischen Provinzen in die Hände der Engländer selbst, wodurch das Volk viel Erleichterung erhielt (Tennant).

Der Cazi, wohl einerlei mit Kadi, war der Erklärer der Gesetze, in Fällen bei welchen die civilen Gesetze in die Religion eingriffen.

Ueberdem waren noch mehrere untere Gerichtsstellen.

Was nun den Kaiser oder Groß-Mogul selbst anlangt, so war seine Macht, seine Einnahme und seine Pracht in den blühendsten Zei-

ten der Mogolen zum Bewundern groß. Unter dem geschliffensten und gewissenlosesten Mogul, Aureng-Seb, rechnete man auf fast 70000 □ Meilen, 40 Millionen Unterthanen. Die Armee welche er im Jahre 1647 aus seinem Schatze besoldete, bestand beinahe aus einer Million Menschen (911000 M.); hievon lieferte die einzige Provinz Dehli 100000 Reuter. Bedenkt man indeß, daß jeder Mogul Soldat seyn mußte, so war diese Anzahl dennoch gegen die Volksmenge nicht übertrieben, so sehr es auch leider die Benutzung dieses großen Heeres war. *).

Die Anzahl der Elephanten betrug, zu Berniers Zeit, 500, mehrmal stieg sie aber beträchtlich höher. Und sie wurden nicht nur zur Pracht und zum Fortschaffen schwerer Gegenstände, sondern auch zum Kriege und Gefecht aller Art angezogen; sogar erwähnt Bernier ihre Kraft und Gewandtheit Thore aufzubrechen.

Die Waffen der Mogoln bestanden anfangs nur in Bogen und Pfeil, Säbel und Lanzen, denen nachmals Luntenflinten und Pistolen für Cavallerie hinzugefügt wurden.

Die Kanonen waren nicht nur an sich schlecht, sondern von höchstschwerfälligem Bau, und daher ohne große Wirkung. Oft erfordert eine einzige Kanone 30 Paar Ochsen; welch ein beschwerlicher Zug! Dennoch waren zuweilen meh-

*) M. s. nachmals die kurze chronol. Uebersicht der Geschichte Hindostans.

rere hundert Kanonen in Bewegung. Man denke hinzu daß der Train der Dienerschaft bei einer solchen Armee gewöhnlich die Zahl der Streiter weit übersteigt, so daß oftmals eine Armee von 100000 Mann von 200000 Männern und Weibern begleitet wird; was für ein ungeheurer Raum wird hiezu erfordert, und welch eine Unordnung muß bei der erstaunlichen Menge von Thieren und Menschen erfolgen, wenn nur ein Theil davon zurückweicht oder gar geschlagen wird!

Endlich waren die Mogoln durchaus keine Taktiker; nur erst unter Hyder Aly fingen sie an sich durch Europäer hierin zu belehren, blieben indeß bei dem Mangel an Disciplin stets noch darin zurück, so wie ihre Artillerie noch jetzt schwerfällig und wenig geübt ist. Hiedurch wird es begreiflich wie oftmals ein Paar Tausend gutgeführte Europäer, wie z. B. unter Clive, oder Lawrence, u. A. Heere von 100 Tausend Mogoln schlugen.

An Pracht herrscht dagegen in den Rüstungen des Groß-Moguls und der Omrahs übertriebene Verschwendung. Ihre Elephanten trugen oft Sitze (Haudas) von Silber, ja bei den Leibelephanten des Kaisers prangten diese Haudas sogar von Gold und Juwelen; auch führte jeder von ihnen einen eigenen Namen; so hieß der erste oder Thronelephant, Aureng Gas, Hauptmann der Elephanten.

Die Pracht der Mogolschen Kaiser zeigte sich am größten unter Aureng-Seb und seinem

Vorgänger, seinem Vater. Man glaubt ein Mährchen aus Tausend und einer Nacht zu lesen, bei den Verzeichnissen, welche uns Mandelslo und Tavernier von den in den Schatzkammern dieser Fürsten aufgehäuften Massen von Gold und Juwelen liefern.

Nach von Mandelslos gültigem Bericht, befanden sich im Schatze des Groß-Moguls Schah Jehan, folgende Kostbarkeiten; sie wurden zu Agra in einem großen mit Goldblech gedeckten Thurm aufbewahrt: für 60 Millionen Rupien (Gulden) an Diamanten, Rubinen, Smaragden, Saphiren und Perlen. Hierunter wahrscheinlich vielleicht schon damals der größte bekannte Diamant, von 279½ Karat, den nachmals Tavernier auf 2½ Million Thaler schätzte. Ferner an gearbeitetem Golde, in Formen von Elephanten, Pferden, Kamelen rc., für 19 Millionen; an goldenen Gefäßen und Geschirr überhaupt 11,733000; an Brokat, gold und silbernen Zeugen, Seide- und Baumwollen-Waaren für 5½ Million. Prächtige Elephanten- und Pferdedecken, für 5 Millionen, an Geschütz aller Art 6,400000 R.; an Säbeln, Piken und andern ähnlichen Waffen 7½ Mill., an Sätteln, Steigbügeln, Zäumen u. drgl. 2½ Mill. ferner 80 tausend geschriebene Bücher geschätzt auf 6,400000 Rupien! Porzellan und Gefäße von Siegelerde 2½ Million. Dieß Ganze, nebst einigen geringern Artikeln betrug zusammen 348 Millionen Rupien!

Der Sohn, Thronräuber und Kerkermeister von Schah-Jehan, der schändliche Aureng-

Seb, brachte aber eine noch weit größere Summe von Kostbarkeiten während seiner 50 jährigen Regierung zusammen. Er setzte einen besondern Werth in eine Sammlung von reich mit Juwelen besetzten Thronen. Hierunter war der reichste der sogenannte Pfauen Thron. Er bestand nicht nur aus massivem Golde, sondern sein Werth stieg durch die erstaunliche Anzahl von Juwelen die an ihn verschwendet waren, auf 75 Millionen Reichsthaler!

Sehr auffallend zeigte sich die Pracht der Groß-Moguln bei ihrem Geburtsfeste. Rhoe beschreibt ein solches Fest, wobei er im Herbst 1617 selbst zugegen war.

In einem schönen Garten hing unter einem prächtigen Gezelt, eine große Waage herab, deren Schalen von gediegenem Golde mit Rubinen und Türkisen besetzt und die goldenen Ketten zu größerer Sicherheit durch seidene Schnüre verstärkt waren. Der Kaiser erschien nun mit Juwelen aller Art überladen und alle Große empfingen ihn in der ehrfurchtvollesten Stille. Er setzte sich sodann in die eine Waagschale, und in die andere wurden ansehnliche Säcke mit Gold- und Silbermünzen gelegt; zum andern Mahle bestand das Gegengewicht aus Edelgesteinen und Gold; nachmals aber nur aus goldenen und silbernen Stoffen, seidnen und musselin Zeugen; zuletzt gar aus Getreide, Honig und Butter. Von Allem, was bei diesen verschiedenmahligen Abwägungen als Gegengewicht gedient hatte, sagte man, es solle unter das Volk vertheilt werden,

indeß sahe der Engländer daß die Kostbarkeiten genau bei Seite geschaft wurden. Ein fröhliches Hurra ertönte, als man fand der Kaiser sey in diesem Jahre schwerer geworden.

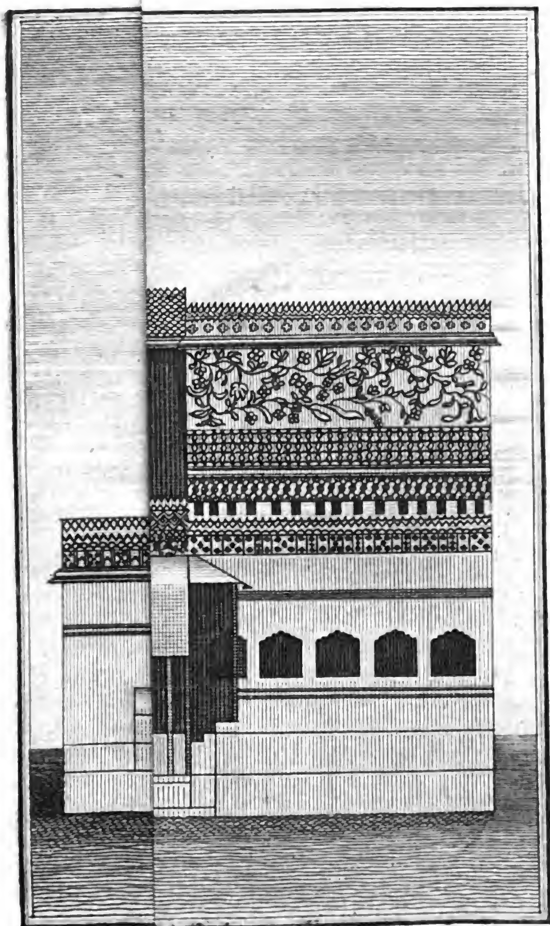
Gleich darauf bestieg er den prächtigen Thron, und nun wurden Becken voll goldener Nüsse, Mandeln und andere Früchte vor ihm nieder gesetzt. Diese warf er um sich her, und alle Großen lasen sie begierig vom Boden auf. Da sich aber Rhoe hiezu nicht erniedrigen wollte, schüttete ihm der Kaiser selbst ein ganzes Becken voll davon in seinen Mantel. Mit solchem Ungestüm fielen aber die Hofleute auch darüber her, daß er Mühe hatte, nur einen geringen Theil davon für sich zu retten. Er fand dann bald, daß diese Früchte nur hohl, von dünnem Silber getrieben und vergoldet waren; 1000 derselben betrugen an Werth etwa 100 Gulden, und alles was der Kaiser auf die Art ausgeworfen, hatte nur 500 Rupien. Die auf diesen feierlichen Tag folgende Nacht ward im Genuß sehr starker Getränke hingebracht.

Ein solcher Aufwand und die ungeheuren Kriegsheere erfordern begreiflich erstaunliche Einnahme. Sie betrug, Tiefenthaler zufolge, unter Schah-Jehan 220 Millionen Rupien, ja bei der noch glänzendern Regierung, über das durch Aurengzebs Eroberungen vergrößerte Reich, sollen sie sich über 400 Millionen also gegen 270 Millionen Thaler erhoben haben; hievon betrug nur allein der Grundzins über 224½ Millionen.

Bei so erstaunlichen Einkünften und einer despotischen Regierung konnte es denn freilich nicht schwer fallen, jene kostbaren und außerordentlichen Palläste, Moscheen und Grabmähler zu errichten, wovon wir zuvor bei der Beschreibung von Agra, Dehli und Lucknow Nachricht gaben *).

Wenn aber auch diese Maurischen Gebäude stets Reichthum und Größe ansagten, so blieb dabei dennoch stets dem mit Recht von griechischer Architektur eingenommenen Europäer, etwas sonderbares, minder bekommendes zurück. Dieß ergab sich selbst aus den in den neuern Zeiten errichteten Gebäuden. Ein Beispiel hier noch zu mehrerer Bestätigung giebt die hiebei gelieferte Zeichnung des Nabobs Hyder Aly Pallasts in Seringapatnam **). Es ist dieß die Westfronte von des Nabobs Pallast, wie sie an Ort und Stelle gezeichnet ist, und man kann nicht leugnen, daß darin große Arbeit und eine eigne Art von Pracht herrscht. Auch ist allerdings die Blumenreiche Verzierung so wie die des Umlaufs der platten Dächer bewundernswerth, und das Ganze hat dabei etwas imponirendes. Allein der Mangel an den bei uns für solche Gebäude nicht ohne Grund erwarteten majestätischen Trägern oder Säulen und das Gemisch der bunten, wenn gleich künstlichen Schnirkeleien, die überall das

*) M. s. den vorhergehenden Theil.
**) M. s. das Kupfer.



W. in Seringapatam

das feste Grundwerk bedecken, thut doch dem guten Geschmack schwerlich Genüge, so kostbar auch dieß alles mag gewesen seyn. Daß sich indeß in Seringapatnam geschmackvollere Pracht bei andern Gebäuden zeigte, ergab sich aus der Beschreibung von Hyder Alys Mausoleum *).

Fast alles hier von der Pracht der Mogolen Erwähnte, gehört indeß nur in die Vergangenheit. Die güldnen Zeiten der Mogolen sind vorüber, und wir werden nachmals mit kurzen Worten andeuten, wie diese ihre der Menschheit schreckliche Größe entstand und verging!

Jetzt mögen einzelne Vergnügungsarten, welche unter den Mahomedanern gerade nicht auf eben die Weise genossen werden, als bei den Mogoln in Hindostan, den Abschnitt von diesen Weltverheerern beendigen.

So wie bei den Türken und Persern ist freilich außer dem Opium, Bang, Sorbets und Zuckerwerk auch hier der Tabak ein Haupthülfsmittel, die Last der Zeit zu vermindern; allein die Methode diese narkotischen Dämpfe einzusaugen, weicht in Hindostan dennoch von der der übrigen Orientaler nicht wenig ab. Freilich wird bei letztern der Rauch ebenfalls durch ein langes Rohr und auch durch Wasser gehend zuvor gereinigt, in den Mund gebracht, allein selbst die Mischung den Materien, welche geraucht werden, in Hindostan Chillum genannt, ist verschieden. Zwar

*) M. s. den vorhergehenden Theil, S. 65 u. f.

besteht die Hauptsubstanz aus sehr feinem, durch häufiges Waschen seiner Schärfe beraubtem Tobak, allein hiezu mischt man eingemachte Rosenblätter, ja selbst eingemachte Früchte und andere wohlriechende Zuthaten. Dieses Gemisch läßt man einige Wochen unter der Erde stehen, und hiedurch gewährt dieser dann genannte Chillum einen herrlichen Geruch.

Das Werkzeug selbst besteht, erstlich aus einer Art von kleinem Kohlbecken, worin der Chillum gelegt wird, und auf ihn Kugeln von zerstoßenem Reiß und Kohlen. Darunter folgt sodann ein hohles Gestell, oder der Hukakrug, welcher zu einem glockenförmigen Gefäß führt, worin Wasser enthalten ist. In jenes paßt nun ein mehrere Ellen langes, schlangenförmig gebogenes Pfeifenrohr, von überzogenem Silberdrath, der Rauch tritt dann beim Anziehen durch das Rohr in das Wasser, wird, indem er dadurch geht nicht nur gekühlt, sondern von allem Unangenehmen gereinigt, und so gekältet und wohlriechend in den Mund gebracht. Das lange Rohr hat ein Mundstück von Gold oder Agat, und das Ganze ruhet auf einem zierlichen Tischgen von Silber, eingelegtem Holze, oder nur auf einer Matte. Ein eigener Bediente, der Huckadabar, sorgt für die Fortdauer des Feuers, und für neuen Chillum, wenn jener verzehrt ist. Ist daher das Instrument nicht bereits an sich kostbar, so wird es dennoch theuer wegen der Bedienung. Indem der Rauch durch das Wasser geht, und mit Blasen es hebt, entsteht ein Murmeln,





welches, wenn mehrere Hucka-Raucher im Zimmer sind, ein unangenehmes Getös hervorbringt.

Dieser Zeitvertreib ist den Mogolen eben so mit den Hindus gemein, als die zuvor erwähnten Schachspiele.

Der Natur ihres kriegerischen Charakters gemäß, treibt dagegen der Mogul noch jetzt die Jagd weit leidenschaftlicher. Die Omrahs und die Mogol-Kaiser gehen noch jetzt mit solchem Pomp und gleichsam wirklichen Heerzügen auf die Jagd, wie wir dieß zuvor erwähnten. Hiebei kömmt nicht nur ebenfalls die Jagd mit Falken vor, sondern sogar die Löwenjagd, obgleich es wahrscheinlich ist, daß diese edelste Katzenart anjetzt in Hindostan sehr selten vorkommt. Pennant versichert, daß der Löwe zwischen jener berühmten Bergfestung Gwallior und Rotas-Ghur *), noch häufig sey. Daß Hindostan vormals von dieser Thierart bewohnt ward, bezeugen nicht nur die Löwenjagden des Kaisers Akbar sondern selbst zu Berniers Zeiten hielt Aurengzeb dergleichen. Hiebei bediente man sich des sonderbaren Mittels die Furchtbarkeit des Löwen dadurch zu mildern, daß man Tages zuvor einen

*) Dieß wäre eine sehr ansehnliche Erstreckung, da Gwallior von R. Ghur über 80 D. Meilen nach Süd-Osten entfernt liegt. Pennant View of Hindost. II. p. 185.

Esel, der mit Opium gefüttert war, für ihn zur Beute an einen Baum band; der Löwe ward durch dessen Genuß schläfrig oder muthlos.

Es wäre überflüssig, der übrigen Zeitvertreibe der Mogoln zu erwähnen, da die mehresten mit denen der Hindus zutreffen. So lieben sie ebenfalls die Schauspiele oder vielmehr Tänze, Notsches, der öffentlichen Tänzerinnen u. d. Wir müssen noch kürzlich der übrigen Fremden in Hindostan Erwähnung thun.

Den Anfang machen wir mit den Afghanen, auch Patanen oder Pitanen genannt, da sie jetzt ebenfalls Mohamedaner sind. Diese starkgebauete, muthige Menschenrace, welche aus vielen Stämmen oder großen Familien besteht, waren eigentlich die Bewohner der nordwestlichen Gränz-Gebirge Hindostans, lebten also gegen Candahar und Persien hin. Vormals völlig rohe Barbaren, traten sie zu Muhameds Religion über, und gehören jetzt zu der Secte der Suniten; indeß liegt ihnen ihre Religion nicht sehr am Herzen; doch sind sie in Ansehung der Ausschweifungen weit enthaltsamer als die übrigen Mahomedaner, und verabscheuen besonders die unnatürliche Liebe.

Lebensart, Kleidung und Nahrung sind wie es einem rauhen unkultivirten, stets zum Krieg und Raub bereiten Volke angemessen ist. Ueber einem baumwollenen Hemde tragen sie eine lange Weste von grobem Zeuge, der Unterleib und das Bein wird von engen Beinkleidern, der Kopf von einer hohen conischen tuchenen Mütze bedeckt.

Die Nahrung besteht, außer den gewöhnlichen Produkten, von Korn und Milch, auf ihren Excursionen aus harten Kugeln von geronnener Milch, Kroß genannt, die sie dann in Wasser erweicht, mit Brod genießen.

Kabul ist die Hauptstadt und Sitz ihres Schachs, der übrigens nicht mit großer Strenge über diese weitverbreiteten, zum Theil nomadischen Völkerschaften herrschen kann. Ihre Macht, oder vielmehr ihre Streifzüge, sind anjetzt besonders nur im Penjab und angränzenden Ländern furchtbar. Ihre Hauptstärke besteht in Reuterei, obgleich sie auch Infanterie haben. So unruhig ihre Lebensart auch ist, so lassen sie dennoch den Kaufleuten und Caravanen ihren Schutz angedeihen. Bei den Revolutionskriegen Hindostans spielen sie keine unbedeutende Rolle. Nadir-Schah war ein Afghane.

Ein bedeutender Stamm der Afghanen sind die durch die Engländer so berühmt gewordenen Rohillas. Ihr Hauptsitz war das Land Kotair am nordöstlichen Ende von Dehli, an der Ostseite des Ganges über dem 28sten Breitengrade.

Mehrere beträchtliche Städte, z. B. Bareilly, Awlah, Bissuly, Shahabat, Sumbut u. a. sind darin gelegen. Die Rohillas, besser civilisirt als die übrigen Afghanen, treiben zugleich den Ackerbau, auch war ihr Handel vormals bedeutend.

An diesen Volksstamm dürfen wir sofort anschließen, die Balutschen, nach Andern Bulujes genannt, einzelne rohe Stämme der Pata-

nen, welche ihren Sitz über Moultan nach Westen gegen Persien haben.

Perser giebt es nicht blos wegen der Nähe dieses Landes selbst, sondern vermöge der Einbrüche von dorther in Hindostan, wie z. B. zuletzt unter Schah = Nadir; hievon haben sich mehrere Tausende daselbst niedergelassen; aber auch altgläubige Perser, die Urnation Persiens vor den Mahometanern. Sie sind uns unter den Namen der Parsis oder Guebern, oder Feueranbeter bekannt. Anquetil du Perron hat uns am besten über diese Anhänger des Zoroasters belehrt; sowohl diese als die heutigen Perser müssen hier nur namentlich angeführt werden.

Dieß ist auch der Fall mit den Armeniern, jetzt ebenfalls ein schäzbarer Volksstamm Hindostans, als Kaufleute betrachtet; so wie die Araber, welche bei der Nähe ihrer Heimath seit langer Zeit hieher handelten; Paolino rechnet nur allein für Malabar 100 Tausend angesessene Araber.

Auch leben, ihm zufolge, hier überdieß allein noch jetzt gegen 20 tausend Juden, ihre Anzahl in ganz Hindostan muß daher wohl sehr beträchtlich seyn.

Die hiesigen Juden datiren ihre Anwesenheit in Hindostan von der Babylonischen Gefangenschaft. Ein Theil des Stammes von Manassch soll sich nach einer dreijährigen Reise hier angesiedelt haben. Damals belief sich ihre Zahl auf 20 Tausend, und da sie von den Hindus gut

aufgenommen wurden, stieg ihre Anzahl auf 80 tausend Familien, welche dann ein solches Vermögen erworben hatten, daß sie ein eigenes kleines Königreich Cranganor südlich auf der Küste von Malabar erkauften, und dort von zweien Oberhäuptern aus ihren angesehnsten Familien regiert, eine eigene Republik bildeten. Sie sind anjetzt sehr von dieser Höhe herabgesunken; indeß besitzen sie ihre Annalen von Nebucadnezar an im Hebräischen; und der berühmte van Rheeden hat diese ins Holländische übersetzt geliefert (Pennant).

Dieß sind die sogenannten weißen Juden. Eine besondere Abtheilung der dortigen Juden heißen nämlich die schwarzen, die sich denn auch von jenen absondern. Diese haben ihren Ursprung von den schwarzen Sklaven, welche jene aufkauften, und sie in ihre Religion aufnahmen. Unser berühmte Büsching hat uns weitere Auskunft darüber gegeben.

Viel jünger befinden sich die eben so geschliffenen und industriösen Chinesen; auch leben mehrere Tibetaner hieselbst, da sie bereits durch Butan mit Hindostan verbunden sind.

Endlich finden sich auch mehrere Malaien und Einwohner verschiedener Inseln des indischen Oceans z. B. der Maldiven und der Sundinseln.

Von Afrika werden hier nicht nur mehrere Sklaven eingebracht, sondern das zu Wasser nicht sehr ferne Abyssinien hat seit langer Zeit schon viele der dortigen Einwohner durch den

Handel hieher geführt. Es ist daher die Anzahl der Ost-Afrikaner in Hindostan nicht unbedeutend. Die Beschreibung dieser Fremdlinge gehört aber eben so wenig hieher, als die der vorhergehenden Fremden.

Begreiflich muß die Anzahl der Europäer in Hindostan beträchtlich seyn, da seit der Ankunft des Gama viel tausend Kaufleute und Abendtheurer, fast von allen Theilen Europens sich hier ansiedelten.

Christen waren indeß bereits viele Jahrhunderte zuvor in Hindostan in bedeutender Anzahl, ja man datirt dort die sogenannten Thomas-Christen selbst von dem Apostel Thomas her. Dieser soll, da er von Palästina und Persien aus, bis nach Meliapur, oder gewöhnlich St. Thomas genannt, unweit Madras, gekommen, dort durch einen Braminen den Märtyrertod erlitten haben, daher denn auch dessen Gebeine als Reliquien auf dem St. Thomasberge, landeinwärts, bewahrt und von vielen Christen verschiedener Secten noch bewallfahrtet werden.

Sey dieß aber auch fabelhaft, so benachrichtigt uns Pennant, daß Alfred der Große, vermöge eines Gelübdes bereits im Jahre 883 einen Bischoff zuerst nach Rom, und hierauf nach Indien mit Almosen für die dortigen Christen von St. Thomas (Meliapur) gesandt habe; so daß wenigstens diese schon sehr lange vor Ankunft des de Gama in Hindostan angesiedelt gewesen.

Ihre Gebräuche weichen auch beträchtlich von denen der Römischen Kirche ab, und dieß ist

ebenfalls der Fall bei den Christen, an der entgegenstehenden Küste von Malabar, in Cranganor. Gama fand bei seiner ersten Ankunft in Ostindien auf 200 tausend Christen an der Küste von Malabar, die aber nur den Patriarchen von Babylon, nicht den Papst für ihr geistliches Oberhaupt anerkannten. Sie sind aber auch in neuern Zeiten noch sehr zahlreich gewesen, denn Hyder Aly fand bei seiner Einnahme von Bednore in Canara, 30000 Christen, welche beträchtliche Vorrechte genossen. Die Anzahl der Thomas-Christen rechnet man etwa auf 100000 auf Malabar.

Nach der Ankunft der Portugiesen entstanden begreiflich auch römisch catholische Christen; und aus ihrer Vermischung mit den untern Volksklassen oer Malobaren und andern dortigen Bewohnern ging daraus eine Spielart hervor, bekannt unter dem Namen der schwarzen Portugiesen oder Topassis.

Paolino giebt nur 15000 Europäer auf Malabar an; daß aber die Gesammtzahl der Europäer Hindostans weit bedeutender seyn müsse wird sich nachmals leicht ergeben wenn wir zu den Revolutionen dieses Landes und seiner daraus hervorgegangenen heutigen Lage und besonders zu den dort hauptsächlich herrschenden Britten kommen werden.

Bei so vielartigen Menschen die sich in Hindostan neben einander befinden, bei dem herrlichen Klima und bei der zur Wollust und zum üppigen Sinnengenuß auffordernden Natur, muß-

ten hier oftmals Vermischungen verschiedener Menschenracen statt finden; es mußten Blendlinge entstehen.

Daher sieht man hier ebenfalls durch die Vereinigung des dunkeln Portugiesen oder des hellern Holländers, Franzosen und Britten bald mit den geringern Hinduscasten, bald mit mongolischen Weibern oder gar mit Negerinnen, so wie durch die Vermischung der Mongolen mit christlichen oder indischen Frauenzimmern vielfache, ja wenn man alle Nüanzen rechnen wollte, kaum aufzuzählende Spielarten des Menschengeschlechts.

Und wenn gleich die Hindus der höhern Casten hievon, wo nicht gänzlich dennoch größtentheils sich selbst, als durch solche Vermischung tief entehrt, ausschließen, so steigt dennoch die Anzahl dieser Blendlinge so wie der dort gebornen Europäer, die man mit den Creolen vergleichen dürfte, zu einer so beträchtlichen Masse, daß selbst, wie L. Valentia bemerkt, die Britten in der Folge nicht ohne Grund ein genaues Auge darauf zu haben, für nöthig finden könnten.

Um sowohl die hiebei kommende Karte besser benutzen zu können, als auch sich einen bestimmteren Begrif von der Größe sowohl des Ganzen als auch der einzelnen, hauptsächlichsten Länderabtheilungen geben zu können, beschließe ich für diesmal diesen Theil der Darstellung von Hindostan mit der schäzbaren Tabelle welche Hr. Albers der durch ihn verkleinerten Arrowsmith-

schen Karte von Ostindien beigefügt hat, da sie weniger benutzt zu seyn scheint als sie es verdient.

Tabelle.

Ueber den Flächeninhalt Ostindiens diesseits des Ganges (westlich bis zum Indus) in geograph. Quadratmeilen.

I. Souveraines Gebiet der brittischen Ostind. Compagnie 17387,2

A. Präsidentschaft Calcutta 9438,7

1) Bengal 4062,2
2) Bahar 2286,1
3) Britt. östl. Oude 499,4
4) Britt. westl. Oude und südl. Duab 1480,5
5) Oestl. Allahabad und Benares . . 591,4
6) Tiperah und Chittigong 519,1

B. Präsidentschaft Madras 4024,2

1) Circars mit Cattack und Balasore . 1968,8
2) Carnatick . . 1122,4 (mit Pondichery = 9 Q. M.)
3) Jaghire . . . 135,7
4) Tanjore . . . 161,7
5) Poligars . . . 69,6
6) Tondiman . . 68,1

7) Madura . . .	72,6	
8) Marawas . . (mit Ramisseram u. a. J. = 2, 4 Q. M)	121,3	
9) Tinevelly . . .	304,0	
C. Präsidentschaft Bombay		3924,9
1) Bombay und Salsette J.	14,0	
2) Britt. Guzrat und Broach . . .	521,5	
3) Fort Victoria .	6,0	
4) Britt. Mysore und Palnaud . . . (mit Seringapatnam = 1, 5 Q. M)	3383,4	
II. Bundesgenoßen der Ostind. Compagnie		11753,$\frac{7}{10}$
A. Cochin und Travancore	483,1	
B. Nizam oder Subah von Decan	5419,3	
C. Gurrah, Mundlah und Bundelcund	1107,1	
D. Nabob von Oude . .	1006,1	
E. Agra und Delhi . .	2539,2	
F. Mysore	1198,9	
III. Insel Ceylon (Besitzung der Brittischen Regierung)		1225,$\frac{11}{10}$
A. Königl. Großbritt. Küste (Mit Manaar = 2, 5 Q. M.)	548,5	
B. Inneres, oder Kaiserthum Candy	676,6	

IV. Staaten der Mahratten . . .		16804,$\frac{0}{10}$
A. Westliches Reich . .	10317,9	
B. Oestliches Reich . .	6486,1	
V. Souveraine indische Staaten . .		11413,$\frac{9}{10}$
A. Staaten in Ajmeer und Sindy östlich vom Indus (zum Theil unter Oberherrschaft des Zemaun Schah von Candahar) .	6869,9	
B. Jaiver oder Tuppel . .	9,5	
C. Seerdhuna (Gebiet des Sumroo Begum) . . .	11,0	
D. Rampoor (Rohillas) .	34,5	
E. Staaten der Seiks . .	4150,0	
F. Cashmere	339,0	
VI. Portugiesische Besitzungen		33,$\frac{2}{10}$
A. Goa	33,0	
B. Diu. J.	0,2	
Flächen = Inhalt von ganz Ostindien dießseits des Ganges		58617,7
Als unbewohnbar sind hiervon abzuziehen:		
zu I. A. 1) die berüchtigten Sunderbunds		265,0
zu I. B. 2) See Ericans oder Ircum .		10,5
zu I. B. 1) See Chilcah		13,5
See Colair		25,5

Erklärung der Kupfer.

1) Das Titelkupfer zeigt den Gott Brahma mit 4 Köpfen auf einem Schwan (Hamsa) reitend, in der einen Hand die Gesetzbücher, zu oberst das berühmte Klinkhorn Xanchos (Buccinum), nach einer Zeichnung aus dem Mus. Borgiano zu Veletri. . zur Seite 222
2) Die ehemalige Hauptstadt Agrah nach Hodges 24
3) Hindostanische Bauern, Ebend. . . 44 u. f.
4) Das Observatorium zu Benares nach Archib. Campbells Zeichnung (an Ort und Stelle) aus den Philos. Transact. Vol. 67. . . . 185

A. Ein großer steinerner Gnomon unter einem Winkel von 25° auf zwei Quadranten von 9 Fuß Halbmesser; jeder hat 9 größere und wiederum 10 kleinere, also 90 genaue Abtheilungen.

B. Ein anderes Instrument um genau die Zeit des Tages durch den Schatten eines Gnomons zu bestimmen, dieser steht perpendicular auf dem Mittelpunkt eines flachen Steines welcher in einer schiefen Richtung von vier perpendicularen Steinen erhalten wird.

C. Ist ein messingener Kreis 2 Fuß im Durchmesser, beweglich zwischen zweien Zapfen zweier steinernen Pfeiler.

D. besteht aus zwei großen kreisförmigen Mauern, wovon die erste 40 Fuß im Durchmesser, bei 8 Fuß Höhe, hält, der kleinere inwendige Kreis ist nur halb so hoch. Beide Kreise sind in 360 Grade getheilt, jeder Grad wiederum genau in 20 Theile. In der Mitte steht ein Pfeiler, von der Höhe des kleinen Kreises; er hat ein Loch in seiner Mitte das den Mittelpunct beider Kreise ausmacht.

E. ist eine kleine Aequinoct. S. Uhr, auf eben die Art gebauet wie A.

5) Pagode auf der Küste von Coromandel, nach Sonnerat Voy. Atlas. T. . . . . . Seite 237

6) Das Fest Quedil, Ebendaher 254

7) Das Schwingen des Krischna, aus Solvyns 262

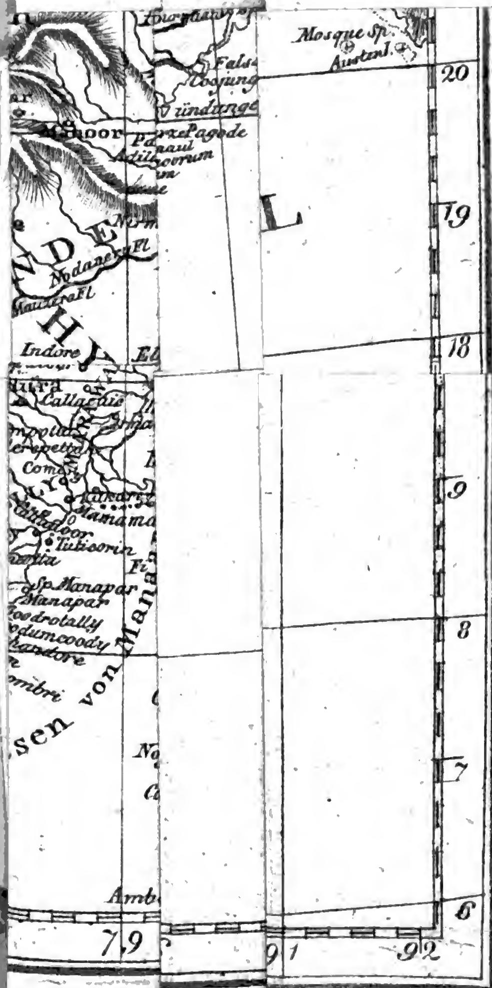
8) Aufzug bei einer Hochzeit, nach Sonnerat 275

6) Das Innere einer Zenana (Serail), nach Hodges 277

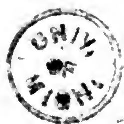
10) Willkührliche Verbrennung einer Wittwe. Ebendaher 281

11) Pallast des Nabobs in Seringapatnam, nach Dalrymple 336

12) Der Huckarauchez 338



Mosque Sp.
Austenl.
Coojung
Manoor
Pagode
Adilaoorum
Nodanee Fl.
Indore
Callacaie
Comary
Tuticorin
Sp. Manapar
Manapar
Poodrotally
Codumcoody
Chandore
Tombri
sen von Mana
Amb
20
19
18
9
8
7
6
79
91
92


UNIV. OF MICH.



